

Ehemalige im Kinderdorf

Die innerseelische Situation und die Entwicklung
der Persönlichkeit von Kindern und Jugendlichen
in einer Einrichtung der stationären Jugendhilfe

Eine empirische Untersuchung auf der Basis von Gesprächen
mit Ehemaligen aus einem Kinder- und Jugenddorf
und einer Aktenanalyse

Dissertation

Zur Erlangung der Würde des Doktors der Philosophie
der Universität Hamburg

Vorgelegt von

Georg Kormann

aus Mosbach / Baden

1. Referent: Herr Prof. Dr. Inghard Langer

2. Referent: Herr Prof. Dr. Friedemann Schulz von Thun

Tag der mündlichen Prüfung: 22. 06. 2005

Inhaltsverzeichnis

Abstract	11
Zusammenfassung	13
Summary	18
1. Einleitung und Fragestellung	23
1.1 Persönliche Beziehung zum Thema	23
1.2 Leitende Fragestellungen	24
2. Zur Standortbestimmung der Heimerziehung	27
2.1 Heimerziehung – Ein historischer Rückblick	27
2.2 Die Entwicklung der Heimerziehung in ihrem historischen Kontext	28
2.2.1 Waisenanstalten und der Waisenhausstreit	30
2.2.2 Kindorientierte Erziehung in der Aufklärung	32
2.2.3 „Rettungshausbewegung“: Johann Heinrich Wichern	32
2.2.4 Die Erziehungssituation in der Zeit des Nationalsozialismus	33
2.2.5 Heimerziehung nach dem 2. Weltkrieg: Das Münchner Waisenhaus und die Kinderdorfbewegung	34
2.2.5.1 Lebensgemeinschaft im familienähnlichen Rahmen	35
2.2.5.2 Dauerhaftigkeit und Einmaligkeit	36
2.2.5.3 Alltagsbezug und Lebensweltorientierung	37
2.2.5.4 Fachlichkeit und multidisziplinäre Professionalität	37

2.3	Die Heimkampagne der 60er Jahre und anschließende Reformbestrebungen	38
2.4	Heimerziehung im Kontext des KJHG von 1991	40
2.5	Anforderungen an eine moderne Heimerziehung	42
2.6	Welche Kinder kommen ins Heim?	43
3.	Evaluationsforschung im Bereich der stationären Jugendhilfe	45
3.1	Evaluation in der Jugendhilfe	46
3.2	Ansätze der Evaluationsforschung	47
3.2.1	Studien zur Leistungsbeurteilung erzieherischer Hilfen	47
3.2.2	Studien zur Erfassung der Strukturqualität aus Sicht der AdressatInnen	58
4.	Das Forschungsprojekt JULE 1998	63
4.1	Zentrale Ergebnisse der Aktenanalyse	65
4.1.1	Grunddaten zur Untersuchungspopulation	65
4.1.2	Bewertung der Hilfeverläufe in den verschiedenen Jugendhilfefeldern	65
4.1.3	Erzieherische Hilfen im Heim	67
4.1.3.1	Beschreibung der entsprechenden Stichprobe	67
4.1.3.2	Bewertung der Hilfeverläufe im Heim nach Aktenlage	67
4.1.3.3	Das Leistungsfeld Heim aus Sicht der AdressatInnen	68
5.	Der Forschungsansatz der vorliegenden Arbeit	70
5.1	Die qualitative „Wende“ in den Sozialwissenschaften	70

5.2	Methodische Zugänge	71
5.2.1	Das narrative Interview und seine Grenzen	71
5.2.2	Das persönliche Gespräch als Forschungsmethode	71
5.2.2.1	Theoretischer Hintergrund	72
5.2.2.2	Praktische Umsetzung – Durchführung der Gespräche	74
5.2.2.3	Praktische Umsetzung – Auswertung der Gespräche	76
6.	Vorgehensplan	78
7.	Durchführungen	81
7.1	Datenerhebung: Erster Schritt	81
7.1.1	Die 15 persönlichen Gespräche mit Ehemaligen	81
7.1.2	Die Beschreibung der Stichprobe	81
7.1.3	Verdichtungsprotokolle und Zusammenfassungen	84
7.1.3.1	Gespräch mit Thomas – Verdichtungsprotokoll	84
	Zusammenfassung des Gesprächs mit Thomas	96
	Aussagen auf der Basis des Gesprächs mit Thomas	99
7.1.3.2	Gespräch mit Claudia – Verdichtungsprotokoll	101
	Zusammenfassung des Gesprächs mit Claudia	116
	Aussagen auf der Basis des Gesprächs mit Claudia	119
7.1.3.3	Gespräch mit Guido – Verdichtungsprotokoll	122
	Zusammenfassung des Gesprächs mit Guido	131
	Aussagen auf der Basis des Gesprächs mit Guido	134
7.1.3.4	Gespräch mit Rosalind – Verdichtungsprotokoll	137
	Zusammenfassung des Gesprächs mit Rosalind	146

	Aussagen auf der Basis des Gesprächs mit Rosalind	149
7.1.3.5	Gespräch mit Sandra – Verdichtungsprotokoll	153
	Zusammenfassung des Gesprächs mit Sandra	165
	Aussagen auf der Basis des Gesprächs mit Sandra	169
7.2	Datenerhebung: Zweiter Schritt	173
7.2.1	Aktenanalyse der Ehemaligen der Entlassjahrgänge 1981 – 1985	173
7.2.2	Ergebnisse der Aktenanalyse	175
7.2.2.1	Geschlechterverteilung	175
7.2.2.2	Alter zu Beginn der Unterbringung im Kinderdorf	176
7.2.2.3	Anzahl fremduntergebrachter Geschwister	178
7.2.2.4	Situation und Problemlage der Herkunftsfamilie	179
7.2.2.5	Beziehungen innerhalb der Familie vor Aufnahme im Kinderdorf	181
7.2.2.6	Problemlage zu Beginn der Hilfe	182
7.2.2.7	Individuelle Ressourcen der Kinder und Jugendlichen	184
7.2.2.8	Hilfen im Vorfeld der Aufnahmen im Kinderdorf	185
7.2.2.9	Elternarbeit im Kinderdorf	186
7.2.2.10	Gesamtaufenthaltsdauer im Kinderdorf	190
7.2.2.11	Bilanz der Kinderdorferziehung im Rückblick	192
8.	Gesamtergebnisse	196
8.1	Das Panorama der Lebenswirklichkeit ehemaliger Kinder im Kinderdorf	196
8.1.1	Heimunterbringung und die Umstände der Aufnahme	196
8.1.1.1	Biografische Brüche	196

8.1.1.2	Die Auseinandersetzung mit den Eltern oder einem Elternteil	201
8.1.1.3	Die Umstände der Aufnahme in das Kinderdorf und die ersten Tage	205
8.1.2	Lebenswirklichkeit und Erfahrungen während des Aufenthaltes	208
8.1.2.1	Das Erleben des „Andersseins“ und Ausgrenzungserfahrungen	208
8.1.2.2	Die Bedeutung von Beziehungen	209
	Die ErzieherIn als „Mutter“	210
	Die ErzieherIn als „Freundin und Vertraute“	212
	Die ErzieherIn als „Gegnerin“	216
8.1.3	Bleibende Eindrücke durch LehrerInnen an der Heimschule	218
8.1.4	Erfahrungen mit Sanktionen	221
8.1.5	Die Fremdunterbringung und der Wunsch nach Normalität	223
8.1.6	Stellenwert der Elternarbeit	224
8.1.7	Der Stellenwert von Freizeit, Sport und musischer Erziehung	225
8.1.8	Das Kinderdorf als katholische Einrichtung	228
8.1.9	Isolierte Lage des Kinderdorfes	230
8.1.10	Rückblick und die Auswirkungen auf die persönliche Entwicklung	231
	Erleben einer frühen Selbstständigkeit	231
	Bedeutung von Ordnung, festen Strukturen und Disziplin	233
	Das Erleben von Gemeinschaft und Zugehörigkeit	234
	Umgang mit eigenen Kindern	235

8.1.11	Gesamteinschätzung der Erfahrungen im Kinderdorf	239
	Stabilität und Sicherheit im Leben: Hilfe zum „Über-Leben“	239
	Mangelnde Unterstützung und Hilfestellung im Heim	243
8.1.12	Kritik am Erziehungskonzept des Kinderdorfes	246
8.1.13	Klage über „neue Tendenzen“ im Kinderdorf und in der Heimerziehung	248
8.2	Übergeordnete Aussagen über ehemalige Kinderdorfkinder	249
9.	Diskussion	256
9.1	Grundlagen und Handlungsfelder	262
9.1.1	Elternarbeit	263
9.1.2	Hilfeplan und Partizipation	265
9.1.3	Schule im Kinderdorf	270
9.1.4	Familienprinzip im Kinderdorf	274
9.1.5	Risikofaktoren, Bindung und Resilienz	279
9.2	Zentrale Aufgaben und Funktionen	286
10.	Persönliche Erfahrungen in Verbindung mit dieser Arbeit und weiterführende Fragestellungen	292
11.	Literaturverzeichnis	294
12.	Anhang	302

Abstract

This qualitative study is concerned with the psychological situation of former care residents who spent a considerable part of their childhood and adolescence in a Children's and Young People's Village. The primary point of reference is the perspective and the point of view of those who receive care service. The study aims to understand the contribution – be it successful or failed – that their life and upbringing in the Children's Village have made to these coping strategies.

The main focus is the qualitative study, which is based on 15 interviews. The analysis of this material follows Langer's (2000) method of the 'personal discussion as a method of scientific research'.

The second part of the study comprises an analysis of 66 files on children and young people who left the Children's Village between 1981 and 1985. The analysis of the file reveals that 70 % of the sample demonstrates positive development in the Children's Village. The qualitative analysis of the interviews with the former residents revealed that the quality of relationships with important attachment figures played a central role in the development of coping strategies in children who grow up in a Children's Village.

Key words: Qualitative research, young people in residential care, resilience, Children's Village, personality development, coping strategies, attachment

In dieser qualitativen Studie wird die psychische Situation von ehemaligen Heimkindern, die einen großen Teil ihrer Kindheit und Jugend in einem Kinder- und Jugenddorf verbracht haben, untersucht. Es wird aus der Sicht der Betroffenen der Beitrag zu erfassen versucht, den die Erziehung und das Leben im Kinderdorf zur Bewältigung ihres Lebens geleistet haben.

Mit 15 Ehemaligen aus einem Kinderdorf wurden Gespräche geführt und nach der von Langer (2000) entwickelten Methode des „Persönlichen Gesprächs“ als Weg in der wissenschaftlichen Forschung“ ausgewertet.

In einem zweiten Teil der Untersuchung wird eine Analyse von 66 Akten von Kindern und Jugendlichen vorgenommen, die im Zeitraum von 1981 und 1985 das Kinderdorf verlassen haben. Nach der Aktenlage zeigte sich in Übereinstimmung mit den vorliegenden Bewährungsstudien in über 70 % der Fälle eine positive Entwicklung.

Die qualitative Auswertung der Gespräche mit den Ehemaligen macht deutlich, dass die Qualität der Beziehungen zu den wichtigen Bezugspersonen eine zentrale Rolle für die Bewältigung des weiteren Lebens spielt.

Zusammenfassung

Die vorliegende Arbeit befasst sich mit der psychischen Situation von ehemaligen Heimkindern, die einen großen Teil ihrer Kindheit und Jugend in einem Kinder- und Jugenddorf verbracht haben. In der Arbeit werden die Bewältigungs- und Bearbeitungsstrategien erhoben, die Kinder und Jugendliche in der Zeit ihres Aufenthaltes im Kinderdorf erworben haben. Durch die Arbeit sollte den Ehemaligen selbst und den MitarbeiterInnen in Heimen der stationären Jugendhilfe ein besseres Verständnis ermöglicht werden, wie Kinder im Heim die Probleme und Belastungen, die sie ins Heim gebracht haben, verarbeiten können und wie es ihnen gelingt, später ihr Leben zu bewältigen. Die LeserInnen und andere Ehemalige können Ermutigung und Orientierung für ihr eigenes Leben erhalten.

Fachkräfte in der Heimerziehung könnten Anregungen für ihre Arbeit in der Erziehung von Kindern und Jugendlichen im Heim bekommen.

Die vorliegende Studie bezieht sich vorrangig auf die Perspektive und Sichtweise der AdressatInnen der Hilfe. Es geht dabei um die Erfassung der seelischen Befindlichkeit im Zusammenhang mit der Aufnahme ins Heim, mit den Erfahrungen in der Erziehung während des Aufenthaltes und den Ansätzen der Bewältigung und Verarbeitung der belastenden Vorerfahrungen. In einer qualitativen Analyse wird versucht, den erfolgreichen oder auch missglückten Beitrag zu erfassen, den die Erziehung und das Leben im Kinderdorf geleistet hat. Es geht dabei um die Erfassung der seelischen Situation und den Stellenwert, den die jungen Menschen heute selbst den Erfahrungen in der Fremderziehung für die Entwicklung ihrer Gesamtpersönlichkeit beimessen.

Die Untersuchung besteht aus zwei Elementen: Die erste Stelle nimmt dabei die qualitative Untersuchung ein, die 15 Gespräche mit Ehemaligen aus einem Kinderdorf zur Grundlage hat.

Die wissenschaftliche Bearbeitung erfolgte nach der von Langer (2000) entwickelten Methode des „Persönlichen Gespräches als Weg in der wissenschaftlichen Forschung.“ Es geht hierbei vorrangig um die Frage, wie die Alltagserfahrungen von Menschen, die sie bei der Bewältigung ihres Lebens sammeln, für die psychologische Forschung nutzbar gemacht werden können. Dieser Ansatz hat seinen Ursprung in dem Verständnis einer

offenen und authentischen Wissenschaft nach Rogers (1968, 1973), in dem nicht allgemeingültige Aussagen über eine bestimmte Bevölkerungsgruppe zu treffen sind, sondern durch die Gesprächsmittelungen in einer Untersuchung den LeserInnen Orientierung für den eigenen Umgang mit entsprechenden Lebensfragen gegeben werden können.

Im zweiten Teil der Untersuchung wurde eine Analyse von 66 Akten von Kindern und Jugendlichen vorgenommen, die im Zeitraum von 1981 – 1985 die Schule oder die Lehre beendet und das Kinderdorf verlassen haben. Diese Aktenanalyse, die sich am Analysebogen der JULE-Studie (Baur, u. a., 1998) orientiert, dient vorrangig der Stichprobenbeschreibung und bietet mit Hilfe eines Vergleiches der Ergebnisse der JULE-Studie in einigen Bereichen die Möglichkeit, Unterschiede in der Arbeit im Kinderdorf im Vergleich zur traditionellen Heimerziehung darzustellen.

Bei der untersuchten Stichprobe im Rahmen der **Aktenanalyse** wird deutlich, dass in über 70 % der Fälle sich eine positive Entwicklung der Kinder und Jugendlichen im Kinderdorf zeigt.

Zur Situation der Herkunftsfamilien lässt sich sagen, dass 37 % der Kinder in der Stichprobe vor Beginn der Aufnahme ins Kinderdorf aus Scheidungsfamilien stammten oder bei der alleinerziehenden Mutter lebten, 16 % kamen aus Stieffamilien.

Durchgängig zeigt sich, dass ein wesentlicher Indikator für die Inanspruchnahme von stationärer Jugendhilfe im Kinderdorf schwierige sozioökonomische Verhältnisse sind, d. h. 53 % der Familien sind als arm zu bezeichnen. In 55 % der Fälle bestimmen problematische Wohnverhältnisse und in 32 % Arbeitslosigkeit die Ausgangssituation der Familien. Aus diesen Daten wird die soziokulturelle Benachteiligung dieser Gruppe deutlich und der enge Zusammenhang zur Inanspruchnahme von Heimerziehung.

Neben diesen strukturellen Benachteiligungen der Familien werden weitere Belastungen genannt, die im Beziehungsgefüge der Familien liegen. So zeigen die Zahlen in der Stichprobe, dass in 41 % der Fälle die Kinder Gewalt im Elternhaus erfahren haben, ebenfalls bei 41 % lag eine Suchtproblematik der Eltern vor. Bei 70 % der Familien gab es für die Kinder kein psychosoziales Klima, das eine günstige Entwicklung der Kinder in der Familie hätte erwarten lassen. In 66 % der Fälle wird eine Störung der Eltern-Kind-Beziehung als Begründung für die Fremdunterbringung angese-

hen, in 48 % wird das Kind Opfer familiärer Kämpfe oft auch im Kontext von Alkohol- und Drogenkonsum der Eltern oder im Rahmen einer Scheidung. In der untersuchten Stichprobe ist die Vernachlässigung der Kinder im Elternhaus mit 68 % sehr hoch und die Kinder kamen schon sehr früh im Kleinkindalter ins Kinderdorf. Bei 27 % der Kinder sind die Eltern oder ein Elternteil gestorben.

Bei den individuellen Ressourcen fallen besonders die Sorge um die Geschwister mit 52 %, die Zuverlässigkeit mit 67 % und Hilfsbereitschaft mit 62 % bei den Kindern und Jugendlichen auf. Diese sozialen Fähigkeiten stellen mit Sicherheit wichtige Schutzfaktoren für die weitere Lebensbewältigung dar.

Hinsichtlich der Bilanz der Kinderdorferziehung im Rückblick fällt auf, dass in der untersuchten Stichprobe jeweils ein sehr hoher Prozentsatz auf die Ziele der „Beheimatung“ (47 %), der Bereitstellung „stabiler Strukturen“ (62 %) und Unterstützung für ein „selbstständiges Leben“ (80 %) fällt. Es wird deutlich, dass die Unterbringung im Kinderdorf häufig erfolgte unter dem Gesichtspunkt: den Kindern eine „Heimat“, ein „zweites Zuhause“ zu geben, in dem sie Rückhalt bekommen und wichtige Erfahrungen für ihr weiteres Leben machen können. In den weit überwiegenden Fällen war es diesen Kindern nicht möglich, in ihre Ursprungsfamilien zurückzukehren, da entweder die Familie nicht mehr existierte oder keine Basis für eine förderliche Entwicklung der Kinder mehr bieten konnte.

Die qualitative Auswertung der Gespräche mit den Ehemaligen machte deutlich, dass die Qualität der Beziehungen zu wichtigen Bezugspersonen eine zentrale Rolle für die Bewältigung des zukünftigen Lebens von Kindern spielt, die im Kinderdorf aufgewachsen sind. Wenn sie Vertrauen entwickeln können und sich noch einmal nach vielen Enttäuschungen auf neue Personen einlassen, dann vertrauen sie einzelnen, konkreten Menschen, nicht allgemein ErzieherInnen.

Mehr als die Hälfte der Befragten beschreiben ihre Unterbringung in das Kinderdorf als ein Erlebnis, das sie sehr belastet hat. In den meisten Fällen war ihnen die Unterbringung im Kinderdorf zu Beginn unverständlich und sie erlebten die Trennung von den Eltern als schweren Eingriff und als deutlichen Bruch in ihrem Leben.

Alle 15 der befragten Ehemaligen betonen die besondere Chance in ihrem Leben, eine wertvolle positive Beziehung zu einer ErzieherIn – meist der Hausleitung – gehabt zu haben. Sie betonen die Rolle dieser Person als „Mutterfigur“, die für sie Sicherheit, Geborgenheit, Beständigkeit und auch Konsequenz und Strenge verkörpert hat. Von anderen wurde diese Person als „Vertraute und Freundin“ erlebt, die Unterstützung und Hilfestellung auf dem Weg zur Selbstständigkeit gegeben hat. Etwa ein Drittel der Befragten berichten aber auch von starker erzieherischer Härte und dem Erleiden von körperlichen Strafen.

Für zwei Drittel der Befragten haben die Erlebnisse mit den LehrerInnen in der Schule bleibende Eindrücke hinterlassen: Sie haben in ihnen besonders dann wertvolle Personen gesehen, wenn sie mit Konsequenz und Strenge, aber auch mit einer Portion Humor unterstützt wurden und trotz ihrer Fehler angenommen wurden.

Es fällt auf, dass die Hälfte der Befragten viele Sanktionen und strenge Strafen als normal ansehen. Das Verhalten der Erwachsenen, der Eltern und auch der ErzieherInnen im Kinderdorf wird gerechtfertigt, auch gelegentliche körperliche Strafen.

Für ein Drittel der Befragten war es wichtig, dass sie in einem Kinderdorf aufgewachsen sind. Sie haben erlebt, dass hier ihr Wunsch nach Nähe, Vertrautheit und Konstanz der Beziehungen eher erfüllt wurde, als dies in einem „klassischen Heim“ der Fall gewesen wäre. Sie betonen die wichtige Erfahrung des Lebens in einem „ganz normalen“ Dorf. Doch beklagen ebenfalls ein Drittel die isolierte Lage des Kinderdorfes ohne Verkehrsanbindung, die die Kontakte mit der Umgebung erschwerten.

Mehr als die Hälfte betonen die wichtige Erfahrung von Sport, Freizeit und musischen Aktivitäten, für einige hat der Sport dazu beigetragen, dass sie es geschafft haben „zu überleben und am Leben zu bleiben“. Ebenso werden verständnisvolle Gespräche, heilpädagogische und therapeutische Hilfen als wertvolle Unterstützung bei der Bewältigung von Problemen erlebt.

Mehr als ein Drittel der befragten Ehemaligen betonen die Erfahrung eines frühen Zwanges zur Selbstständigkeit und zur Übernahme von Verantwortung. Sie wird als wichtig für die Bewältigung des Lebens heute erachtet. Die Hälfte der Befragten schätzt die Erfahrung von Ordnung und festen

Strukturen im Tagesablauf im Kinderdorf als sehr bedeutsam für ihr Leben ein.

Nahezu alle befragten Ehemaligen berichten von wichtigen und wertvollen Erfahrungen, die sie im Kinderdorf gemacht haben, sie schauen mit großer Dankbarkeit auf die Zeit im Kinderdorf zurück. Sie berichten, dass das Leben im Kinderdorf für sie „die Rettung“ gewesen sei bzw. das „Beste war, das ihnen in ihrem Leben passiert“ sei.

Etwa ein Drittel der Befragten sprechen die Tatsache an, dass sie es ganz allgemein als Nachteil erlebt haben, in einem Kinderdorf aufgewachsen zu sein. Sie hadern mit ihrem Schicksal als „Heimkind“, weil ihnen viele Möglichkeiten und Chancen eines Kindes, das in der Familie aufgewachsen ist, vorenthalten waren. Ebenso bedauern einige, dass die ErzieherInnen zu wenig Zeit für das einzelne Kind hätten.

Ebenfalls ein Drittel der Befragten stehen dem Erziehungskonzept des Kinderdorfes kritisch gegenüber, da die Kinder durch die zu starke Vermischung von beruflichen und privatem Leben bei Problemen der ErzieherInnen zu sehr belastet würden.

In den Gesprächen mit den Ehemaligen wurde generell deutlich, dass für nahezu alle Befragten das Kinderdorf bzw. die Jugendwohngruppe des Kinderdorfes zu einem „Zweiten Zuhause“ geworden ist, aus dem heraus sie mit Hilfe der ErzieherInnen als Bezugspersonen ihren Weg in ein selbstständiges Leben gehen konnten.

An die Darstellung der Gesamtergebnisse schließt sich die Diskussion der Ergebnisse unter Berücksichtigung wissenschaftlicher Gütekriterien für die Aussagekraft dieser Untersuchung an. In die Betrachtung werden auch die Ergebnisse anderer Untersuchungen einbezogen.

Abschließend werden einige zentrale Handlungsfelder der Heimerziehung auf dem Hintergrund der Ergebnisse der Untersuchung näher betrachtet und weiterführende Fragestellungen vorgestellt.

Den Abschluss bilden persönliche und subjektive Erfahrungen, die in Verbindung mit der Abfassung dieser Arbeit stehen.

Summary

Former residents of Children's Villages:
the psychological situation and personality development of children and young people in residential care

This study is concerned with the psychological situation of former care residents who spent a considerable part of their childhood and adolescence in a Children's and Young People's Village. We investigate the coping and strategies learned by children and young people during their time in the Children's Village. The purpose of our study is to provide the former care residents themselves and those who work in residential care with a better understanding of how children in residential care can deal with difficulties and problems with which they arrived in care and how they successfully manage their lives today. We aim to offer the reader and the former resident of care encouragement and orientation for their own lives and those who work in residential care ideas for their work with children and young people.

The study's primary point of reference is the perspective and the point of view of those who receive care services. We are concerned with their psychological state in connection with their entry into residential care, their experiences of their upbringing during their stay and the tactics with which they attempt to process and deal with their difficult experiences prior to entry into care. A qualitative analysis aims to understand the contribution – be it successful or failed – that their life and upbringing in the Children's Village have made to these coping strategies. In this context, we investigate the young people's psychological situation and the significance they ascribe today to their experiences in residential care with regard to their overall development.

The investigation is composed of two elements. Our main focus is the qualitative study, which is based on 15 interviews with former residents of a Children's Village.

Our academic analysis of this material follows Langer's (2000) method of the 'personal discussion as a method of scientific research'. The primary question which poses itself in this context is that of how people's experience of coping with their everyday lives can be utilised in psychological re-

search. The origin of this approach is to be found in the concept of open and authentic scientific study after Rogers (1968, 1973); the essence of this concept is the avoidance of generalised assertions about a particular group of people and, instead, the use of information imparted in personal interviews in scientific studies to provide orientation for readers coping with similar situations.

The second part of the study comprises an analysis of 66 files on children and young people who completed compulsory education or vocational training and left the Children's Village between 1981 and 1985. The primary purpose of this analysis, constructed after the analysis form used in the JULE study (Baur et al. 1988), is to describe the sample. By means of a comparison with the results of the JULE study in particular areas, the analysis allows us to present and describe differences between the traditional children's-home upbringing and the work carried out in Children's Villages.

The analysis of the files reveals that 70 % of the sample demonstrates positive development in the Children's Village. 37 % of the children in the sample came from divorced families or lived with their lone mother prior to arriving in care, while 16 % came from step-families.

An observation we can consistently make is the fact that difficult socio-economic circumstances are a significant indicator for children's entering residential care, i.e. 53 % of the sample's families of origin can be referred to as living in poverty. In 55 % of cases problematic living conditions are a factor, while unemployment is to be observed in 32 %. These figures demonstrate the socio-cultural disadvantages of this group and their close connection to entry into residential care.

These structural disadvantages are frequently accompanied by problems emerging from difficult family relationships. 41 % of the children in the sample have experienced violence in their parental home; likewise, 41 % of cases are characterised by parental addiction. 70 % of the families lacked a psychosocial climate which could be viewed as being capable of providing positive conditions for the children's development. In 66 % of cases residential care is justified by dysfunction in the parent-child relationship, while in 48 % the child was the victim of inter-family conflicts, in the context of parental alcohol or drug abuse or of divorce. The sample reveals a high rate of neglect in the parental home (it is observable in 68 % of cases),

leading to a very early entry into the Children's Village (as an infant or toddler). 27 % of the children have experienced the death of at least one parent.

Turning our attention to the children's and young people's individual coping resources, we observe that 52 % of the sample exhibits a sense of responsibility and care for siblings, 67 % can be characterised as reliable and 62 % as particularly helpful. These social competences clearly provide important safeguards for successful coping with life after care.

Reviewing their time at the Children's Village, notably high percentages of the sample refer to 'becoming „at home”' (47 %), the implementation of 'stable structures' in their lives (62 %) and support to lead an 'independent life' (82 %). It clearly emerges that children were frequently placed in a Children's Village with a view to giving them a 'second home' in which they experienced support and were able to gain important experiences for their lives after leaving care. In the vast majority of cases it was not possible to return the children to their families, due to the family either being defunct or being unable to provide appropriate conditions for the children's positive further development.

The qualitative analysis of the interviews with the former residents revealed that the quality of relationships with important attachment figures played a central role in the development of coping strategies in children who grew up in a Children's Village. If such children gain the ability to develop trust in new people in their lives, even after many disappointments, they are able to trust concrete individuals and not just 'carers' generically.

More than half of the study's participants describe their placing in the Children's Village as a deeply stressful experience. In most cases they found it difficult to impossible to comprehend the reasons for their placing into care and experienced their separation from their parents as a serious intervention and disruption in their lives.

All 15 former care residents we interviewed, though, emphasise how important it was for their subsequent lives to have had a valuable, positive relationship to a care worker at the Village, usually the 'house parent'. They stress the role of this person as a 'mother figure' who embodied safety, security, consistency and discipline. Others viewed this person as 'friend and confidante' who provided them with help and support on their journey to-

wards independence. However, around one third of respondents report having experienced strict discipline and physical punishment.

Two thirds of our sample retained lasting impressions from their experiences with teachers at school: teachers were particularly viewed as important people in the children's development in cases where they supported them with clear discipline, but also with a touch of humour, and accepted them despite their failings.

We note that half of our interviewees view numerous and strict punishments as normal and tend to justify the behaviour of adults in general, their parents and the carers in the Children's Villages, even where this occasionally involved physical punishment.

One third of participants place great importance on the fact of their upbringing in a Children's Village. Their experience is that their desire for emotional closeness, personal familiarity and consistency of relationships found more fulfilment than would have been the case in a 'conventional' children's home. They emphasise the importance of having experienced life in a 'normal' village. However, a further third deplore the isolated location of the Children's Village without public transport connections, which made contact with their surroundings outside the institution more difficult.

More than half of our sample consider having taken part in sport, music and other leisure-time activities as having been important for them; some even see sport as having made a contribution to their having 'stayed alive and survived'. Further sources of valuable support in coping with difficulties were the opportunity to talk to an understanding person, special pedagogic and therapeutic support.

More than a third of the former care residents we interviewed make special mention of having been compelled early on to become independent and take on responsibility; this is viewed as a significant experience for the acquisition of coping strategies for their lives. Half of the sample consider the experience of order and a clear and firm structure to everyday life as having had a significant influence on the further course of their lives.

Almost all of the former residents describe having had significant and valuable experiences in the Children's Village; they view their time there with

great gratitude. They refer to life in the institution as having ‘saved their lives’ and being ‘the best thing that had ever happened’ to them.

Around a third of our sample report having experienced the fact of having grown up in a Children’s Village as a general life disadvantage. Having been ‘in a home’ causes them to mourn the many opportunities available to a child growing up in his or her family which were denied to them. Likewise, some recall with regret that the social workers had too little time for each individual child.

We can observe a critical attitude to the concept of the Children’s Village in a third of our interviewees; in their view, the close interconnection of working and private life typical of the social workers in the Village led to the children’s being overly burdened when the carers experienced problems.

Overall, our interviews with the former residents indicated that almost all of them viewed the Children’s Village (or youth residential groups within it) as a ‘second home’ from which, supported by their carers as ‘psychological parents’, they were able to launch themselves into an independent life.

The presentation of the results is followed by their discussion in the context of scientific criteria for the study’s significance; this analysis also takes into consideration the results of other studies. Following this, we take a closer look at some central fields of activity and aims of work with children in residential care in the light of our study’s results and present some further questions and problems arising from this analysis.

The conclusion of our study is formed by personal and subjective experiences in connection with its composition.

1. Einleitung und Fragestellung

1.1 Persönliche Beziehung zum Thema

Ich bin seit 1981 als Psychologe und Kinderpsychotherapeut in einem Kinderdorf tätig und habe bis 1994 in dieser Einrichtung der stationären Jugendhilfe in Vollzeit gearbeitet. Seit 1994 bis zum heutigen Zeitpunkt arbeite ich dort mit einem Teilzeit-Beschäftigungsverhältnis.

Meine Stelle war in einer kleinen psychologischen Beratungsstelle im Kinderdorf angesiedelt, die Aufgaben bestanden in Diagnostik und spieltherapeutischer Behandlung der Kinder und Jugendlichen und in der Beratung der pädagogischen MitarbeiterInnen. Ausgebildet in klinischer Psychologie in den Therapiemethoden der Verhaltenstherapie und der klientenzentrierten Psychotherapie habe ich meinen Schwerpunkt in der therapeutischen Arbeit mit den Kindern und in der Arbeit mit den Erziehern und Eltern der Kinder gesehen. Mit Beginn der Berufstätigkeit habe ich eine Ausbildung in Spieltherapie bei Prof. Stefan Schmidtchen in Hamburg absolviert. Durch das Eingebundensein in die Beratung der Erzieher habe ich sehr intensiv die Kinder und Jugendlichen in ihrem täglichen Umfeld erlebt und immer wieder gezielt Maßnahmen mit den Kindern im Alltag durchgeführt: Psychomotorische Intervention in der Sporthalle und im Freien, Durchführung von sozialpädagogischen Gruppenangeboten und erlebnispädagogische Unternehmungen in den Ferien.

Mit vielen jungen Erwachsenen habe ich nach deren Entlassung aus dem Kinderdorf noch vielfältige Kontakt gepflegt. Mit einigen von ihnen hatte ich Kontakt im Rahmen der Nachbetreuung und manche habe ich auch ein Stück auf ihrem Weg in die Selbstständigkeit begleitet. Viele Ehemalige habe ich des Weiteren bei den Festen, die das Kinderdorf auch für die Ehemaligen veranstaltet hat, wieder gesehen und mit ihnen intensive Gespräche geführt.

Noch bevor die größeren Untersuchungen zur Effektivität der Heimerziehung durchgeführt wurden, hat mich die Frage nach dem weiteren Weg der Ehemaligen beschäftigt. Dabei war für mich immer schon die persönliche Sicht und das subjektive Empfinden der jungen Menschen von Bedeutung. An der reinen Erfassung der objektiven Daten zur Frage nach Erfolg und Wirksamkeit der Kinderdorferziehung war und bin ich weniger interessiert.

Die Idee zur Durchführung der vorliegenden Untersuchung reifte bei mir, als ich vom qualitativen Forschungsansatz des „persönlichen Gespräches“ von Prof. Inghard Langer in Hamburg erfuhr und als er auch bereit war, meine Arbeit als Doktorvater zu betreuen. Bei dieser Methode ist es hilfreich, dass ich durch meine langjährige Arbeit im Kinderdorf die Lebenswelt und die Muster des Alltags der AdressatInnen kenne und zu vielen von ihnen auch heute noch ein vertrauensvolles Verhältnis besteht.

Für Unterstützung bei der Erstellung der Arbeit möchte ich mich zunächst bei meinen GesprächspartnerInnen und den MitarbeiterInnen im Kinderdorf bedanken. Bei Frau Anika Höfer und Frau Ilona Kohn, die als TutorInnen für die Transkription der Gespräche sorgten, möchte ich mich ebenfalls bedanken, ebenso bei Frau Sabine Feifel und Herrn Heiner Meier für Layout und Korrekturlesen. Mein besonderer Dank gilt Herrn Prof. Dr. Inghard Langer für die Betreuung der Arbeit; immer hatte er für meine Fragen ein offenes Ohr und gab mir Unterstützung, besonders Zuversicht und Motivation, an meinem Projekt weiterzuarbeiten. Mein Dank gilt auch Herrn Prof. Dr. Friedemann Schulz von Thun für die Bereitschaft als Zweitgutachter zu fungieren.

1.2 Leitende Fragestellungen

Ziel der vorliegenden Arbeit ist es, die psychische Situation und die Bewältigungs- und Bearbeitungsstrategien von Kindern und Jugendlichen, die einen großen Teil ihrer Kindheit und Jugend im Heim verbracht haben, näher zu erfassen. Es soll zum einen herausgearbeitet werden, was im Einzelnen ihre positive Entwicklung möglich gemacht hat, obwohl sie einer Vielzahl von Risikofaktoren in ihrer Kindheit ausgesetzt waren. Zum anderen soll auch betrachtet werden, welche Erfahrungen im Heim ihre Entwicklung negativ beeinflusst haben.

Es geht in meiner Arbeit um die Bearbeitung folgender übergeordneter, leitender Fragestellungen:

- a) Wie beurteilen Ehemalige in der Heimerziehung ihre Zeit im Heim/Kinderdorf und wie bewerten sie ihre Entwicklung in der Zeit nach dem Aufenthalt?

- b) Welche protektiven Faktoren in der Zeit der Heimerziehung haben es den Ehemaligen ermöglicht, trotz ungünstiger Voraussetzungen sich in ihrem Leben positiv zu entwickeln?
- c) Welche Probleme und Belastungen erlebten die befragten Ehemaligen während ihres Aufenthaltes im Kinderdorf und welche zusätzlichen Risiken und Belastungen sind daraus entstanden?

Im Rahmen der Evaluationsforschung in der Heimerziehung liegt eine Vielzahl von Studien vor, die meist ganz generell die Frage nach der Leistungsfähigkeit von Heimerziehung gestellt haben und dabei die Lebensbewährung von Ehemaligen in den Blick genommen haben. (Bürger 1990). Ein geringerer Teil von Studien beleuchtet die Strukturqualität von Heimerziehung aus der Sicht der AdressatInnen. (Baur, u. a. 1998; Wolf 2000; Normann 2003).

Lösel und Bender (1999) haben im Rahmen ihrer „Bielefelder Invulnerabilitätsstudie“ 146 Heimkinder untersucht und herausgearbeitet, dass sie unter bestimmten Voraussetzungen trotz ungünstiger Bedingungen und Entwicklungsvoraussetzungen dennoch einen günstigen Entwicklungsverlauf genommen haben. Zu diesen günstigen, protektiven Bedingungen zählten sie unter anderem eine emotional sichere Bindung an eine Bezugsperson auch außerhalb der Familie, emotionale Wärme und feste Regeln im Erziehungsalltag, die frühe Übernahme von Verantwortung und Sorge für andere und soziale Kontakte und ein Netzwerk der Unterstützung durch Gleichaltrige.

In meiner Arbeit will ich in einer qualitativen Analyse aus Adressatensicht den erfolgreichen und auch den missglückten Beitrag erfassen, den die Einflüsse der Erziehung und des Lebens und Aufwachsens im Kinderdorf bei den Ehemaligen bewirkt haben. Es geht dabei um die Erfassung der psychischen Situation der Befragten aus deren Perspektive. Sie selbst geben so Auskunft über den Stellenwert, den sie selbst den Einflüssen und Erfahrungen in der Fremderziehung für die Entwicklung ihrer Gesamtpersönlichkeit beimessen. Diese qualitative Erfassung von unterstützenden und belastenden Faktoren im Lebenskontext von Betroffenen wendet sich gegen eine zu lineare Sicht von Entwicklungsprozessen, die eindeutige Risiko- und Unterstützungsquellen festmachen möchte.

Ein qualitativer Forschungszugang ermöglicht den Zugang zum komplexen Interaktionsgeschehen und die Konzentration auf das individuelle Erleben

von Übergangssituationen (Transitionen) wie z. B. die Heimunterbringung, Wechsel in eine andere Familiengruppe, Beginn der Berufsausbildung oder der Abbruch der Beziehung zur Herkunftsfamilie. Eine Annäherung an die komplexen Entwicklungslinien der AdressatInnen kann so wahrscheinlicher werden.

Im Einzelnen sollen dabei folgende Fragen mit Hilfe der „Persönlichen Gespräche“ näher beleuchtet werden:

- Wie war der Umgang der Betroffenen mit den Belastungen und Risikofaktoren, die vor der Aufnahme im Heim bestanden haben?
- Welche Bewältigungs- und Bearbeitungsstrategien haben ihnen geholfen, heute Zufriedenheit in ihrem Leben zu erlangen?
- Welche Faktoren im Rahmen der Heimerziehung haben ihre positive Entwicklung gefördert bzw. ihre Entwicklung negativ beeinflusst?
- Welche spezifischen Besonderheiten in der Situation der Kinderdorferziehung haben dabei ihre positive Entwicklung gefördert oder eine günstige Entwicklung beeinträchtigt?
- Welche Kompetenzen und Fähigkeiten (Resilienz) haben die Ehemaligen im Heim ausgebildet, die ihnen ein konstruktives Bewältigungsverhalten ermöglicht haben?
- Welchen Stellenwert haben die sozialen Kontakte zu Gleichaltrigen auch außerhalb des Kinderdorfes?

2. Zur Standortbestimmung der Heimerziehung

Mit der folgenden Darstellung über die Geschichte der Heimerziehung möchte ich den Rahmen und den Erlebnis- und Erfahrungshintergrund meiner Untersuchung verdeutlichen. Es sollen mit der historischen Betrachtung der Heimerziehung auch der besondere Stellenwert und die Rahmenbedingungen einer stationären Erziehung in einem Kinderdorf verdeutlicht werden, in dem meine GesprächspartnerInnen einen großen Teil ihrer Kindheit und Jugend verbracht haben.

2.1 Heimerziehung – Ein historischer Rückblick

Die Heimerziehung und die Jugendhilfe ganz allgemein hat sich in den letzten 25 Jahren sehr stark verändert. Schon Ende der 70er Jahre hatten sich in Folge der Heimkampagne und der daraus folgenden Reform der Heimerziehung neben der traditionellen Heimerziehungspraxis vielfältige Angebotsformen, wie z. B. die intensive Elternarbeit und Beratung der Herkunftsfamilien, der Aufbau von teilstationärer Unterbringung, die Gründung von Jugendwohngruppen und der Aufbau von ausgelagerten, fachlich betreuten Pflegestellen etabliert. Die Kinderdörfer waren hier in einer Vorreiterrolle (Magnani, 1970), sie hatten im übrigen schon seit ihrer Gründung in den Nachkriegsjahren seit 1946 die Koedukation in der Heimerziehung eingeführt und die Unterbringung in kleinen familienähnlichen Einheiten. So wurden hier schon lange vor der Formulierung des KJHG, das am 1. 1. 1991 in Kraft trat, vielfältige Angebotsformen neben der damals traditionellen Heimerziehung begründet. Es war damit beabsichtigt, weniger in die Lebensverhältnisse einzugreifen und neben der traditionellen Heimerziehung eine angemessene Hilfe zu etablieren. Theorie und Praxis der Jugendhilfe war also hier in weiten Teilen den gesetzlichen Rahmenbedingungen voraus.

Die schon seit Jahren bewährten Hilfeformen, die von Thiersch (1986 und 1992) formulierte Konzeption einer lebensweltorientierten Sozialen Arbeit fand dann in den 90er Jahren Eingang in den Leistungskatalog der erzieherischen Hilfen des Kinder- und Jugendhilfegesetzes. Das besonders in der Heimerziehung seit jeher starke Spannungsfeld von Hilfe und sozialer Kontrolle erfuhr damit eine klare Spannungsverlagerung. In den Vordergrund rücken Hilfsangebote, die sich an den Möglichkeiten und Ressourcen der

Kinder auszurichten haben, Kinder und Jugendliche und deren Eltern sollen in schwierigen Lebenslagen begleitet und bei Bedarf den Kindern im Heim ein zeitweilig neuer Lebensraum geschaffen werden. Die Betroffenen sind nicht mehr Objekte sozialstaatlicher Handlungen, Jugendhilfe versteht sich als Angebot zur Unterstützung zur Lebensbewältigung. Es sollen dabei jedoch jetzt im Gegensatz zu früher die Betroffenen Ausgangspunkt für die Planung und Gestaltung der Hilfsangebote sein.

Dieser lebensweltorientierte Ansatz betont die Stärkung von Selbsthilfepotenzialen, den Respekt vor der Besonderheit unterschiedlicher Lebensentwürfe und die Unterstützung und Klärung von Lernerfahrungen. Es kann hier von einer „Entdramatisierung“ und „Normalisierung“ der Jugendhilfe und besonders der Heimerziehung gesprochen werden, die in ihrer traditionellen Form lange Zeit einen reglementierenden Charakter für Kinder und Eltern in den Vordergrund gestellt hatte. (vgl. Winkler, 1990 und 1993).

Mit diesem Ansatz der lebensweltorientierten Perspektive ist es gelungen, den Blick von der stigmatisierenden Seite der traditionellen Heimerziehung wegzulenken und die positiven Veränderungen der Heimerziehung, die sich in den letzten 25 – 30 Jahren ergeben haben, deutlich zu machen. Das Heim als Schutz- und Schonraum soll für eine auch begrenzte Zeit die Möglichkeit bieten, negative und traumatische Lebensereignisse verarbeiten zu helfen.

Das Kind soll im Heim günstige Entwicklungsbedingungen vorfinden und eine Beziehung zu Menschen aufbauen können, die es als Person annehmen und wertschätzen. Das Heim kann so für das Kind eine eher vorübergehende oder auf Dauer angelegte neue Heimat werden, die die Entwicklung neuer Lebensperspektiven unterstützt.

2.2 Die Entwicklung der Heimerziehung in ihrem historischen Kontext

Begriffsklärung

Der Begriff „*Heimerziehung*“ ist für die heutige Diskussion im Rahmen der stationären Jugendhilfe nur noch begrenzt tauglich (vgl. Baur, u. a., 1998, S. 37), da er bei weitem nicht die ganze Bandbreite der erzieherischen Hil-

fen abdeckt, die sich im Lauf der letzten Jahre im Rahmen der Heimerziehung entwickelt haben. Münstermann (1990) definiert Heimerziehung als einen „konzeptionellen Begriff“ und schlägt vor, beim Begriff der Heimerziehung die Art der Institution außer Acht zu lassen und Heimerziehung als pädagogisch-konzeptionellen Begriff zu fassen. Heimerziehung meint

- a. dass Kinder und Jugendliche mit einer als defizitär definierten Sozialisation – also mit einer bestimmten Biografie – an einem anderen Ort als in der Ursprungsfamilie zeitweilig oder langfristig erzogen werden sollen und diese Erziehung aus organisatorischen und pädagogischen Gründen im Kontext der Betreuung mehrerer Kinder und Jugendlicher geschehen soll;
- b. dass mehr als eine professionelle Betreuungsperson . . . mit einem sozialpädagogischen Auftrag zur Erziehung von Kindern zur Verfügung stehen.“ (Münstermann, 1990, S. 24)

In dieser Definition lassen sich alle möglichen Betreuungsformen und Einrichtungsarten wieder finden: eine Kleinsteinrichtung mit familienähnlicher Ausgestaltung, eine Außenwohngruppe für ältere Jugendliche, betreutes Einzelwohnen oder alternative Wohnprojekte, teilstationäre Gruppen sowie ein „klassisches“ Heim und auch Wohngruppen einer größeren Institution wie z. B. selbstständige Wohneinheiten in einem Kinderdorf. Von dieser Wohnform in weitgehend autonomen Hausgemeinschaften wird in den von mir durchgeführten Befragungen von ehemaligen Bewohnern eines Kinderdorfes immer wieder die Rede sein.

Ein Problem dieser Definition ist sicherlich, dass eine ursprüngliche, allgemein gekannte und meist mit negativen Assoziationen besetzte Definition aufgegeben wird. Doch es bleibt die Tatsache bestehen, dass Heim immer eine „Heimat“ für belastete Kinder an einem sicheren Ort darstellt. Das Heim als sicherer Ort soll negative, meist traumatische Lebenserfahrungen verarbeiten helfen, Annahme und Wertschätzung gewähren und dazu beitragen, dass während des Aufenthaltes die Entwicklung neuer Lebensperspektiven unterstützt wird.

Heimerziehung ist trotz der vorgenommenen Veränderungen in der Gesellschaft stark mit einem negativen Image verbunden. Außenstehende verbinden Heimerziehung nicht selten mit negativen Assoziationen und Vorurteilen:

- Heime fördern die Kriminalisierung von Kindern und Jugendlichen
- Heime als Vorstufen für die Justizvollzugsanstalten

- Heime leisten keinen positiven Beitrag für die Entwicklung von Kindern
- Heime sind ein notwendiges Übel und nur als letztes Mittel zu sehen
- In Heimen werden die Zöglinge gleichgemacht, es gibt keine Individualität
- Das Leben im Heim ist geprägt von Aggression und Machtkämpfen
- Heime können keine Geborgenheit für die Kinder bieten

2.2.1 *Waisenanstalten und der „Waisenhausstreit“* (vgl. Günder, 2000, S. 14 ff.)

Auch heute noch wird von vielen Menschen die Heimerziehung in Verbindung gebracht mit der Unterbringung von Waisenkindern, die nicht in einer Familie versorgt werden können.

In Deutschland entstanden die ersten Waisenanstalten schon im 16. Jahrhundert, die einen Fortschritt gegenüber der Tatsache darstellten, dass vorher Waisenkinder üblicherweise in einer Familie als billige Arbeitskräfte gehalten wurden, Erziehung und Bildung der Zöglinge spielte dabei keine Rolle. Besonders bekannt geworden sind die 1698 von August Herrmann Francke gegründeten „Hallischen Anstalten“. Die Kinder sollten in einer streng pietistisch ausgerichteten Erziehung ihr Leben ganz auf Gott ausrichten, doch neben dieser religiösen Zielsetzung gab es hier auch einen auf lebenspraktische Inhalte orientierten Unterricht. Die Kinder wurden zu häuslichen Arbeiten angehalten, genau festgelegte Dienstanweisungen regelten das tägliche Leben. Die Folgen des 30-jährigen Krieges führten dazu, dass immer mehr Kinder in die Waisenhäuser kamen, die eine immer stärkere Reglementierung nötig machten und das ursprüngliche Ziel einer individuellen Vorgehensweise in kleinen Gruppen aus den Augen verloren wurde. (Sauer, 1979, S. 18 ff.). „Die berechtigte Kritik an dem Werk Franckes wird vermerken müssen, dass die Kasernierung so vieler Kinder in einer Anstalt letztlich eine formale Reglementierung des Lebens in ihr notwendig machte, die ihrerseits die pädagogischen Bemühungen zu einer pausenlosen Führung und Überwachung werden ließ, die dem kindlichen Wesen keine Freiheit zu eigener Entfaltung einräumte“ (Hegel, 1968, S. 21). Diese Massenunterbringung der Kinder, in deren Folge auch die Kindersterblichkeit anstieg, führte zu einer erbitterten Auseinandersetzung

und zu einer Suche nach Alternativen. „. . . die Unzufriedenheit mit den Waisenhäusern stieg. Immer wieder zeigte es sich, dass die in den oft engen und dürftigen Räumen zusammengedrängten Kinder von Hautkrankheiten geplagt wurden; immer wieder traten auch in der Verwaltung arge Missbräuche hervor, welche die verfügbaren Mittel zersplitterten und die Wohlgesinnten abgeneigt machten, neue Unterstützung zu gewähren. Da gewann die Frage, ob es nicht besser sei, die Waisenhäuser als geschlossene Institute ganz aufzuheben und die Waisen in Familienpflege zu geben, mehr und mehr an Bedeutung. . . . Die Waisenhäuser wurden als Mördergruben, als Lazarette bezeichnet, in denen die armen Kinder elendiglich verdürben oder doch den Keim der Krankheit für das ganze Leben in sich aufnahmen; . . . Dagegen schwärmte man für die Erziehung auf dem Lande und in wackeren Familien und sah hier überall Bilder der Unschuld, der Einfalt, der Herzensgüte, des stillen Gedeihens (Pädagogisches Handbuch, 1885, S. 1209). Die ganze Diskussion im Zusammenhang mit dem Waisenhausstreit war aber nicht nur orientiert an der Sorge um die Entwicklung der Kinder, es ging dabei damals auch schon sehr stark um ökonomische Gründe. Dies erinnert sehr an die heutige Diskussion um die Kosten der Heimerziehung und der Suche nach differenzierten Formen der Hilfe.

Es wurde eine Vielzahl von „Waisenhäusern abgeschafft, und dagegen die Waisenhausverteilung eingeführt. Der offenbare Erfolg davon ist eine bedeutende Ersparnis der Ausgaben und eine sehr verminderte Mortalität unter den Kindern gewesen“ (Conversations-Lexikon, 1819, S. 423).

Der Waisenhausstreit, bei dem es nicht nur um pädagogische, sondern eher um finanzielle Fragen ging, konnte nicht eindeutig gelöst werden. Leichter wäre die Entscheidung zu Gunsten der Pflegefamilien gefallen, wenn man nur genügend geeignete Pflegefamilien gefunden hätte. Der Vorsteher des Waisenhauses in Hamburg betonte im Jahre 1840, dass „gut organisierte Waisenhäuser die besten Erziehungsanstalten für Waisen“ sein könnten, wenn sie folgende Bedingungen erfüllen würden:

„Unterordnung der Oeconomie und des Rechnungswesen unter den höheren Erziehungszweck, statt jene als erste und letzte Rücksicht zu betrachten und sich dadurch leiten zu lassen“ und „dass die Anstalt mit ihren Zöglingen auch nach der Entlassung wenigstens bis zur Mündigkeit in ununterbrochener Beziehung stehen müsse. Endlich, dass Waisenhäuser, da sie mehr kosten, auch mehr leisten und sich unablässig vervollkommen müssen“ (Pädagogische Real-Enzyklopädie, 1852, S. 907).

Diese Forderungen machen deutlich, dass auch heute die Heimerziehung noch diesen Idealen hinterherhinkt, was die Begleitung Ehemaliger angeht und auch die Sicherung der Qualität der Arbeit, die erst in den letzten Jahren verstärkt in den Blick genommen wird. Aufgrund der anhaltenden wirtschaftlichen Probleme und der damit verbundenen sinkenden Steueraufkommen spielen ökonomische Zwänge bei der Heimunterbringung durch die Jugendämter eine immer stärkere Rolle. Es fällt auf breiter Front der Primat des „höheren Erziehungszweckes“ dem Diktat der Finanzen zum Opfer, wenn Heimeinweisungen aus Kostengründen vermieden oder andere Hilfen zur Erziehung nicht gewährt werden. Nicht selten wirkt sich so der öffentliche Kostendruck einseitig zu Lasten der Betroffenen aus.

2.2.2 *Kindorientierte Erziehung in der Aufklärung*

Mit Beginn der Aufklärung haben mit Rousseau und Pestalozzi pädagogische Ideen im engeren Sinn in die damaligen Waisenhäuser Einzug gehalten. Pestalozzi bekam 1798 die Aufgabe, eine solche Einrichtung für elternlose Kinder aufzubauen. In diesem Armen-Erziehungshaus in Stanz stand die Liebe zu den Kindern im Vordergrund und nicht mehr Strenge, Zucht und Ordnung.

„Der Waisenvater mußte seinen Kindern alles sein: Vater, Diener, Aufseher, Krankenwärter und Lehrer. Bei der Kärglichkeit der Hilfsmittel mußte sich die Erziehung der Kinder auf das Wichtigste beschränken; die Erziehungsmethode war diejenige der Liebe.“ (Rattner, 1968, S. 100)

Pädagogik war für Pestalozzi an erster Stelle Beziehungsarbeit, er hat dies selbst folgendermaßen verdeutlicht:

„Vor allem wollte ich und mußte ich also das Zutrauen der Kinder und ihre Anhänglichkeit zu gewinnen versuchen. Gelang mir dieses, so erwartete ich zuversichtlich alles andere von selbst.“ (Pestalozzi, o. J., S. 94)

2.2.3 *„Rettungshausbewegung“: Johann Heinrich Wichern*

In der „Rettungshausbewegung“ wurde das vorrangige Ziel der Arbeit mit den jungen Menschen darin gesehen, dass sie durch religiöse Bildung und Hinführung zu Gott gerettet werden. Einer der bedeutendsten Vertreter war Johann Heinrich Wichern, er gründete 1833 das „Rauhe Haus“ in Hamburg. Die Gründung dieses Hauses war eine Reaktion auf die tiefe Verarmung von großen Teilen der Bevölkerung und gesellschaftliche Zerfallser-

scheinungen. Wichern begegnete allen jungen Menschen mit Liebe und Vergebung. Das „Rauhe Haus“ beschreibt er 1847 folgendermaßen:

„. . . Fragen wir nach den Mitteln, deren sich die rettende Liebe des Rauhen Hauses bedient, um die Verirrten mit neuen Lebenskräften zu durchdringen, so stellen sich namentlich folgend heraus: Zunächst ist es eine selbstbestimmte Ordnung, woran man die Aufgenommenen gewöhnt, um sie aus dem ungeordneten, wilden Treiben herauszureißen, in welchem sie die ihrigen leben sahen und welchem sie mit lebten. Das zweite Mittel ist eine nützliche Beschäftigung, von der die Zöglinge vor ihrer Aufnahme noch nichts wußten. Das dritte Mittel besteht in dem fleißigen Gebrauche des göttlichen Wortes, um sie nun auch in das rechte Verhältnis zu Gott zu setzen, wovon bei ihnen sonst kaum eine Spur zu finden war. Ein viertes Mittel besteht in dem Bemühen, Liebe in den Herzen der Kinder zu erwecken und hierin namentlich offenbart das Rauhe Haus am Deutlichsten seine besondere Eigentümlichkeit – das Familienleben, ein gemütliches Beisammenwohnen, welches es allen anderen Einrichtungen vorgezogen hat; denn es ist der naturgemäße Boden für das Gedeihen des kindlichen Lebens, und das Förderlichste einer gegenseitigen Erziehung.“ (Pädagogische Real-Encyklopädie, 1852, S. 909 f.)

Der Verdienst Wicherns für eine moderne Heimerziehung besteht besonders darin, dass er ganz konsequent das Familienprinzip in der Erziehung eingeführt hat. Damit setzte er deutliche Zeichen gegen eine damals immer noch vorherrschende Vermassung der Erziehung der jungen Menschen in den Heimen mit Gruppengrößen von 30 und noch mehr Kindern. Emotionale Beziehungen zu den einzelnen Kindern waren von vornherein ausgeschlossen. So wurde über Jahrhunderte hinweg in den meisten Einrichtungen Kindern kein „Zuhause“ geboten, sie wurden meist vielmehr in Anstalten eingeschlossen und zur Zucht und Ordnung angehalten. Für diese Einrichtungen gab es und gibt es zum Teil umgangssprachliche Bezeichnungen wie „Besserungsanstalt, Rettungsanstalt, Zwangserziehungsanstalt, Fürsorgeerziehungsanstalt“ (vgl. Schrappner & Heckes, 1986, S. 1 f.). Der Begriff Heim und Heimerziehung wurde erst Anfang des 20. Jahrhunderts üblicherweise verwendet.

Später knüpfte dann an den Impulsen Wicherns für eine Familienorientierung in der Heimerziehung Andreas Mehringer im Münchner Waisenhaus an und die Kinderdorfbewegung nach dem 2. Weltkrieg.

2.2.4 *Die Erziehungssituation in der Zeit des Nationalsozialismus*

Die Erziehungssituation war ganz allgemein dadurch geprägt, dass nahezu alle Kinder und Jugendlichen einer ideologisch ausgerichteten Erziehung ausgesetzt waren. Bei allen Formen der Fremdunterbringung wurden alle pädagogischen und psychologischen Erkenntnisse früherer Zeiten außer

Acht gelassen. Entsprechend der vorherrschenden Ideologie wurden in sog. Jugendheimstätten nur rassistisch „wertvolle“ junge Menschen aufgenommen, die als erziehungswürdig und erziehungsfähig angesehen wurden. Alle anderen wurden zur „Bewahrung“ den Wohlfahrtsverbänden überlassen.

„Weil Bewahrung keiner fachlichen Qualifikation bedurfte und in Masseneinrichtungen geschehen konnte, sahen sich die Wohlfahrtsverbände infolge ausbleibender staatlicher Hilfen gezwungen, ihr qualifiziertes Personal abzubauen und mit wenigen unausgebildeten Mitarbeitern die in ihrer Obhut befindlichen Menschen in Großgruppen von über 30 Personen zu betreuen.“ (Heitkamp, 1989, S. 27)

2.2.5 *Heimerziehung nach dem 2. Weltkrieg: Das Münchner Waisenhaus und die Kinderdorfbewegung*

Die Situation in den noch verbliebenen Heimen stellte sich dramatisch dar, viele heimatlose und elternlose Kinder mussten untergebracht werden. Nicht qualifiziertes Personal (z. B. ehemalige Soldaten) mussten mit der großen Zahl von Kindern fertig werden; dies war nur mit Disziplin, Ruhe, Ordnung und Unterordnung zu bewerkstelligen.

Im Münchner Waisenhaus gelang es Andreas Mehringer bald nach dem Krieg, das Familienprinzip innerhalb der Heimerziehung zeitgleich mit dem Wiederaufbau des Hauses zu etablieren. Später schrieb Mehringer über diese Erfahrungen und seine Konzepte:

„Muß man . . . die Kinder wie in der alten Anstalt kasernieren? Muß der Unterschied zwischen einem Familienkind und einem Anstaltskind so riesengroß sein? Wir sagen: Nein. Es gibt einige wesentliche Elemente der Familie, welche auf die Ersatzunterbringung übertragbar sind. Es sind vor allem diese drei: die überschaubare kleine Zahl; dann: nicht lauter gleiche, sondern verschiedene Kinder in der Gruppe, große und kleine, Knaben und Mädchen; und schließlich die abgeschlossene Wohnweise dieser kleinen gemischten Gruppe. Anders gesagt: die eigenen vier Wände, die jeder Mensch für sich haben möchte; die er liebt, weil er sie braucht. Auch Kinder brauchen sie.“ (Mehringer, 1977, S. 60)

Die Kinderdorfbewegung hatte sich nach dem Krieg in besonderer Weise bemüht, den heimatlosen Kindern eine Heimat zu geben, dabei wurde von Anfang an das Prinzip der familienorientierten Erziehung in kleinen alters- und geschlechtsgemischten Wohneinheiten beachtet. Es sollte den vielen elternlosen Kindern, die nach dem Krieg und nach Flucht oder Vertreibung auf sich selbst gestellt waren, ein „Ort zum Leben“ gegeben werden. Noch bevor Hermann Gmeiner sein erstes SOS-Kinderdorf gründete gab es in verschiedenen Gegenden in Deutschland erste Initiativen und Gründungen

von Kinderdörfern, die häufig auf die Initiative von örtlichen Pfarrern zurückgingen, als private gemeinnützige Vereine unter dem Dach der Caritas organisiert waren. Aus diesen Kinderdörfern der Anfangszeit sind dann im Lauf der Zeit Kinder- und Jugenddörfer geworden, in denen Kinder und Jugendliche vom Säuglingsalter bis zur Volljährigkeit und im Betreuten Jugendwohnen untergebracht sind.

Wenn ich im Folgenden von Kinderdorf spreche, ist immer damit „Kinder- und Jugenddorf“ gemeint. Das Selbstverständnis der Kinderdörfer in katholischer Trägerschaft spiegelt sich in zentralen Rahmenbestimmungen wieder, die sich „die 12“ gegeben haben (vgl. Klein, u. a., 2003, S. 5 – 6).

2.2.5.1 Lebensgemeinschaft im familienähnlichen Rahmen

Die Lebensgemeinschaft von Kindern und Jugendlichen mit MitarbeiterInnen in einem familienähnlichen Rahmen wird als ein wesentliches Kriterium der Betreuungsarbeit angesehen. Die individuelle Lebensgemeinschaft einer Kinderdorffamilie stellt den Lebensmittelpunkt für beide Personengruppen dar. Hier wurde endgültig die Abwendung von der Anstaltspädagogik, wie sie auch in den Nachkriegsjahren in der Heimerziehung noch vorherrschend war, vollzogen. Den Kinderdörfern fiel dies deswegen auch leichter, weil es sich hier zu Beginn meist um Waisenkinder der Nachkriegszeit handelte. Noch zu Beginn meiner Tätigkeit im Kinderdorf 1981 war ein nicht geringer Prozentsatz der Kinder Vollwaisen, die im Kinderdorf aufgewachsen sind und ihr neues Zuhause gefunden hatten. Es trat hier der in der Heimerziehung noch vorherrschende Änderungs- und Besserungscharakter der Erziehung zurück zu Gunsten der Gestaltung von Entwicklungsmöglichkeiten innerhalb einer fördernden familiären Atmosphäre.

Doch das sich seit den letzten 30 Jahren immer mehr durchsetzende Familienprinzip blieb nicht unumstritten, denn es stellte sich die Frage, ob wirklich alle Kinder in diesem Setting günstige Entwicklungsbedingungen vorfinden können und ob es nicht in einzelnen Fällen durch Retraumatisierungserfahrungen neue Belastungen schafft (vgl. Günder, 1985, S. 43; Petersen, 2002, S. 228 ff.).

2.2.5.2 *Dauerhaftigkeit und Einmaligkeit*

Die Familie als nach wie vor gesellschaftlich dauerhafteste Primärgruppe findet sich in den Hausgemeinschaften der Kinderdörfer als Grundmuster wieder. Dies bedeutet auch für die Sozialwaisen von heute ein vergleichsweise stabiles familiäres Umfeld, in dem familiäre Rollen gelebt werden können. Die Kinderdorffamilie kann den Kindern einen sozial-emotionalen Lebenshintergrund für einen langen Zeitraum zur Verfügung stellen. Es handelt sich um eine kleine Gruppe, die zumindest die familientypischen Merkmale Privatheit, Überschaubarkeit der Lebensräume, Verbindlichkeit und intensive belastbare Beziehungen gewährleistet. Durch Kommunikation und soziale Beziehungsmuster in der Gestaltung des Alltags wird die Vermittlung einer lebensgeschichtlichen Biografie angestrebt. Eine Lebens- und Hausgemeinschaft in einem Kinderdorf kann nie die Strukturen einer realen Familie imitieren, es kann immer nur um die Erfassung der Muster und Übernahme von Funktionen gehen.

Niederberger und Bühler-Niederberger (1988) haben die strukturellen Merkmale von Familien untersucht und Unterschiede in den Dimensionen: Dauerhaftigkeit versus Kündbarkeit und Einmaligkeit versus Austauschbarkeit herausgearbeitet. Dauerhaftigkeit ermöglicht für den jungen Menschen den Raum für verlässliche Beziehungen, die für Familien im Allgemeinen als konstituierend gelten. Beziehungen müssen in Familiensystemen bei Trennung und Scheidung neu strukturiert werden; dies kann zu Problemen und Belastungen bei den Mitgliedern führen, denn Familienmitglieder sind nicht einfach zu ersetzen oder prinzipiell austauschbar. Die prinzipiell mögliche „Kündbarkeit“ im institutionellen Rahmen eines Heimes oder Kinderdorfes führt bei den Kindern zu Enttäuschung, wenn sie erleben, dass die Mitglieder der Lebensgemeinschaft austauschbar sind (Kündigung der ErzieherIn) oder sie selbst in ein neues System geschickt werden (bei Verlegung in eine andere Kinderdorffamilie oder eine andere Einrichtung). Die Einmaligkeit und Unverwechselbarkeit als zentrales Merkmal von Familien geht damit verloren. Dies macht umso mehr deutlich, wie wichtig für die Kinder im Kinderdorf eine stabile, wertschätzende und verlässliche Beziehung über einen möglichst langen Zeitraum ist.

2.2.5.3 *Alltagsbezug und Lebensweltorientierung*

Die Familiengemeinschaften haben eine weitestgehende Autonomie in ihrer Gestaltung der täglichen Abläufe und des familiären Zusammenlebens. Durch die Regelmäßigkeit und Verlässlichkeit der alltäglichen Abläufe ist gewährleistet, dass die Kinder und Jugendlichen ihre eigenen Erfahrungen in sozialer, sportlicher, kultureller und religiöser Hinsicht machen. Dies stellt sowohl eine planvolle als auch eine informelle Form der Erziehung sicher. Das Ideal einer dörflichen Lebensstruktur mit eigener Gaststätte, kleinem Geschäft, Kirche, Schule, Gärtnerei und anregendem Spielgelände schafft für viele Kinder und Jugendliche ein Gefühl von Sicherheit und Geborgenheit; sie schafft aber auch neue Probleme durch eine gewisse Isolation und Abgeschiedenheit von der Umgebung mit Problemen für Kontakte und Integration in die Welt der Jugendlichen außerhalb des Dorfes, Probleme – auch bedingt durch schlechte Anbindung über den öffentlichen Nahverkehr –, wie sie in vielen anderen Dörfern auch bestehen.

2.2.5.4 *Fachlichkeit und multidisziplinäre Professionalität*

Fachlichkeit und Professionalität der Mitarbeiter werden als grundlegende Voraussetzungen angesehen, die geeigneten Hilfen für Kinder und deren Herkunftsfamilien anzubieten. Für die MitarbeiterInnen werden Weiterbildungsangebote und Supervision von externen Fachleuten angeboten, interne und externe fachliche Beratung und Hilfestellung durch Sozialpädagogen, Heilpädagogen und Psychologen sind gewährleistet. Ebenso selbstverständlich ist heute eine enge Kooperation mit den Eltern und Jugendämtern im Rahmen des Hilfeplanprozesses. Kinderdörfer haben sich heute zu Verbundsystemen unterschiedlicher Hilfeformen wie teilstationäre Hilfen, Jugendwohngruppen, betreutes Jugendwohnen usw. entwickelt. Kinderdörfer bieten auch aufgrund ihres familienorientierten Angebotes überregional ihre Hilfen an.

In den letzten Jahren wird es in allen Kinderdörfern schwieriger, ErzieherInnen oder Ehepaare zu finden, die bereit sind, sich auf diese intensive Form pädagogischen Arbeitens in der Kinderdorffamilie einzulassen und auf Dauer auch in einem Kinderdorfhaus die private Wohnung zu beziehen. Die Leiterin eines Kinderdorfhauses hat ihren Lebensmittelpunkt in der Kinderdorffamilie und hat die Aufgabe, zusammen mit ihren MitarbeiterInnen ein hohes Maß an vertrauter und verlässlicher Atmosphäre, Indivi-

dualität, Kontinuität und Geborgenheit zu bieten, um die Kinder beim Aufbau von tragfähigen Beziehungen zu unterstützen. Die emotionalen Beziehungen in der Herkunftsfamilie können dabei natürlich nie ersetzt oder ausgetauscht werden. Unabhängig von allen biografischen Brüchen und Katastrophen im Leben eines jungen Menschen behalten die emotionalen Beziehungen zu den leiblichen Eltern einen zentralen Stellenwert. Alle Versuche, in einem familienanalogem Setting diese Rolle der leiblichen Eltern zu übernehmen oder sich als die „besseren“ Eltern zu etablieren, sind daher immer zum Scheitern verurteilt. In einem familienähnlichen Setting kann es immer nur um die Sicherung von Funktionen gehen, die die Herkunftsfamilie für das Kind nicht oder zeitweilig nicht herstellen kann. Kinder sind enttäuscht, wenn sie feststellen, dass im Kinderdorf routinemäßig „ihr“ Platz wiederbelegt wird, dass es aus der Perspektive der Einrichtung nicht um Kinder, sondern um „Plätze“ geht. Ganz realistisch sehen Kinder nach solchen Erfahrungen die Kinderdorffamilie oder die Hausgemeinschaft des Kinderdorfes nicht mehr als Familie, sondern als Heim mit eigenen besonderen äußeren Bedingungen – nicht mehr und nicht weniger. Dies zeigt deutlich, welche Schwierigkeiten für die Kinder in einem Rahmen entstehen können, wenn die Merkmale privaten Lebens und beruflicher Erziehung zu eng miteinander verbunden werden.

Trotz möglicher Einwände und Kritik gebührt der Kinderdorfpädagogik der besondere Verdienst, Heimkindern einen Rahmen geschaffen zu haben, der ihnen mit Hilfe beständiger Bezugspersonen eine Atmosphäre der Geborgenheit und des Sich-Zuhause-Fühlens bietet. Die übrigen Institutionen der Heimerziehung schufen zwar im Lauf der Jahre über bessere Bedingungen und dezentrale Ausstattungen, ebenso wurde die Qualifikation der MitarbeiterInnen verbessert, doch sie konnten lange Zeit nicht das Negative-Image der alten Erziehungsanstalt abschütteln.

2.3 Die Heimkampagne der 60er Jahre und anschließende Reformbestrebungen

Gegen Ende der 60er Jahre wurde der Heimerziehung insgesamt mehr Aufmerksamkeit geschenkt. Aus der Studentenbewegung heraus wurden die damaligen restaurativen Tendenzen in der Heimerziehung angeprangert und eine Heimreform gefordert. Die „Heimkampagne“ (Almstedt & Munkwitz, 1982) richtete sich gegen die noch vorhandene Erziehungspraxis der alten Anstaltspädagogik. Die vehemente Kritik der jungen Linken in der

Studentenbewegung wandte sich gegen ungleiche Bildungschancen, mangelnde Informationsfreiheit, Nichtbeachtung von Grundrechten, autoritäre Erziehungspraktiken und auf kirchlichen Normen begründete sexualpädagogische Konzepte. Die pädagogische Kritik wurde festgemacht an dem Begriff der „totalen Institution“, die ihre Insassen stigmatisiert, entwürdigt und ausgrenzt. Die Öffentlichkeit wurde – teilweise in spektakulärer Form – auf die Not der in Heimen lebenden jungen Menschen aufmerksam gemacht. Es wurde der Ruf laut: „Holt die Kinder aus den Heimen!“, und in einzelnen Fällen wurden Heimzöglinge auch „befreit“ und ihre Unterbringung in Wohngemeinschaften organisiert. Im Kontext der 68er Studentenbewegung und der Veröffentlichung von Neill über die Theorie und Praxis der antiautoritären Erziehung (Neill, 1970) veränderte sich damals auch die allgemeine Einstellung zur Erziehung. Skandalberichte über die Heimerziehung im Stil der alten Anstalt und die Auswirkungen der antiautoritären Erziehung leiteten Reformforderungen für die Erziehung im Heim ein, wie

- die Abschaffung repressiver, autoritärer Erziehungsmethoden,
- die Verringerung der Gruppengrößen,
- tarifgerechte Entlohnung und auch Weiter- und Fortbildungsmöglichkeiten für die Fachkräfte,
- die Abschaffung der Stigmatisierungstendenzen wie Anstaltskleidung, Unterbringung in Großeinrichtungen etc.

Nach und nach wurden die politisch und auch gesellschaftlich anerkannten Forderungen nach Reformen in der Praxis der Heimerziehung umgesetzt. Der Zwischenbericht Heimerziehung der Obersten Landesjugendbehörden (1977) setzte die Radikalität der Kritik konstruktiv in ein Grundkonzept für die Heimerziehung um, das in vielerlei Hinsicht ihrer Zeit weit voraus war und auch heute noch in manchen Teilen uneingelöst ist. Erst im Verlauf der 80er Jahre wurde intensiv über Alternativen zur Heimerziehung und andere Betreuungsformen nachgedacht. Der Zwischenbericht basierte auf der Grundannahme, dass Kinder und Heranwachsende mit ihren Problemen nur im Gesamtkontext ihrer Lebenszusammenhänge gesehen werden können. Das individuelle Einzelschicksal ist nie losgelöst vom sozialen Netz der Familie, der Schule, der Nachbarschaft und der Peers zu sehen. Heimerziehung hat sich an diesen Lebensweltkontexten zu orientieren und darf Kinder nicht einfach an abgelegenen, lebensfremden Orten in Großeinrichtung wie die traditionelle Anstaltserziehung verwahren. Folgerichtig können die Schwierigkeiten der jungen Menschen nicht ihnen selbst angelastet werden, sondern sie sind immer als Reaktion auf die gesellschaftlichen und sozialen

Kontexte zu sehen. Diese sehr moderne „systemisch orientierte“ Sichtweise hat im Schatten der Entstehung und Verbreitung der Familientherapie (Satir, 1973) auch in die Heimerziehung Eingang gefunden; dies hat z. B. in den Kinderdörfern schon in den 70ern und 80ern Jahren dazu geführt, dass unterschiedliche Formen auch intensiverer Elternarbeit etabliert wurden.

2.4 Heimerziehung im Kontext des KJHG von 1991

Das am 1. 1. 1991 in Kraft getretene neue Kinder- und Jugendhilfegesetz (KJHG) stärkt ganz eindeutig die Stellung der Eltern in Bezug auf die Erziehung ihrer Kinder. Es folgt den Erkenntnissen moderner Sozialisationsforschung, neuerer Ansätze in der Pädagogik und Psychologie. Der Perspektivwechsel gegenüber dem alten Jugendwohlfahrtsgesetz (JWG) wird im § 1 des neuen Gesetzes (Münder, 1996, 1998) deutlich:

- „(1) Jeder junge Mensch hat ein Recht auf Förderung seiner Entwicklung und auf Erziehung zu einer eigenverantwortlichen und gemeinschaftsfähigen Persönlichkeit.
- (2) Pflege und Erziehung der Kinder sind das natürliche Recht der Eltern und die zuvörderst ihnen obliegende Pflicht. Über ihre Betätigung wacht die staatliche Gemeinschaft.
- (3) Jugendhilfe soll zur Verwirklichung des Rechts nach Absatz 1 insbesondere
1. junge Menschen in ihrer individuellen und sozialen Entwicklung fördern und dazu beitragen, Benachteiligungen zu vermeiden oder abzubauen,
 2. Eltern und andere Erziehungsberechtigte bei der Erziehung zu beraten und zu unterstützen,
 3. Kinder und Jugendliche vor Gefahren für ihr Wohl schützen,
 4. dazu beitragen, positive Lebensbedingungen für junge Menschen und ihre Familien sowie eine kinder- und familienfreundliche Umwelt zu erhalten und zu schaffen.“

Das Gesetz gibt keine Erziehungsziele vor, sondern spricht von individueller sozialer Entwicklung. Die Hilfe hat immer auf die aktuellen Lebensbezüge des Kindes aufzubauen und dem Kind eine lebensweltorientierte Hilfe anzubieten (Münder u. a., 1998).

Im § 34 KJHG wird die Hilfe zur Erziehung in einer Einrichtung über Tag und Nacht geregelt. Der Gesetzgeber spricht von Heimerziehung und sonstigen betreuten Wohnformen wie Jugendwohngruppen, teilstationären Gruppen, Erziehungsstellen, betreutem Wohnen und intensiver sozialpädagogischer Einzelbetreuung. Hier wird deutlich, dass Heimerziehung in differenzierten Wohnformen stattfinden kann.

„Hilfe zur Erziehung in einer Einrichtung über Tag und Nacht (Heimerziehung) oder in einer sonstigen betreuten Wohnform soll Kinder und Jugendliche durch eine Verbindung von Alltagsleben mit pädagogischen und therapeutischen Angeboten in ihrer Entwicklung fördern. Sie soll entsprechend dem Alter und Entwicklungsstand des Kindes oder des Jugendlichen sowie den Möglichkeiten der Verbesserung der Erziehungsbedingungen in der Herkunftsfamilie

- eine Rückkehr in die Familie zu erreichen versuchen oder
- die Erziehung in einer anderen Familie vorbereiten oder
- eine auf längere Zeit angelegte Lebensform bieten und auf ein selbstständiges Leben vorbereiten.

Jugendliche sollen in Fragen der Ausbildung und Beschäftigung sowie der allgemeinen Lebensführung beraten und unterstützt werden.“

Resümee (vgl. Günder, 2000, S. 27 f.)

Die Geschichte der Heimerziehung ist durchzogen von einem Band aus Leid, Missachtung der Zöglinge und dem Fehlen ganz elementarer kindlicher Bedürfnisse wie liebevolle Zuneigung, Geborgenheit, Anerkennung und Achtung der Würde. Heimerziehung haftete lange Zeit aufgrund fehlender Voraussetzungen und Missachtung grundlegender wertschätzender Haltungen ein Negativimage an. Dies hat sich sicherlich heute geändert, da sich das Angebot der Heimerziehung durch den Aufbau differenzierter Hilfen in den letzten 25 – 30 Jahren stark verändert hat. Nicht mehr große Anstalten mit Aufbewahrungscharakter prägen das Bild, sondern Angebote in einem Verbund geeigneter Hilfen für die Kinder. Die heutige Heimerziehung hat mittlerweile die notwendigen Reformen weitgehend realisiert. Doch es muss festgestellt werden, dass die breite Öffentlichkeit diese Reformen oft nicht wahrgenommen hat, allzu oft wird Heimerziehung immer noch mit unfreiwilliger Fürsorgeerziehung gleichgesetzt, die heute weder nach dem Gesetz noch in der Realität existiert. Kindern, die sich nicht nach den Vorstellungen der Erwachsenen verhalten, wird auch heute noch gelegentlich gedroht, dass sie ins Heim gesteckt werden. Werden Erwachsene nach ihren Vorstellungen zur Heimerziehung gefragt, so antworten viele, dass die Kinder, die im Heim leben, doch bedauernswert seien. Auch die Medien tragen ihren Teil zum schlechten Image der Heimerziehung bei, gerne werden persönliche Geschichten von jungen Menschen aufgegriffen, die einmal schlechte Erfahrungen in einem Heim gemacht haben. Die Finanzverwaltung der Kommunen hegt generell den Verdacht, dass der finanzielle Aufwand in der Heimerziehung zu hoch sei und sich nicht lohne, da eine Wirksamkeit nicht erwiesen sei.

2.5 Anforderungen an eine moderne Heimerziehung

Heimerziehung stellt auch heute ein unverzichtbares Hilfsangebot für viele Kinder und Jugendliche dar, und auch wenn in den letzten Jahren die ambulanten und teilstationären Hilfen ausgebaut wurden, so ist dennoch der Bedarf für langfristige Fremdunterbringung – auch für Kinderdörfer mit ihren familiennahen Angeboten – hochgeblieben. Die neuen differenzierten Leistungsangebote dürfen nicht als Konkurrenz zur Heimerziehung gesehen werden, sie stellen vielmehr ein komplementäres Angebot zur stationären Erziehungshilfe dar (vgl. Bürger, 1997).

Die Fallzahlen von Heimunterbringungen bewegen sich in den letzten Jahren bei ca. 70.000 – 80.000 und haben nicht abgenommen, obwohl die ambulanten Hilfemöglichkeiten ausgebaut wurden. Jedes Jahr kommen ca. 30.000 Kinder und Jugendliche neu in diese Hilfeform.

Doch *das* Heim gibt es nicht, die Heimerziehung hat sich sehr stark differenziert, wie oben schon angesprochen, und die Heimerziehung bemüht sich, eine Hilfsstruktur anzubieten, die den Bedürfnissen der Kinder und Jugendlichen gerecht wird (vgl. Trede & Winkler, 2000):

- Erziehung in Wohngruppen
Auch Kinder, die noch in großen schul- oder internatsähnlichen Komplexen leben, sind in getrennten Wohneinheiten untergebracht, die sich weitgehend selbst versorgen. Immer häufiger werden Wohngruppen aus dem Hauptgebäude ausgelagert und in „Außenwohngruppen“ untergebracht, in denen sechs bis neun Kinder und Jugendliche von drei bis vier ErzieherInnen im Schichtdienst rund um die Uhr betreut werden.
- Heimerziehung als heilpädagogisch-therapeutische Intensiverziehung, in der in unterschiedlichen Rahmenbedingungen umschriebene Symptome und Defizite behandelt werden. Großer Wert wird hier gelegt auf eine Strukturierung des Alltags und eine gezielte Gestaltung des therapeutischen Milieus.
- Heimerziehung als „Familienerziehung“
Aus der Kritik an den Anstalten der Vorkriegszeit entwickelten sich die Kinderdörfer mit ihren autonomen Familiengruppen und später Kinderhäuser und andere Kleinsteinrichtungen in privater Trägerschaft. Gemeinsam ist dieser Hilfeform eine familienähnliche Struktur, in der die Kinder mit einer Hausleitung oder einem Ehepaar mit eigenen Kindern und weiteren sozialpädagogischen Fachkräften zusammenleben.

- Heimerziehung ist heute vor allem in den Städten oft weitgehend selbstständiges Wohnen von Jugendlichen in einer angemieteten Wohnung mit fachlicher Betreuung. Oft wird diese Wohnform der Jugendwohngruppe als Stufenmodell zur Verselbstständigung eingesetzt. Weitere Differenzierungen mit spezifischen Angeboten können hier genannt werden: Wohngruppen für sexuell missbrauchte Mädchen, für türkische Mädchen oder spezielle Wohngruppen als Angebote der Nachsorge nach einem Psychriaufenthalt.
- Heimerziehung können auch alle Einzelbetreuungsmaßnahmen sein, die nach §35 KJHG der „Intensiven sozialpädagogischen Einzelbetreuung“ zuzuordnen sind, wie flexible Betreuungsformen und erlebnispädagogische Projekte.

2.6 Welche Kinder kommen ins Heim?

Aus der Geschichte der Heimerziehung ist bekannt, dass es sich früher fast ausschließlich um elternlose oder ausgesetzte Kinder handelte. Waisenkinder bilden in der gegenwärtigen Heimerziehung eine seltene Ausnahme. Heute leben Kinder und Jugendliche in Heimen, weil sie aus unterschiedlichen Gründen in ihrer Herkunftsfamilie nicht leben können oder wollen. Die Kinder stammen in der Regel aus unterprivilegierten Bevölkerungsschichten mit geringem Bildungsgrad, Heimkinder haben auch heute noch überdurchschnittlich viele Geschwister und 60 % aller Kinder, die in ein Heim eingewiesen wurden, stammen aus Familien mit einem Elternteil. Häufig sind auch Kinder mit Stiefeltern. In vielen Familien spielen auch Alkoholprobleme eine Rolle, alle Kinder bringen bei ihrer Aufnahme eine Lebensgeschichte mit, die nicht selten geprägt ist von traumatischen Erfahrungen von Misshandlungen und Gewalt und lang andauernden Frustrationen. Als konkrete Probleme können genannt werden:

- körperliche und psychosoziale Folgen mütterlichen Drogenkonsums während der Schwangerschaft,
- negative Veränderungen familiärer Interaktionsmuster und Rollenübernahmen,
- Verhaltensstörungen und psychische Veränderungen bei Kindern und Jugendlichen,
- teilweise oder völlige Erziehungsunfähigkeit der Eltern oder eines Elternteiles,

- gehäuftes Auftreten von Gewalt , Misshandlung und Missbrauch,
- gehäufte Suchtproblematik (Eckstein & Kirchhoff 1999).

Überzufällig häufig kommen Scheidungswaisen in die stationäre Erziehung und in den letzten Jahren vermehrt Kinder und Jugendliche aus gescheiterten Pflegeverhältnissen.

Der Heimeinweisung geht in der Regel eine Kontakt- und Beratungsphase mit dem Jugendamt voraus, ältere Jugendliche – meist Mädchen – melden sich bei starken Auseinandersetzungen im Elternhaus im Rahmen der pubertären Veränderungen selbst beim Jugendamt und bitten um Aufnahme in ein Heim oder in eine Wohngruppe. Der Anteil der Jugendlichen über 15 Jahren ist in den letzten Jahren auf nahezu 60 % gestiegen. Jungen sind überrepräsentiert, das Verhältnis Mädchen und Jungen beträgt etwa 45 % zu 55 %. In den Heimen der stationären Erziehungshilfe waren und sind auch immer Kinder, die in ihrer Herkunftsfamilie sexuelle Gewalterfahrungen durchlitten haben, auf die heute aufgrund der Sensibilisierung des Themas mit angemessenen Hilfen reagiert werden kann (vgl. Kormann & Saur, 1989).

3. Evaluationsforschung im Bereich der stationären Jugendhilfe

Es gab im Lauf der Geschichte der Heimerziehung viele Bemühungen, die Wirksamkeit der Heimerziehung einer breiten Öffentlichkeit deutlich zu machen. Im Folgenden stelle ich eine Reihe solcher Untersuchungen vor. Evaluationsforschung in der Heimerziehung ist beim großen Teil der vorliegenden Untersuchungen auf das Produkt der Hilfe ausgerichtet und untersucht die Leistungsfähigkeit erzieherischer Hilfen im Heim. Die Qualität der Hilfe wird am Erziehungserfolg gemessen und an der Frage, inwieweit sich Ehemalige im Leben bewähren. Der Ansatz, den ich mit meiner Untersuchung verfolge, ist ein grundsätzlich anderer: das subjektive Erleben und die psychische Befindlichkeit der einzelnen GesprächspartnerIn stehen im Zentrum des Interesses. Ich möchte den Blick auf den Prozess richten, auf ihre Bewältigungs- und Bearbeitungsstrategien achten und auf die Faktoren und Bedingungen, die es für den Einzelnen ermöglicht haben, dass er die Zeit im Kinderdorf als wertvoll und wichtig für sein zukünftiges Leben erachtet. Bei den referierten Evaluationsstudien stelle ich besonders das Projekt Jugendhilfeleistungen (JULE) von Baur, u. a. (1998) heraus, das unter der Projektleitung von Hans Thiersch durchgeführt wurde. In dieser Studie wird überzeugend als zentraler Bezugspunkt der Bilanzierung das Subjekt der Hilfe genannt und die Subjektperspektive betont.

Bevor ich im Folgenden einige zentrale Befunde empirischer Heimuntersuchungsbefunde zusammenfasse, möchte ich an einige Forschungs- und Theorieansätze erinnern, denen in den 60er und 70er Jahren des letzten Jahrhunderts eine besondere Bedeutung zukam.

Hier möchte ich zum einen die Ergebnisse der Hospitalismusforschung von René Spitz (Spitz & Cobliner, 1996) und zum anderen die bindungstheoretischen Arbeiten von Bowlby (1995), Ainsworth (1978) und Grossmann (1997) erwähnen, die die überragende Bedeutung stabiler und vertrauensvoller emotionaler Bindungen von Säuglingen und Kleinkindern an eine (oder wenige) Bezugspersonen für deren gesunde Entwicklung belegten. Die Heimreform der 70er Jahre hat diese Ergebnisse berücksichtigt, und in der Folge wurden die Säuglingsheime aufgelöst und Kleinkinder verstärkt in Pflegefamilien und familienähnlichen Settings wie Kinderdorffamilien untergebracht.

Ein weiterer folgenreicher Befund für Veränderung stellte der etikettierungstheoretische Befund von Erving Goffman (1975) dar. Er hat die de-personalisierenden Wirkungen von „totalen“ Institutionen und die damit verbundene Verfestigung sozialer Ausgrenzung dargestellt. Als Reaktion öffneten sich Heime zu ihrem sozialen Umfeld hin, der Weg der Dezentralisierung und der Abbau von Großeinrichtungen nahm seinen Anfang und prägt die Entwicklung der Heimerziehung bis heute.

3.1 Evaluation in der Jugendhilfe

Bis vor einigen Jahren noch hat sich Jugendhilfe im Rahmen der Heimerziehung eher auf Strukturveränderungen und auf eine Differenzierung des Hilfeangebotes begrenzt. Es blieb lange Zeit die Frage nach dem konkreten Nutzen, der sich für den Adressaten aus dem konkreteren Hilfeangebot ergibt, unbeantwortet. Was können Heime mit ihrem stationären oder teilstationären Angeboten leisten? Wie stellt sich das Hilfsangebot aus der Perspektive des Kindes oder Jugendlichen im Heim dar, in ihrer Wirkung auf die ganze Person? Erfüllen die Hilfsangebote den Anspruch, die sozialen Teilnahmekancen nach dem Heimaufenthalt tatsächlich zu verbessern?

Und: Was ist notwendig, dass die Erfahrungen im Heim für den Bewohner zu einer Unterstützung für die Lebensbewältigung wird?

In den letzten Jahren wird in Zeiten knapper Kassen der Kommunen und Landkreise eine weitere Frage nach der Wirtschaftlichkeit der Heimerziehung immer wichtiger. Entgegen den ursprünglichen Prognosen hat die Heimerziehung trotz eines Rückganges der Zahl der Heimplätze immer noch einen hohen Stellenwert im System der Jugendhilfe. Die Politik und die Öffentlichkeit stellt die Frage nach der Legitimation von stationären Unterbringungen: In welchen Fällen ist diese teure Form der Hilfe überhaupt nötig? Kann die Heimerziehung halten, was sie verspricht? Lohnt es sich für die Adressaten und für die Gesellschaft, in die Heimerziehung zu investieren?

Die Finanznot der öffentlichen Hand erhöht für die stationäre Jugendhilfe den Legitimationsdruck, groß angelegte Effekt-Studien durchzuführen, wie z. B. die Jugendhilfe-Effekt-Studie (JES) (Schmidt, 2002) und die seit 1997 begonnene Kinderdorf-Effekt-Studie (KES) von allen Kinderdörfern Deutschlands in katholischer Trägerschaft (Gros & Roos, 2000; Klein u. a. 2003), die sich am Design der Jugendhilfe-Effekt-Studie (JES) ausrichtet.

In der derzeit durchgeführten bundesweiten EvaS-Studie (IKJ 2001) wurden bisher für den Zeitraum Januar 1999 bis Dezember 2000 ca. 2.600 Kinder in 119 stationären Einrichtungen erfasst.

3.2 Ansätze der Evaluationsforschung

Evaluationsforschung ist mit unterschiedlichen und teilweise widersprüchlichen Erwartungen konfrontiert. Unterschiedliche Denkansätze führen zu unterschiedlichen Forschungsmethoden.

„Aus dem Primat der Anwendung und der praktischen Nützlichkeit ergibt sich ein besonderer Anspruch an die Methodik der Evaluation . . . Ihr Ziel ist nicht in erster Linie die Entdeckung und Produktion von Wissen, sondern die Überprüfung der Anwendung von Wissen. Und sie zielt auf Veränderung der Praxis.“ (Müller-Kohlenberg 1997, S. 8)

Merchel (1990) arbeitet zwei zentrale Grundmuster von Evaluationsuntersuchungen im Bereich erzieherischer Hilfen heraus: Studien zur Leistungsbeurteilung und Studien zur Erfassung der Strukturqualität aus Sicht der AdressatInnen.

3.2.1 Studien zur Leistungsbeurteilung erzieherischer Hilfen

Der Forschungsansatz ist hier auf das Produkt der Hilfe ausgerichtet. Jede ergebnisorientierte Erfolgsmessung geht von einem Verständnis pädagogischer Arbeit aus, das sich darauf bezieht, ob der junge Mensch nach der Hilfe in der Lage ist, als integriertes Mitglied der Gesellschaft ein „gelingendes“ Leben führen zu können. Qualität der Heimerziehung wird hier am Erziehungserfolg gemessen, es wird gefragt, inwieweit sich die Ehemaligen im Leben bewähren.

Bürger (1990) geht davon aus, dass etwa 50 einschlägige Untersuchungen vorliegen, die sich mit dem Erfolg von Heimerziehung beschäftigen.

Schon 1868 untersuchte Wichern die Auswirkungen der öffentlichen Erziehung in den damaligen Rettungsanstalten. Schon vor weit über 100 Jahren hat er sich die gleichen Fragen gestellt und auf die Probleme hingewiesen, die sich heute auch der Evaluationsforschung stellen. So schreibt er, dass gerade über das Thema der Erziehungsergebnisse in Rettungsanstalten „nicht selten in zu schneller und ungerechtester Weise geurteilt wird“, dass

aber dabei unberücksichtigt bleibt, „wie überaus schwierig es ist, über diesen Gegenstand ein sicheres, auf Tatsachen begründetes Urteil (. . .) zu erlangen“ (Wichern 1868, S. 535). Untersuchungen über Resultate von Erziehung sollen die subjektiven Bewertungen der Zöglinge außer Acht lassen, Wichern lehnt dies mit Hinweis auf die Würde seiner Zöglinge ab. Untersuchungen müssen sich nach seiner Meinung vielmehr „beschränken und bescheiden“ und „eine Zahlenstatistik kann nur erwartet werden, wenn (. . .) man nur wissen will, was unzweifelhaft jeder sehen kann und was ohne Widerrede nach dem, was vor Augen liegt, beurteilt werden darf.“ (ebd.). Auf dieser Grundlage beurteilt Wichern die Erziehungsergebnisse dann daran, ob die „Zöglinge sich in dem Sinne gut betragen, dass sie ihr Brot als unbescholtene Leute in Ehren essen; oder wie viele von ihnen bescholten werden“ (ebd., S. 537 f.). Von den 487 im Zeitraum 1846 bis 1867 „ordentlich entlassenen Zöglingen“ weisen nach Wicherns Analyse 74 % gutes, 9,7 % mittelmäßiges und 7,3 % schlechtes Betragen auf. Er interpretiert das Ergebnis dahingehend, dass nur wenige „dem Gemeinwesen eine drückende und irgendwie gefährliche Last“ geworden sind (ebd., S. 540). Wichern hat also die Leistungsfähigkeit der Rettungsanstalten als sehr gut eingeschätzt.

Die meisten Untersuchungen, die sich mit Lebensbewährungsfragen beschäftigen, beziehen sich auf das Verhalten in Übereinstimmung mit den Gesetzen (Legalbewährung) und auf die Erhaltung der Selbstständigkeit durch eigene Arbeit (Arbeitsbewährung). In einer klassischen Untersuchung zur Lebensbewährung postulieren Pongratz & Hübner (1959, S. 13) als gelungene Lebensbewährung: der Jugendliche „soll nicht straffällig werden, die Mitmenschen nicht schädigen, ausnutzen oder beeinträchtigen, er soll arbeiten und für seine Angehörigen sorgen. Das ist in etwa das, was wir als Bewährung bezeichnen können“.

In der Untersuchung von Pongratz & Hübner wurden 582 männliche und 378 weibliche Probanden einbezogen, die 1929 bis 1936 geboren und in Hamburg in den Jahren 1950 bis 1951 aus öffentlicher Erziehung entlassen worden waren. 5 bis 7 Jahre nach ihrer Entlassung wurde eine Nachuntersuchung durchgeführt, die folgende Bewährungskriterien berücksichtigte:

- Bewährung gegenüber Gesetz und Recht
- Bewährung im sozialen Raum
- Bewährung in der Arbeitswelt.

Jeder dieser drei Bereiche wurde in sechs Bewährungsstufen unterteilt von „volle Bewährung“ bis „sehr starke Bewährungsmängel“. Für die Ergebnisbildung wurden die Bewährungsgruppen zusammengefasst und folgendes Gesamtergebnis erstellt: „Etwa 70 % der ehemals Betreuten haben sich bewährt und rund 30 % nicht bewährt. Die Gesamtbewährung der Mädchen entspricht mit rund 74 % etwa der der männlichen Betreuten (rund 69 %)“ (Pongratz & Hübner 1959, S. 19).

Eine methodisch sehr differenzierte Studie, die auch Einschätzungen der Jugendämter mit einbezog, wurde von Korte (1973) durchgeführt. 960 Jungen, die während der Jahre 1960 bis 1970 in einem Jugendheim waren, sich dort mindestens ein halbes Jahr aufhielten und anschließend zu ihren Familien oder in Heime kamen, wurden in die Umfrage einbezogen. Die Jugendämter wurden gebeten, die Lebensbewährung nach der Heimentlassung zu beurteilen.

Die Lebensbewährung der Ehemaligen sieht im Urteil der Jugendämter folgendermaßen aus:

- | | |
|--|------|
| – Gelungene Resozialisierung | 34 % |
| – Nach anfänglichen Schwierigkeiten gelungene Resozialisierung | 22 % |
| – zweifelhafte Resozialisierung | 23 % |
| – nicht gelungene Resozialisierung | 21 % |

Korte nennt es „eine Frage des Standpunktes, ob man den Erziehungserfolg bei 56 % der erfassten Ehemaligen positiv wertet, oder ob der Misserfolg bei 21 % und die Unsicherheit bei 23 % dieser jungen Menschen schwerer wiegt.“ „Mögliche Zusammenhänge zum Gelingen der Heimerziehung bestehen bei der Herkunft aus der asozialen Unterschicht, aus generell auffälligen Verhältnissen sowie aus unvollständigen Familien, die jeweils schlechte Erfolgsaussichten signalisieren können. (. . .) Prognostisch ein eindeutig günstiges Zeichen ist der erfolgreiche Abschluss der Berufsausbildung im Heim“ (Korte 1973, S. 389 f.).

Jonas (1976) hat bei 55 emotional und sozial gestörten Kindern, die 2 bis 7 Jahre in einem Kinderheim in Israel lebten, 5 bis 9 Jahre nach ihrer Entlassung eine Nachuntersuchung durchgeführt.

Dabei ging es Jonas um die soziale und berufliche Entwicklung nach dem Ausscheiden. Er hat Hausbesuche und Gespräche durchgeführt und Unterlagen von Arbeitgebern angefordert.

Nach Jonas steht eine gute Anpassung an die Erfordernisse der Gesellschaft wesentlich in Beziehung zu Variablen des familiären Hintergrundes; Aufwachsen bei den biologischen Eltern vor der Heimaufnahme, positive Beziehungen zu den Eltern während des Heimaufenthaltes und die Tatsache der Erstgeburt wirken sich positiv auf die gesellschaftliche Einordnung aus. Auch zufrieden stellendes Verhalten und gute Leistungen in der Schule, im Freundeskreis und in der Berufsausbildung prognostizieren gute Anpassung. Bemerkenswert ist für Jonas, dass 90 % rückblickend eine positive Einstellung bezüglich des Heimaufenthaltes zum Ausdruck gebracht haben. Es bleibt festzuhalten, dass Jonas sich aufgrund der Ergebnisse für eine Veränderung und Intensivierung der Elternarbeit eingesetzt hat.

In diesem Zusammenhang möchte ich noch eine weitere Untersuchung nennen, die als eine der ersten im Kontext der Kinderdorfpädagogik entstanden ist. (Raithel & Wollensack, 1980).

Von den 1958 bis 1961 im untersuchten Kinderdorf aufgenommenen Kindern wurden diejenigen in die Untersuchung aufgenommen, die zum Stichtag 31.12.1976 22 Jahre alt waren. Es wurden 157 Probanden in die Untersuchung mit einbezogen. Im Einzelnen werden folgende Ergebnisse berichtet (Raithel & Wollensack 1980, S. 145 ff.):

- a. Ergebnisse zur Vorgeschichte der Probanden (Aktenauswertung)
 - 55 % der Probanden sind unehelich geboren, ein gegenüber der Vergleichspopulation fünffach erhöhter Prozentsatz
 - 8 % der Probanden waren Vollwaisen und 43 % Halbwaisen
 - in 56 % der Fälle wuchsen die Kinder im problematischen Erziehungsumfeld auf
 - in 33 % der Fälle waren die Eltern vorbestraft
 - 90 % der Kinder hatten vor Aufnahme in das Kinderdorf schon Bezugspersonenwechsel erleiden müssen
 - 21 % kamen gleich nach der Geburt, 23 % innerhalb der ersten drei Jahre ins Kinderdorf

- 37 % der Kinder kamen wegen „subjektiver Erziehungsunfähigkeit“ der Eltern ins Kinderdorf, 26 % wegen Tod der Eltern oder eines Elternteils und 17 % wegen „objektiver Erziehungsunfähigkeit“ (Krankheit, hohes Alter, Inhaftierung)
- b. Ergebnisse zum Aufenthalt und zur Zeit nach der Entlassung
- 66 % wiesen bei Aufnahme massive Verhaltensauffälligkeiten auf
 - 88 % konnten die Schule mit Erfolg verlassen
 - 83 % haben eine Berufsausbildung begonnen und zwei Drittel davon konnte sie erfolgreich abschließen
 - 7 % waren arbeitslos
 - wurde ein Partner gefunden, dann stammt dieser immer aus vollständigen Familien
 - 38 % der Ehemaligen sind Mitglieder in einem Verein oder Organisation
 - nur 25 von 114 Probanden sind straffällig geworden
- c. Ergebnisse der Aussagen zur subjektiven Lebensbewährung (mündliche Befragung)
- Ehemalige schätzen sich in Bezug auf ihre Geltung in Familie, Freundeskreis, Gesellschaft und Beruf genauso einflussreich und mächtig ein wie die, die nicht im Heim waren,
 - 66 % fühlen sich der Mittelschicht zugehörig,
 - ca. 50 % der Ehemaligen haben es schon erlebt, dass sie als ehemaliges Kinderdorfkind abgelehnt wurden,
 - 90 % berichten von einer allgemeinen Zufriedenheit mit dem bisher im Leben Erreichten.

Die Untersuchung der Planungsgruppe Petra (1988) befasste sich über einen Zeitraum von vier Jahren mit der „Analyse von Leistungsfeldern der Heimerziehung“. Es wurden pädagogische Fachkräfte verschiedener Einrichtungen befragt, eine einzelfallbezogene Analyse von Akten vorgenommen, bestimmte Standardsituationen, wie sie in jeder Heimerziehung vorkommen, näher beobachtet: Mittagessen, Hausaufgabenbetreuung, Zubettgehen (ebd. S. 256 ff.). Für die Leistungsbeurteilungen von Heimen werden in dieser Untersuchung drei Bereiche als für die Leistungsbeurteilung relevant genannt:

1. Organisationsflexibilität

In den untersuchten Einrichtungen liegt oft eine geringe Sensibilität für die Problemlage der Betroffenen vor. Zudem neigen größere Heime dazu, dass die einzelnen Gruppen in ihr isoliert nebeneinanderher arbeiten und zu wenig Austausch und Kooperation stattfindet (ebd., S. 495 ff.).

2. Abstimmung von Pädagogik, Therapie und Alltag

Die meisten der Befragten fühlen sich im Heim wohl und betrachten es als ihr zeitweiliges „Zuhause“. Die Erfahrung individueller Aufmerksamkeit durch die ErzieherInnen wird als sehr bedeutend eingeschätzt. Die Autoren plädieren dafür, dass wegen der doch langen Aufenthaltsdauer der Kinder darauf geachtet werden sollte, dass in der Heimerziehung die intentionalen Aspekte der Pädagogik nicht vorherrschen. Bedeutend ist der unstrukturierte Alltag und das Heim als Lebensraum und Lebensort für die Kinder.

3. Elternarbeit

Für die Elternarbeit liegt nach Ansicht der Autoren eine hohe Indikation vor. Die MitarbeiterInnen betonen die Bedeutung der Elternarbeit, doch in der Realität mangelt es an Systematik und reflektierten und gezielten Formen der Elternarbeit.

Bürger (1990) konnte aufgrund der Analyse von 239 Akten eines Landesjugendamtes nachweisen, dass die Heimerziehung erhebliche Erfolge bezüglich der Legalbewährung und der schulischen und beruflichen Qualifikation bewirkt hatte. Entgegen der Annahme des „Labeling-Approach“ (Goffman, 1975), dass Heimerziehung soziale Ausgrenzung verstärke und eine abweichende Identität erzeuge, stellt Bürger folgende These auf und konnte sie in der Untersuchung bestätigen: „Heimerziehung ist geeignet, Sozialisationsprozesse von Kindern und Jugendlichen mit besonderen Problemlagen . . . positiv zu beeinflussen. Sie bewirkt in der überwiegenden Zahl der Fälle eine Verbesserung der sozialen Teilnahmechancen ihrer Adressaten“ (Bürger, 1990, S. 16). Es spreche seiner Meinung nach einiges dafür, dass „die Vertreter des Labeling-Approach in ihrer Kritik an der öffentlichen Erziehung implizit von einem Bild der Heimerziehung als „totaler Institution“ ausgehen, dem die tatsächlichen Gegebenheiten heutiger Heimerziehung nur noch in seltenen Fällen entsprechen“ (ebd., 195).

An der Studie von Bürger fällt auf, dass hier nicht mehr wie in früheren Studien die Bewährung der Probanden im Sinne eines reibungslosen gesell-

schaftlichen Funktionierens im Blick steht. Es geht aus der Sicht der AdressatInnen um eine Erweiterung ihrer Möglichkeiten und Fähigkeiten.

Auch die folgenden Studien von Hansen (1994) und Gehres (1997) haben diesen Perspektivwechsel, der die Diskussion in der Evaluationsforschung ab den 90er Jahren prägte, im Sinne einer AdressatInnen-Orientierung mit vollzogen.

Hansen (1994) untersuchte die „Persönlichkeitsentwicklung von ehemaligen Heimkindern“. Er kam zu dem Ergebnis, dass die Heimerziehung weite Bereiche der kindlichen Entwicklung positiv beeinflusse. Kritisch betrachtet Hansen die psychische Situation der Kinder, die schon einen häufigen Wechsel ihrer sozialen Bezüge (Familie, Pflegestelle, anderes Heim) erlebt haben. Sie erleben sich minderwertig. Sehr viel intensiver müsste nach Hansen die Elternarbeit sein, die häufig nicht angemessen durchgeführt würde und auch gelegentlich auf den Widerstand des pädagogischen Personals stoße.

Als Problemschwerpunkte des Verhaltens und Erlebens bei den Kindern im Heim nennt er folgende (Hansen, 1994, S. 79): Neigung zu Aggression, unsicheres Sozialverhalten, Leistungsüberschätzung und übertriebener Ehrgeiz, erhöhtes Minderwertigkeitserleben und Angst vor Verlassenheit und Einsamkeit.

Im Folgenden sollen einige Aspekte seiner Untersuchungsergebnisse etwas ausführlicher dargestellt werden:

1. Einflussfaktoren beim Systemwechsel: Familie → Heim

Jeder Wechsel von Systemen bedeutet für das betroffene Individuum eine Bedrohung der gewohnten Lebensbezüge und Unterbrechung habitualisierter Handlungsabläufe. Im Sinne von Filipp (1981) kann die Einweisung in ein Heim von den betroffenen Kindern und Jugendlichen als „kritisches Lebensereignis“ verstanden werden.

Es lassen sich aufgrund der Berichte der Betroffenen folgende charakteristische, das Kind massiv emotional und sozial verunsichernde Merkmale einer Heimeinweisung nennen:

- Ungültigwerden der bisherigen Verhaltenserwartungen und Rollenzuschreibungen

- Konfrontation mit einer Vielzahl von undurchschaubaren Regeln, Funktionen, Rollen, Erziehungsstilen und neuen Interaktionspartnern
- Wegfall habitualisierter und eingeschliffener Konfliktlösungsmechanismen
- Notwendigkeit der Neuorientierung hinsichtlich individueller Problemlösestrategien
- Statusverunsicherung als Neuling in einer stabilen Gruppenstruktur

2. Sozialisationsprozesse im Heim im Verlauf des Aufenthaltes

Die Erfahrung, den zentralen Lebensbereich nicht so verändern oder erhalten zu können, dass er den eigenen Vorlieben entspricht und das psychische Wohlbefinden fördert, kann nach Seligman (1979) zu „erlernter Hilflosigkeit“ führen. Dies besonders dann, wenn mit dem Jugendamt eine anonyme Instanz die Entscheidung über die Einweisung trifft und wenn dies eventuell mehrmals geschieht.

Dauerhaft in Institutionen untergebrachte Menschen laufen Gefahr, von der Kontrolle ihrer eigenen Lebensumstände entfremdet zu werden (vgl. die Gefahr von Überversorgung bei Heimkindern). Als typische Symptome von „erlernter Hilflosigkeit“ lassen sich ein vermindertes Aktivitätsniveau, emotionale Störungen und ein niedriges Selbstwertgefühl nennen.

Je früher Kontrollerfahrungen behindert werden, um so eher kann empfundene Hilflosigkeit zu einem stabilen Persönlichkeitsmerkmal werden.

Ein relativ hohes Maß an Kontrollierbarkeit führt zu positiven emotionalen Reaktionen und zu vermehrter Initiative und positiver Akzeptanz des Neuen beim Heimkind.

3. Problematische Systemeigenschaften von Heimen (Hansen 1994, S. 35 ff.):

- Inkonsistenz der Beziehungen
begünstigt bei Heimkindern das fehlende Grundvertrauen und führt zu einer verminderten Handlungskontrolle in Sozialkontakten (Distanzlosigkeit oder aggressiv-oppositionelles Verhalten).

- Die Erfahrung des Heimes als „totale Institution“ birgt die Gefahr des Rückzugs und stumpft das betroffene Kind emotional und sozial ab. Immer dann, wenn das Kind zu wenig persönlichen Raum erlebt oder mit zu starren Regeln konfrontiert wird, tritt dieses Erleben ein. Auch eine räumliche und soziale Abtrennung vom sozialen Umfeld durch die Randlage trägt dazu bei.
- Gefahr eines „Mutlosigkeitssyndroms“, das sich in einem eher passiven Verhaltensstil niederschlägt, oft gekoppelt mit einem erhöhten Minderwertigkeitserleben.
- Probleme, die sich aus der Überversorgung der Kinder ergeben
Die Kinder laufen Gefahr, eine Haltung zu habitualisieren, die eigene Anstrengungen und Bemühungen zur Sicherung der Existenz nicht notwendig macht.
- Probleme, die mit der Professionalisierung des pädagogischen Bezugs zusammenhängen
Die betroffenen Kinder erleben die Beziehungen zum Erziehungspersonal als „irgendwie nicht vollständig, obwohl es schön war, dass sie mich oft auch zu sich nach Hause eingeladen hat, . . . da ist es mir dann bewusst geworden, dass ich keine Familie habe“. Es entsteht dann oft der starke Wunsch, zu den leiblichen Eltern zurückzukehren, auch wenn die Gewalt- und Missbrauchserfahrungen bedrohlich waren. Die so geschaffene wiederholte Konfrontation mit einem Divergenzerleben zwischen den eigenen Erlebnisweisen, Bedürfnissen und Erwartungen einerseits und einer versagenden Realität andererseits gilt nach Seitz (1991) als entscheidendes Wirkungsmoment für das Entstehen einer ich-schwachen emotionalen Erregbarkeit, wie sie sich z. B. in einer ängstlichen Irritierbarkeit, in innerer Unruhe, Ungeduld und Konzentrationsschwäche äußert. So geartete Verhaltensweisen sind im Erziehungsalltag mit Heimkindern häufig anzutreffen.
- Das Heim als Ort permanenter Konfliktpräsenz
Konflikt soll dabei im Sinne Lewins verstanden werden. Lewin beschreibt einen Konflikt als eine Situation, in der in einem Individuum einander entgegengesetzte Kräfte zur gleichen Zeit aktiviert werden und diese Kräfte auch von annähernd gleicher Stärke sind (Lewin, 1963).
So spüren Kinder einerseits das Bedürfnis nach dauerhafter Bindung, Zugehörigkeit und Nähe zu den Erziehern, andererseits sind

sie sich darüber im Klaren, dass diese eben nicht ihre leiblichen Eltern sind und das Heim nicht ihr „Zuhause“ ist. Als Folge dieser Situation ist bei den Heimbewohnern ängstliche Irritierbarkeit und auch ein hyperaktiv-aggressiver oder auch gehemmt-passiver Verhaltensstil zu verzeichnen. Das Selbsterleben ist häufig aufgrund der erlebten Einschränkungen bei der Kontrolle über Ereignisse und Zustände der Umwelt durch Gefühle der Minderwertigkeit geprägt.

- Heimkinder zeigen oft ein eingeschränktes Reaktionspotential und eine ungenügende Handlungsdifferenzierung. Als eine wichtige Ursache hierfür kann aufgrund der Ergebnisse der Schichtdienst und die Fluktuation des Erzieherpersonals und die damit verbundene inkonsistente Erziehung genannt werden. Die Lernerfahrungen des Heimkindes bleiben so oft chaotisch, ungeordnet und zufällig.
- Stigmatisierung von Heimkindern: Kinder und Jugendliche durchlaufen während des Heimaufenthaltes einen Stigmatisierungsprozess. Der Heimaufenthalt wird erlebt als ein Herausgerissen-Werden aus den vertrauten Zusammenhängen, auch wenn sie als bedrohlich erlebt wurden. Dies war oft mit einer Drohung verbunden. Der Stigmatisierungsprozess hat sich in der Nachbarschaft des Heimes fortgesetzt. Strafbare Handlungen wie Belästigungen, Diebstähle oder Sachbeschädigungen wurden oft, wenn auch meist zu Unrecht den „Heimkindern“ zugeschrieben.

Chancen der Heimsozialisation

Heimerziehung wird von Hansen (1994) als ein Ort beschrieben, der Kindern Distanz, Entlastung und Schutz von und vor Familienbeziehungen bietet, an denen die Heranwachsenden gescheitert sind.

Heimerziehung als „Entlastungsraum“ gründet sich auf

- die Herausnahme aus einem schädigenden Milieu, das den Folgen der elterlichen Vernachlässigung ein Ende setzt,
- die im Heim gewährleistete Ordnung – im Gegensatz zu dem zuvor in der Familie erlebten Chaos – leitet die Kinder behutsam, aber bestimmt zu einer allmählichen Identifikation mit gesellschaftlich als wertvoll erachteten Normen,

- schulische und berufliche Förderung ermöglicht bzw. schafft die Voraussetzungen für eine spätere gesellschaftliche Integration.

Eine neuere Studie über die Wirkung öffentlicher Erziehung stellt die Studie von Gehres (1997) dar. Sie trägt den Untertitel: „Lebensgeschichte und Persönlichkeitsentwicklung von dreißig ehemaligen Heimkindern“. Gehres führte bei 30 ehemaligen Mädchen und Jungen eines Berliner Kinderheimes Tiefeninterviews durch. Die Ehemaligen sind zwischen 1979 und 1989 entlassen worden und waren zum Zeitpunkt der Interviews zwischen 14 und 31 Jahre alt. Die Auswertung orientiert sich an der Rekonstruktion und Interpretation einzelner Lebensgeschichten und der Erstellung von Polaritätsprofilen. Gehres kritisiert an den bisherigen Erfolgsstudien zur Heimerziehung die „Zusammenhangslosigkeit von Orten, Menschen und Erfahrungen“ oder „Allen Forschungsansätzen fehlte bisher eine konsistente Verknüpfung der vielschichtigen Erfahrungsfelder von Heimkindern“ (Gehres 1997, S. 25 f.). Im Rahmen seiner Untersuchung versucht er diesen Weg aufzuzeigen. „In dieser Arbeit wird ein neuer Weg zumindest angedeutet, nämlich die klientenorientierte Erfassung von Heimsozialisation als ein Beitrag zur Qualitätssicherung stationärer Unterbringung“ (ebd., S. 27). Die Arbeit im Heim wird nach Gehres von folgenden Einflussgrößen bestimmt:

- „die Bedeutung der Vorgeschichte
- die Schwere der traumatischen Erfahrungen und die damit bewirkte Entwicklungsschädigung des Kindes
- das Alter des Kindes
- der Prozess der Unterbringung selbst
- die Qualität der pädagogischen Beziehungserfahrungen im Heim, einschließlich der Bedeutung struktureller und institutioneller Faktoren
- schließlich die Erfahrung nach dem Heimaufenthalt“ (ebd., S. 25)

Die Interviewauswertung orientierte sich an der Erstellung von so genannten Polaritätsprofilen, die dann später Aussagen zum „Erfolg“ der Hilfe möglich machten. Zentrale Aspekte der Sozialisationsgeschichte wie z. B. Art und Umfang der Elternarbeit, Qualität des Beziehungsangebotes, andere Bezugspersonen, Verhältnis zur Herkunftsfamilie wurden entsprechend den Aussagen der Ehemaligen auf einer Polaritätsskala von -7 bis +7 eingetragen. Es wurden dann die Hilfeverläufe, die einen Wert von kleiner als

Null erhielten, als nicht erfolgreich eingestuft. Je höher die Zahl im Plus-Bereich war, umso günstiger wurde das Hilfsangebot eingestuft.

Gehres kommt zu dem Ergebnis, dass die Hilfe im Heim bei 86,7 % der Befragten erfolgreich war und einen wertvollen Beitrag zur Persönlichkeitsentwicklung des jungen Menschen beigetragen hat; bei 13,3 % wurde die Hilfe als weniger erfolgreich eingeschätzt.

3.2.2 *Studien zur Erfassung der Strukturqualität aus Sicht der AdressatInnen*

Bei diesen Studien wird der Blick auf die subjektive Situation und psychische Befindlichkeit des Einzelnen gerichtet. Es werden die Erziehungssituation und die darin zur Verfügung gestellten Bedingungen des „Guten Aufwachsens“ für junge Menschen betrachtet.

Die Aufgabe der Pädagogik versteht sich hier in einer „reflektierenden Begleitung im Rahmen eines dialogischen Prozesses“ (Merchel 1990, S. 289). Statt auf das Produkt einer Erziehung zu achten, gewinnen hier strukturelle Bedingungen wie Nähe und Beziehungsangebote, pädagogische Rahmenbedingungen und die Struktur des Alltages eine besondere Bedeutung.

Folgende Untersuchungen sind als qualitative Studien angelegt und betrachten das Ergebnis der Hilfe zur Erziehung im Heim aus der Sicht der AdressatInnen, JULE-Studie (Baur u. a., 1998) (in Teilen), Wolf (1999), Günder (2000) und Normann (2003), nur die Untersuchung von Wolf (2000) hat sich mit einer Befragung von Kindern in einem Kinderdorf befasst. Im Folgenden stelle ich die Studien von Wolf, Günder und Normann dar und gehe dann etwas ausführlicher auf das Forschungsprojekt JULE ein, das in seinem qualitativen Teil auf die subjektive Erfolgseinschätzung der AdressatInnen abhebt:

„Was allgemein als ‚glückliches Leben‘ oder eine ‚gelingende Lebensbewältigung‘ verstanden wird, läßt sich angesichts der zunehmenden Pluralisierung von Lebenslagen und individueller Formen des Zusammenlebens nur schwer bestimmen. Vielmehr bestehen unterschiedliche Lebensformen, Einstellungen und vielfältige Muster individueller Lebensbewältigung nebeneinander, die nur von den Subjekten selbst als für sie gelingend oder zufrieden stellend eingestuft werden können. (. . .) Das Einbeziehen der KlientInnenperspektive hinsichtlich der subjektiven Bewertung individueller Entwicklungs- und Veränderungsprozesse eröffnet zudem die Chance, jenseits professionell reflektierter Standards pädagogischer Arbeit Einsichten darüber

zu bekommen, was für die jungen Menschen selbst relevant und bedeutend ist, damit das Hilfsangebot für sie zu einem ‚guten‘ geworden ist“ (Baur u. a. 1998, S. 75).

Günder (2000) geht in seiner qualitativen Untersuchung der Frage nach, „inwieweit die von jungen Menschen in der Heimerziehung subjektiv erlebten Einflüsse und Rahmenbedingungen sich auf deren persönliche Entwicklung auswirken und wie sie selbst diese Einflüsse und Rahmenbedingungen beurteilen“ (ebd., S. 77).

Fünfundzwanzig junge Menschen im Alter von 14 und 18 Jahren, die zum Zeitpunkt des Interviews noch in einer Institution der Heimerziehung und dem betreuten Wohnen lebten, wurden anhand eines Leitfadens befragt. Der Leitfaden orientierte sich an bestimmten Standardsituationen der Heimerziehung wie: Hausaufgaben, Mittagessen, Zubettgehen (vgl. Planungsgruppe PETRA, 1988), Aufstehen und die Heimaufnahme. Zusätzlich wurde noch die Elternarbeit, das ErzieherInnenverhalten und die räumliche Ausstattung thematisiert:

- Es fiel auf, dass in der Rückerinnerung der erste Tag im Heim überwiegend mit negativen Eindrücken und Gefühlen in Verbindung steht. Die Jugendlichen berichten von Vereinsamungsängsten und dem Gefühl, nicht angenommen zu sein. Beziehungsangebote durch ErzieherInnen wurden in dieser ersten Phase im Heim nicht wahrgenommen. Nach Günder fehlte es an einem Konzept der pädagogischen Gestaltung der Aufnahme phase.
- Nur wenige der Befragten hatten Probleme mit den vorgefundenen Regeln, nur wenige fühlten sich unterdrückt und zu wenig ernst genommen.
- Die Hälfte der Befragten war mit Gruppenunternehmungen sehr unzufrieden, weil diese entweder nicht angemessen seien oder zu selten stattfänden.
- Die Beurteilungen der ErzieherInnen fallen überwiegend negativ aus. Es fehlte häufig das Vertrauen, Problemsituationen mit ErzieherInnen zu besprechen.
- Die Elternarbeit wird überwiegend positiv gesehen, die Kontakte zu den Eltern sind während des Heimaufenthaltes bei den meisten besser geworden.

- Der Heimaufenthalt wird von der Mehrheit der Befragten für die persönliche Entwicklung als bedeutsam angesehen. Sie blicken im Großen und Ganzen optimistisch in die Zukunft.

Wolf (2000) hat in einer qualitativen Untersuchung „Heimerziehung aus Kindersicht“ zu erfassen versucht. Sein methodisches Vorgehen gleicht einer teilnehmenden Beobachtung im Heimgruppenalltag, und sie ist auch als Evaluationsinstrument für ErzieherInnen gedacht. Der Autor beschreibt sein Vorgehen folgendermaßen:

„Über mehrere Wochen habe ich am Leben einer Heimgruppe teilgenommen wie ein Praktikant, der ziemlich faul ist, Verpflichtungen meidet und keine Aufgabe so richtig übernimmt, dafür aber Neugierde zeigt, sich für alles Mögliche interessiert und sich gerne etwas erzählen lässt.“ (Wolf 2000, S. 19).

Das Interesse der Kinder zu erzählen, war sehr groß, er spürte ein sehr großes Mitteilungsbedürfnis, was auch auf ein Defizit bei den Kindern hinweisen könnte. Die Gespräche wurden vom Autor später systematisch ausgewertet und für die Konstruktion einer Theorie über Machtstrukturen in der Heimerziehung verwendet. Die Form des narrativen Interviews sieht Wolf als vorteilhaft an, da der Interviewer mit dieser Methode einen tieferen Zugang und ein besseres Verständnis für die Lebenserfahrungen der Kinder erhalten kann. Wolf betrachtet systematisch zentrale Leidensursachen, die in den Erzählungen der Kinder und Jugendlichen deutlich werden. Er möchte in der Konsequenz damit der Frage nachgehen, was ErzieherInnen tun können, um vermeidbares Leiden auch tatsächlich zu vermeiden. Die folgenden sechs Leidensursachen haben für Wolf eine besondere Bedeutung:

- „biografische Brüche
- Sanktionen
- Funktionalisierung von Beziehungen
- Aussonderungserfahrungen
- Zukunftshoffnungen und Zukunftsangst
- Elternbild“ (ebd., S. 26)

Das Ziel für Wolf ist die Entwicklung eines Instrumentes zur Selbstevaluation der erzieherischen Arbeit. Dieses auf ausführliche Gespräche begründete Instrument der Erfolgskontrolle erscheint ihm sinnvoller als aktuelle Verfahren der Hilfeplanung, bei der die Symptome aufgelistet werden und

später kontrolliert wird, ob ihre Reduktion erreicht wurde. Bei diesem hier vorgestellten Weg rücken folgende Fragen in den Mittelpunkt des Interesses: „Welche Entwicklungschancen eröffnen oder verbauen die von uns arrangierten Lebensverhältnisse? Welche spezifische Lernchancen benötigt dieses konkrete Kind mit seinen belastenden Lebenserfahrungen und seiner individuellen Art, diese zu verarbeiten? Was ist für dieses Kind die geeignete Hilfe zur Bewältigung seiner aktuellen Entwicklungsaufgaben? (Uhlendorf 1997) Wir befinden uns damit im Kernbereich pädagogischen und sozialpädagogischen Denkens und können so die Beurteilung unserer Arbeit mit unseren spezifischen Kategorien vornehmen und benötigen keine Denkmuster, die aus der Autowerkstatt oder der medizinischen Behandlung ausgeliehen sind“ (ebd., S 34).

Diese kritische Sicht des Hilfeplanprozesses und die Möglichkeit von Alternativen möchte ich zu einem späteren Zeitpunkt am Ende meiner Abhandlung noch einmal aufgreifen.

Die Untersuchung von Normann (2003) betrachtet die Bilanzen der Lebensbewältigung junger Erwachsener über retrospektive Betrachtungen ihrer Erfahrungen in der stationären Jugendhilfe. Normann stellt dabei die AdressatInnen der Heimerziehung in den Mittelpunkt. In den Gesprächen äußerten sich die ehemaligen Heimkinder zu den für sie relevanten Themen. Die Autorin geht dabei der Frage nach, ob und wie die im Heim entwickelten Perspektiven für die weitere Biografie hilfreich oder eher hinderlich erlebt wurden. Es wurden 8 junge erwachsene Ehemalige befragt, die unterschiedlich lange in Jugendwohngruppen verschiedener Träger gelebt hatten. Die Altersspanne der Untersuchungsgruppe bewegte sich zwischen 19 und 25 Jahren. Der Zeitraum zwischen der Beendigung der Hilfe und der Befragung lag zwischen einem halben Jahr und sieben Jahren. Es wurde für die Durchführung und Auswertung der Interviews das von Lamnek (1995, S. 107 ff.) entwickelte Verfahren zur Auswertung und Analyse qualitativer Interviewdaten verwendet. Hier werden in mehreren Auswertungsschritten zunächst die Besonderheit des Einzelfalles herausgearbeitet, dann Grundtendenzen, die sich in allen Interviews zeigen, herausgefiltert und spezifische Besonderheiten erfasst, die über den Einzelfall hinausgehen. Die fallübergreifenden Aspekte werden dann in einem weiteren Schritt den jeweiligen Fragenkomplexen des Interviewleitfadens zugeordnet. Es geht dabei um folgende zentralen Aspekte der Heimsozialisation:

- der Eintritt in die Heimerziehung
- der Prozess der Heimsozialisation
- der Stellenwert der Betreuung
- die Beendigung der Hilfe und
- das Resümee über die Zeit im Heim.

„Inwieweit ehemalige Heimkinder die Zeit im Heim als hilfreich oder eher problematische Zeit empfinden, entscheidet sich u. a. daran, wie es gelingt, Rahmenbedingungen bereitzustellen und auszugestalten, die es den Betroffenen ermöglicht, die schwierige Ausgangssituation erzieherischer Hilfen, die Bewältigung des Trennungsprozesses von den Eltern zu verarbeiten.“ (Normann 2003, S. 126 f.)

Als sehr bedeutsam für ihre Zukunft sahen es die Ehemaligen an, ob es ihnen gelungen ist, in der Zeit der Heimerziehung wertvolle Kontakte zu ErzieherInnen aufzubauen und zu entwickeln. Auch die Gestaltung des Ablöseprozesses nach Beendigung des Heimaufenthaltes und die Vorbereitung der Verselbstständigung sind entscheidend für die Bewältigung des späteren Lebensweges.

Im Folgenden möchte ich etwas ausführlicher auf das Forschungsprojekt von Baur u. a. (1998) eingehen und diese in ihrem quantitativen und qualitativen Teil vorstellen.

4. Das Forschungsprojekt JULE 1998

Im Folgenden gehe ich etwas ausführlicher auf das Forschungsprojekt Jugendhilfeleistungen (JULE, Baur, u. a., 1998) ein. Ich beziehe mich zum einen deshalb auf diese Studie, weil hier eine konsequente Subjektperspektive in der Analyse verfolgt wird. Zum anderen dient mir der ausführliche quantitative Teil, in dem eine Aktenanalyse von 284 Jugendamtsakten vorgenommen wurde, gleichsam als Grundlage und Folie für meine Daten, die ich in Anlehnung an diese Analyse mit 66 Kinderdorfakten durchgeführt habe. Es ist mir somit möglich, meine Erhebung in einen größeren Zusammenhang der Leistungen von Jugendhilfe allgemein und von Heimerziehung im Besonderen zu stellen.

Das Forschungsprojekt Jugendhilfeleistungen (JULE, vgl. Baur u. a., 1998) ist ein vom Institut für Erziehungswissenschaften der Universität Tübingen unter der Projektleitung von Hans Tiersch durchgeführte Evaluationsstudie zur retrospektiven Längsschnittuntersuchung über den Erfolg von stationären und teilstationären Hilfen zur Erziehung. Die Untersuchung liefert einen wichtigen Beitrag zur Frage der Effektivität von Erziehungshilfe in Heimen, Tagesgruppen und Jugendwohngruppen, weil sie die Wirksamkeit dieser Erziehungshilfeformen untersucht, aber auch die Bedingungen für deren Wirksamkeit herausstellt. Die Studie verfolgt das Ziel, bestimmte Leistungspotenziale der verschiedenen Formen zur Erziehung darzustellen und sie im Hinblick auf den „Ertrag“ für die betroffenen Kinder und Jugendlichen zu bewerten.

Die AutorInnen sehen die Evaluationsforschung in der Jugendhilfe als Pflichtaufgabe angesichts der Differenziertheit der Angebote im Bereich der teil-/stationären Hilfen zur Erziehung an und der „Schwere des Eingriffes“ sowie der hohen damit verbundenen Kosten. Es wird eine kritische Überprüfung des Leistungspotenzials der verschiedenen Formen der Hilfe vorgenommen, und es werden Erkenntnisse darüber gewonnen, wie die unterschiedlichen Betreuungskonzepte im Alltag wirken.

Der Evaluationsansatz dieser Studie basiert auf dem Konzept einer lebensweltorientierten sozialen Arbeit. (vgl. Thiersch, 1986, 1992). Lebensweltorientierung fragt vor allem nach den jungen Menschen und ihren Eltern und Familien, wie sie ihre Umwelt und ihr Leben erfahren und damit zu-recht kommen. Erzieherische Hilfen haben demnach die Aufgabe, junge

Menschen in ihrem Erfahrungsraum zu unterstützen und Hilfe zur Selbsthilfe zu geben. Die AutorInnen gingen von folgenden Prämissen aus:

- „(1) Der Bezugspunkt einer Bilanzierung ist das Subjekt (Subjektperspektive).
Wenn erzieherische Hilfen auf die Kinder und Jugendlichen als Individuen zielen und das Versprechen der „besseren Perspektiven“ im eigenen Leben nach der Hilfe implizieren, dann kann dementsprechend der Erfolg der Hilfe nur daran gemessen werden, wie es gelingt, . . . Schwierigkeiten (zu) beheben . . . Die individuellen Entwicklungen des jungen Menschen selbst sind der Bezugsrahmen zur Bemessung des Erreichten . . .
- (2) Entwicklungen können nur unter Berücksichtigung des Wechselspiels zwischen den verschiedenen Lebensfeldern analysiert und bewertet werden (Lebensfeldperspektive) . . .
- (3) Die Bemessung des Erreichten kann nur im Vergleich zwischen Ausgangslage und Zielprojektion erfolgen (Prozessperspektive).
Wenn Hilfen zur Erziehung auf Veränderung zielen und Unterstützung zur Lebensbewältigung bedeuten, dann kann das Erreichte nur unter Berücksichtigung der gegebenen Situation vor Beginn der Hilfen bemessen werden. Ausschlaggebend ist dabei, bei der Erfolgsbewertung nicht von zwei statischen Zeitpunkten auszugehen, sondern den Verlauf der Hilfe als einen Prozess zu begreifen . . . Der Prozess der Hilfe muss als ein offener verstanden werden, in dessen Verlauf sich immer wieder Veränderungen ergeben . . .
- (4) Der Erfolg eines Hilfeangebotes zeigt sich maßgeblich in der individuellen Lebensbewältigung im Leben nach der Hilfe (Ergebnisperspektive).
Versteht man die Aufgabe erzieherischer Hilfe als Begleitung und Vermittlung von Kompetenzen für ein „gelingenderes“ Leben, dann lässt sich das Erreichte zwar summativ in einer evaluativen Bestandsaufnahme zum Ende der Hilfe betrachten, die Beschränktheit dieser Bestandserhebung wird aber deutlich. Der „Erfolg“ des Hilfeangebotes zeigt sich vielmehr erst in seiner Tragweite in der individuellen Lebensbewältigung und – Zufriedenheit nach der Hilfe. Der Blick auf den Ertrag der Hilfe für die AdressatInnen ist notwendig und verweist erneut auf die erste Grundannahme (vgl. Subjektperspektive).“
(Baur u. a., S. 72)

In der Studie unter der Leitung von Thiersch wurden 284 Jugendamtsakten in einer aufwendigen und differenzierten Analyse gesichtet und 45 ausführliche biografische und leitfadengestützte qualitative Interviews mit ehemaligen Heimjugendlichen geführt sowie zusätzlich deren Akten ausgewertet. Als Untersuchungsstandorte wurden sechs Jugendämter ausgewählt, und als Stichprobe diente der vollständige Abgangsjahrgang des Jahres 1994 in den sechs Jugendämtern.

Die Autoren bedienten sich sowohl einer Aktenanalyse von sozialpädagogischen Einzelfallakten, bei der der Erfolg einer Maßnahme anhand objektiver, nach außen sichtbarer Daten gemessen wurde, als auch der Befragung von Ehemaligen, in deren Zentrum die subjektive Bewertung und Zufriedenheit mit der Hilfe bestand.

4.1 Zentrale Ergebnisse der Aktenanalyse

Zunächst stellen die Autoren unter 4.1.1 und 4.1.2 einige demografische Angaben zur Untersuchungspopulation im Rahmen der Jugendhilfe allgemein vor und gehen dabei auf die Bewertung der Hilfeverläufe in den verschiedenen Feldern der Jugendhilfe ein. Unter 4.1.3 werden dann die erzieherischen Hilfen im Heim sowohl in der Bewertung nach Aktenlage als auch aus der Sicht der AdressatInnen genauer in den Blick genommen.

4.1.1 Grunddaten zur Untersuchungspopulation

Die jungen Menschen unterscheiden sich deutlich von der gleichaltrigen Bevölkerung hinsichtlich folgender Punkte:

- Sie besuchen häufiger die Förderschule oder Hauptschule.
- Ihre Eltern verfügen über geringe formale Bildung und sind in unteren beruflichen Positionen beschäftigt oder verfügen über keine bezahlte Arbeit.
- Sie kommen häufig aus Scheidungsfamilien, haben häufiger allein erziehende Mütter oder wachsen in kinderreichen Familien auf.
- Jungen sind deutlich überrepräsentiert (45 % Mädchen, 55 % Jungen). Mädchen erhalten Hilfe seltener und später (meist zwischen 15 und 18 Jahren) und haben die Hilfe oft selbst initiiert.
- Sie haben extrem belastende Vorerfahrungen gemacht (Misshandlung, Vernachlässigung, Missbrauch etc.).

Als Fazit lässt sich festhalten, dass die in den Hilfen betreuten jungen Menschen häufig aus armen, bildungsbenachteiligten und mehrfach belasteten Bevölkerungsteilen kommen und die Hilfe sich öfter an Jungen richtet.

4.1.2 Bewertung der Hilfeverläufe in den verschiedenen Jugendhilfefeldern

Die Hilfeangebote verteilen sich in der Untersuchung bezogen auf die Unterbringungsformen wie folgt:

- über 50 % bei den stationären Hilfen

- 25 % bei den teilstationären Hilfen und
- 17 % betreutes Wohnen
- und weitere ambulante Hilfeansätze

Es wurde eine Bewertung der Hilfeverläufe nach verschiedenen Gesichtspunkten vorgenommen und anschließend in Beziehung zueinander gesetzt.

Bilanzierung der Entwicklung der jungen Menschen

- 57 % der Hilfen verliefen positiv.
- 16 % waren in Ansätzen positiv, d. h. die Situation hatte sich zwar verbessert, aber das gesetzte Erziehungsziel wurde nicht erreicht.
- In 11 % der Fälle gab es keine maßgebliche Verbesserung.
- In 15 % aller Fälle gelang es nicht, schwierige Entwicklungen der jungen Menschen aufzuhalten.

a. Bewertung des fachlichen Handelns im Jugendamt

- 67 % der auswertbaren Jugendhilfeverläufe ergab ein fachlich qualifiziertes Handeln des Jugendamtes.
- 24 % waren in Ansätzen qualifiziert.
- Bei den restlichen 9 % wurden Mängel im fachlichen Handeln beschrieben.

b. Bewertung des fachlichen Handelns im Heim/in der teilstationären Einrichtung

- 75% der Hilfen wurden als fachlich qualifiziert eingeschätzt.
- 24% waren in Ansätzen qualifiziert.

Das Heim hat hier eine fast durchweg positive Bilanz vorzuweisen. Wurden fachliche Mindeststandards im Jugendamt eingehalten, gelangen 11 von 12 Hilfeverläufen, bei nicht qualifiziertem Handeln scheiterten 2 von 3 Fällen. Allerdings gibt es auch junge Menschen, für die sich trotz geringer Einhaltung der fachlichen Standards hilfreiche Entwicklungen ergaben. Es fällt auf, dass sich die Mitarbeit des Jugendamtes im Verlauf der Hilfe verringert, hier sehen die Autoren noch deutlichen Verbesserungsbedarf.

Insgesamt kann festgestellt werden, dass die Mehrzahl aller Hilfen positiv verlief, allerdings ist die Einhaltung fachlicher Standards eine wichtige Voraussetzung für das Gelingen des Angebots.

4.1.3 Erzieherische Hilfen im Heim

4.1.3.1 Beschreibung der entsprechenden Stichprobe (Prozentangaben jeweils auf- oder abgerundet)

- 60 % kamen aus Familien mit vielfachen sozioökonomischen Belastungen und Gewalterfahrungen innerhalb der Familie (40 %) und Alkoholproblemen mindestens eines Elternteils (35 %).
- Es waren häufiger Jungen (55 %) als Mädchen (45 %) im Heim untergebracht.
- 77 % der Fälle in der stationären Jugendhilfe waren deutscher Nationalität.
- Der Anteil der Stieffamilien betrug 17 %, der Scheidungsfamilien annähernd 60 %, und nur 33 % der Fälle kamen aus einer dauerhaft vollständigen Familie.
- Es fiel eine hohe Geschwisterzahl auf: in 14 % der Fälle waren die Betroffenen mit anderen Geschwistern untergebracht.
- 70 % aller Hilfeempfänger waren einmal oder mehrmals im Heim.
- Der Grund für die Inanspruchnahme lag eher an den schwierigen, benachteiligenden und belastenden Familienbeziehungen und -verhältnissen (Armut, Wohnraumnot, Arbeitslosigkeit, geringes Einkommen, soziale Randständigkeit etc.) als an einer Symptomzuschreibung an das Kind.

4.1.3.2 Bewertung der Hilfeverläufe im Heim nach Aktenlage

- 53 % aller Hilfeverläufe wurden positiv, 17 % in Ansätzen positiv beschrieben. Als Fazit bleibt festzuhalten, dass die überwiegende Mehrzahl der Fälle positiv verlaufen ist. In der späteren mündlichen Befragung der AdressatInnen ergab sich ein ähnliches Bild.

- Strukturierte und günstige Rahmenbedingungen und zuverlässige Bezugspersonen waren dafür jedoch Voraussetzung. Eine gezielte und qualifizierte Hilfeplanung ist dabei eine Grundvoraussetzung.
- ProbandInnen, die den Heimaufenthalt in schlechter Erinnerung hatten, beschrieben vor allem das Fehlen einer kontinuierlichen Bezugsperson. Sie bewerteten den Heimaufenthalt häufig erst einige Zeit nach Beendigung als positiv, beim Beenden des Hilfsangebots war ihnen dies oft noch nicht bewusst.
- 23 % der stationären Hilfen wurden unplanmäßig durch Verweigerung der Kooperation von Seiten der jungen Menschen beendet.
- In nur 37 % aller Fälle wurde Elternarbeit angesprochen, wenn sie erwähnt wurde, war sie nur punktuell und wenig intensiv.
- War die Verweildauer nicht länger als ein Jahr, ergaben sich in 61 % der Fälle schwierige Entwicklungen. Betrug die Verweildauer dagegen ein oder mehrere Jahre, verliefen nur 22 % der Fälle schwierig. Dies stellt die Bedeutung des individuellen Aushandelns von Dauer und Intensität der Hilfe heraus:
 - Möglichkeit der „Beheimatung“, d. h. Hilfe bis zur Selbstständigkeit
 - Versorgung und Bereitstellung stabiler Strukturen im Heim
 - intensive heilpädagogische und therapeutische Betreuung
 - individuelle Situationsklärung und bei Bedarf Vorbereitung auf ein selbstständiges Leben.

4.1.3.3 Das Leistungsfeld „Heim“ aus der Sicht der AdressatInnen

Hier geht es um die aus leitfadengestützten Interviews gewonnenen Selbstaussagen und Selbsteinschätzungen der AdressatInnen. Es geht um den Versuch, nachzuvollziehen, wie sie selbst ihre Geschichte darstellen und sehen und inwieweit sie dem Ganzen einen Sinn abgewinnen können.

Baur u. a. (1998) haben zwei vollständige Abgangsjahrgänge (1992 und 1993) aus den untersuchten Hilfeformen in den sechs beteiligten Jugendämtern angeschrieben. Der Rücklauf lag bei 15 %. Es wurden dann insgesamt 45 Leitfadeninterviews durchgeführt und ausgewertet; 27 Interviews wurden mit jungen Menschen geführt, die für längere oder kürzere Zeit in Heimerziehung waren. Die Interviews wurden vier bis fünf Jahre nach Be-

endigung der jeweiligen Hilfe durchgeführt. Beim Vergleich der Populationen der Aktenanalyse und der Gruppe der mündlich Befragten gab es eine weitgehende Übereinstimmung. Diese weitgehende Übereinstimmung zwischen beiden Populationen macht deutlich, dass der Rücklauf der interviewbereiten Menschen die Ergebnisse nicht verzerrt und in wesentlichen Merkmalen ein „verkleinertes Abbild“ aufzeigt.

Diese Erfahrung kann auch auf die hier vorgelegte Studie übertragen werden, in der ich aus den jungen Menschen des Abgangsjahrganges 1985/86 eines Kinder- und Jugenddorfes 15 Ehemalige ca. 20 Jahre nach Beendigung der Hilfe nach der Methode des „persönlichen Gespräches“ (vgl. Langer, 2000) befragt habe.

Die JULE-Studie kommt in diesem Teil der Untersuchung, in dem sie die Heimerziehung aus der Sicht der jungen Menschen betrachtet (auf der Basis von 27 Interviews), zu folgenden Ergebnissen:

- Die jungen Menschen schätzen die Erfahrungen im Heim überwiegend als hilfreich für ihr heutiges Leben ein.
- Auffallend ist der eingetretene Bedeutungswandel: Die Einschätzung ändert sich im Lauf der Jahre und aufgrund der jeweils aktuellen Lebenssituation und Zufriedenheit der Interviewten mit sich und ihrem Leben. Viele schätzen einzelne Anstöße der Hilfe heute als hilfreicher ein, als sie dies im Rückblick in der Bewertung der Hilfe zum Zeitpunkt der Beendigung getan haben.
- Acht Interviewte sagten aus, dass sie durchgängig positive und hilfreiche Erfahrungen in dieser Zeit gemacht haben und die Zeit im Heim ein integrierter Bestandteil ihrer Lebensgeschichte ist, der mit wichtigen Erfahrungen verbunden sei.
- In einer zentralen Funktion des Heimes sehen sie vor allem ein zweites und neues Zuhause.
- Heimerziehung erscheint trotz der allgemein positiven Bilanz in einer Reihe von Feldern defizitär. Nach wie vor scheint die Elternarbeit vernachlässigt zu werden.
- Als problematisch werden die Erfahrungen des „Verlegens und Abschiebens“ bei der Verlegung im Heim oder in ein anders Heim erlebt.

5. Der Forschungsansatz der vorliegenden Arbeit

5.1 Die „qualitative Wende“ (Mayring, 1989) in den Sozialwissenschaften

Wie oben dargestellt, gewinnen seit Anfang der 80er Jahre qualitative Ansätze (Lamnek, 1995) auch in pädagogischen und psychosozialen Arbeitsfeldern zunehmend an Bedeutung. Unter qualitativer Forschung werden alle Ansätze bezeichnet, die versuchen, bei der empirischen Rekonstruktion in den Gesprächen das subjektive Erleben der AdressatInnen und deren Bedeutungsgehalte zu erfassen. Forschung wird hier als ein reflexiver, offener Prozess verstanden. Dabei kommt der Interaktion zwischen Forschendem und Adressaten eine hohe Relevanz für den Erkenntnisgewinn zu. Mit dem Symbolischen Interaktionismus als eigenständiger Methodologie sind nicht nur die sozialen Probleme mehr und mehr in den Mittelpunkt des Interesses gerückt, sondern auch deren Konsequenzen für die Betroffenen. Die Ethnomethodologie bemüht sich darum, „die Regeln und Ordnungen, die dem Alltagshandeln, . . . als Bemühungen um eine sinnhafte Strukturierung der sozialen Wirklichkeit zugrunde liegen, systematisch herauszuarbeiten und sichtbar zu machen“ (Jakob & v. Wensierski 1997, S. 91).

Mit diesem Verständnis wird es erstmals möglich, „eine empirische Untersuchung von Erziehungssituationen . . . nicht nur zu beschreiben, sondern . . . auch auf ihre konstitutiven und latenten Bedeutungen und sozialen Sinnstrukturen hin empirisch zu untersuchen. Damit waren jetzt auch außerhalb der psychoanalytisch orientierten Forschungen Verfahren vorhanden, mit denen sich auch die nichtintentionalen Anteile des pädagogischen Handelns und die ungerichteten Prozesse der sozialpädagogischen Praxis rekonstruieren ließen“ (ebd., S. 93).

Für eine Rekonstruktion der Lebenserfahrungen und der seelischen Befindlichkeit ehemaliger AdressatInnen ist demnach meiner Ansicht nach zwingend eine Methode vonnöten, die es den Betroffenen erlaubt, frei von jeder Lenkung und Orientierung an einem Leitfaden das zu erzählen, was ihnen bedeutsam erscheint.

5.2 Methodische Zugänge

5.2.1 *Das narrative Interview und seine Grenzen*

Die Erhebung von Interviews durch die narrative Methode kann in vier Phasen untergliedert werden. Am Beginn des Gesprächs steht eine Information der InterviewpartnerIn über die Funktion des narrativen Interviews. Es soll Vertrauen aufgebaut und deutlich gemacht werden, worum es bei der Forschung geht. Narrative Interviews sollen nach Lamnek (1995) in einer natürlichen Feldsituation durchgeführt werden. Einen zentralen Stellenwert nimmt die Eingangsfrage ein, die GesprächspartnerIn soll motiviert werden, ohne weitere Hinweise auf die Forschungsfrage zu antworten. Es sollen danach keine Zwischenfragen mehr gestellt werden. Dies ist erst in der Nachfragephase und Bilanzierungsphase möglich.

Eine derart angelegte Situation im Gespräch von zwei Menschen schränkt die Möglichkeit der Mitteilung sehr ein. Langer (2000) betont, dass so eine große soziale Distanz aufgebaut wird, wenn sich der gesprächsführende Wissenschaftler auf diese Weise aus dem Thema herausnimmt und sich von der Erlebnis- und Erfahrungswelt der GesprächspartnerIn abgrenzt. Nach Flick (1998) besteht ein zentrales Problem bei der Durchführung von narrativen Interviews darin, dass „eine systematische Verletzung der Rollenerwartung an beide Beteiligte“ (Flick, 1998, S. 121) erfolgt. Ein Gespräch, in dem nur eine Person spricht, hat etwas Unnatürliches, und die Tatsache, dass die Erwartung eines Gespräches verletzt wird, kann zu einer Verwirrung bei den Befragten führen und auch die InterviewerIn vor eine schwierige Aufgabe stellen. Gladziejewski (2003, S. 100 – 108) hat in ihrer Dissertation das narrative Interview dargestellt und es der Methode des „persönlichen Gespräches“ (Langer 2000) gegenübergestellt.

5.2.2 *Das persönliche Gespräch als Forschungsmethode*

Mein Anliegen in der vorliegenden Untersuchung ist es, die innerseelische Entwicklung von Ehemaligen in einem Kinderdorf zu verstehen und für mich selbst und für andere nachvollziehbar zu machen. Die jungen Menschen sollten dabei im Mittelpunkt stehen und zu Wort kommen, und in einem Gespräch sollten ihre jeweilige persönliche Situation und ihre Auseinandersetzungen mit ihr spürbar werden. Meine Rolle sollte dabei die des neugierig Fragenden, Suchenden sein und nicht des Experten.

5.2.2.1 Theoretischer Hintergrund

Für mich kam daher nur ein Forschungsansatz in Frage, in dem dem Subjektiven und Persönlichen ein großer Raum gewährt wird und die Ehemaligen von ihren Erlebnissen und Erfahrungen im Zusammenhang mit der Heimunterbringung berichten konnten. Die GesprächspartnerInnen sollten als denkende und fühlende Menschen gesehen und in ihrer Kompetenz ernst genommen werden. So sollte ein Dialog zwischen mir als Forscher und den Ehemaligen entstehen. Meine Vorüberlegungen fand ich sehr gut wieder bei Hutterer (1984), wenn er über „authentische Wissenschaft“ schreibt. Das Ziel einer „authentischen Wissenschaft“ ist seiner Meinung nach dann erfüllt, wenn „die tragende Basis der Wissenschaft die am Forschungsprozess beteiligten subjektiven und existenziellen Personen sind“ (Hutterer, 1984, S. 32). Eine auf diese Weise angelegte authentische Forschung kann als innengeleitete Forschung bezeichnet werden. Der Ausgangspunkt der Forschung sind Fragen, von deren Beantwortung sich die ForscherIn auch eine Bereicherung und Horizonterweiterung des eigenen Lebens erhofft. Sie ist persönlich betroffen und steht nicht abgehoben und distanziert den Themen gegenüber. Ihre persönlichen Erfahrungen müssen nicht verleugnet werden, um einem Anspruch von Objektivität zu genügen. Die Erfahrungen und das Wissen der ForscherIn fließen in die Arbeit mit ein. So ist es für meine Untersuchung von zentraler Bedeutung, dass ich durch meine langjährige Tätigkeit in einem Kinderdorf über Kenntnisse der lebensweltlichen Perspektive der AdressatInnen verfügte und so auf eine vertiefte Weise ihre innere Welt und ihre Orientierungsmuster leichter nachvollziehen konnte. „Durch das Bekenntnis zu der eigenen Subjektivität und Individualität wird wissenschaftliche Forschung nicht zu einer asozialen Tätigkeit“ (Hutterer 1984, S. 48).

Das persönliche Gespräch in der Forschung

Im Vorwort seines Buches „Das persönliche Gespräch als Weg in der psychologischen Forschung“ (2000) schildert Langer die Entstehungsgeschichte des persönlichen Gespräches. Angeregt durch Veröffentlichungen von Carl Rogers (1968, 1975) und die Forschungsarbeiten von Tausch beschäftigte Langer sich mit der Frage, wie die Alltagserfahrungen der Menschen, die sie bei der Bewältigung ihres Lebens sammeln, für die psychologische Forschung nutzbar gemacht werden könnten. Rogers befasste sich immer wieder neben der Entwicklung der therapeutischen Methode der Ge-

sprächstherapie mit der Frage, wie die humanistische Psychologie einen größeren Beitrag zu den wissenschaftlichen Erkenntnissen der Psychologie leisten kann (Rogers 1985). Eine offene Wissenschaft bezieht die inneren, gefühlshaften und persönlichen Bedeutungen, die Personen Ereignissen geben, in die Untersuchungen mit ein.

„Wissenschaft existiert nur im Menschen. Jedes wissenschaftliche Unternehmen hat sein kreatives Beginnen, seinen Prozess und seinen vorläufigen Abschluss in einem oder mehreren Menschen. Wissen – auch wissenschaftliches Wissen – ist das subjektiv akzeptable. Wissenschaftliche Kenntnisse können nur an denjenigen vermittelt werden, der subjektiv bereit ist, die Mitteilung zu empfangen. Die Anwendung von Wissenschaft geschieht auch nur durch solche Menschen, die auf der Suche nach Werten sind, die für sie von Bedeutung sind. Diese Aussagen deuten ganz knapp die veränderte Perspektive an, die ich meiner Sicht der Wissenschaft nun geben möchte“ (Rogers, 1973, S. 214).

Rogers geht auch – ganz im Sinne konstruktivistischer Denkmodelle (v. Foerster, 1987) – davon aus, dass es ebenso viele Wirklichkeiten wie Menschen gibt.

„Mir scheint, dass wir in Zukunft unser Leben und unsere Erziehung auf die Annahme gründen müssen, dass es ebenso viele Wirklichkeiten wie Menschen gibt und dass wir dies zu allererst akzeptieren müssen, bevor wir weitergehen. Wohin? Jeder von uns sollte offen sein für die unzähligen Möglichkeiten, Wirklichkeiten wahrzunehmen und diese zu erforschen. Wir würden, so glaube ich, unser Leben dadurch bereichern. Wir wären auch fähiger, mit der Wirklichkeit, in der jeder einzelne von uns lebt, umzugehen, gerade weil wir uns auch anderer Wirklichkeiten bewusst wären“ (Rogers & Rosenberg, 1980, S. 182).

Die von Langer (2000) entwickelte Methode des persönlichen Gespräches als Weg in der psychologischen Forschung gründet in wesentlichen Teilen auf der Grundlage der oben beschriebenen offenen und authentischen Wissenschaft nach Rogers. Langer beschreibt zwei Ebenen, wie Wissen im Rahmen von Untersuchungen geschaffen werden kann:

„Wissen über Personen

Die erste Ebene betrifft Wissen über Personen, ihre Einstellungen, ihre Verhaltensweisen, ihre Gefühle, ihre Gedanken. Dieser Wissensbereich ist traditionell verbreitet. Dazu wird in der Regel eine repräsentative Bevölkerungsstichprobe mit psychologischen Messinstrumenten wie Tests, Fragebögen oder physiologischen Indikatoren untersucht. Solche Untersuchungsergebnisse erheben den Anspruch, allgemein gültige Aussagen über die betreffende Bevölkerungsgruppe zu machen . . .

Wissen voneinander

Die zweite Ebene betrifft eine Form des Wissens, deren wir uns im Alltag vielfältig bedienen, die aber in der wissenschaftlichen Psychologie sowie in den Sozialwissenschaften allgemein extrem vernachlässigt und bislang wenig wertgeschätzt wurde. Diese Wissensebene betrifft das Wissen voneinander. Im Vordergrund der Ergebnisdarstellung steht hierbei das Kennen lernen persönlicher Lebenswege und Umgangsformen im Zusammenhang mit zentralen Lebensfragen.

Es geht dabei überhaupt nicht darum, was wissenschaftlich als „richtig“ oder „falsch“ anzusehen ist, sondern um die Vielfalt von Handlungs-, Erlebens-, Gefühls-, Bewertungs- und Gestaltungsmöglichkeiten. Die Leserinnen und Leser einer solchen Zusammenstellung von Ergebnissen lernen verschiedene Betrachtungsmöglichkeiten und persönliche Wahrheiten kennen. Sie können die Mitteilungen in der Untersuchung mit ihren eigenen Lebenserfahrungen in Verbindung bringen . . . Dies ermöglicht Orientierung für die eigene innere Welt und den eigenen Umgang mit entsprechenden Lebensfragen.

Mündigkeit im Umgang mit Wissen

Hinter den „Voneinander-Wissen-Schaffen“ steht sehr viel Zutrauen in die Wahl- und Beurteilungsfähigkeit der Empfängerinnen und Empfänger von Wissenschaft. Leider wird in Schule und Beruf kaum noch durch ursprüngliche Erfahrungen und persönliche Begegnungen gelernt. Daher gibt es in unserem Kulturkreis nur wenige Angebote zur Entwicklung einer fundierten Urteilsfähigkeit . . .“ (Langer, 2000, S. 15 f.).

5.2.2.2 Praktische Umsetzung – Durchführung der Gespräche

Die Wurzeln der von mir verwendeten Methode nach Langer (2000) liegen in der Gesprächspsychotherapie nach Rogers. Basis für die anzustrebende Haltung der ForscherIn sind die drei Grundhaltungen der Echtheit, Wertschätzung und Empathie, die Rogers für Psychotherapie und Beratung entwickelt hat; sie bilden die Grundlage für eine vertrauensvolle Beziehung zwischen ForscherIn und Gesprächspartner. Gelingt es in dem Gespräch, eine vertrauensvolle Beziehung zu schaffen, so kann sich für beide am Gespräch Beteiligten eine neue und klarere Sicht der Erfahrungen zu einem Thema ergeben, so wie es zu Beginn noch nicht vorhanden war. Es kann so eine Situation wechselseitigen Gebens und Nehmens entstehen. Die WissenschaftlerIn gewinnt ein tieferes Verständnis für ihr Forschungsthema und entwickelt sich im Prozess ihrer Forschung weiter. Die GesprächspartnerIn erhält von der ForscherIn ihre Aufmerksamkeit, ihr Verstehen und ihr Nachfragen, so dass sie zu einem Selbstklärungsprozess bezüglich ihrer psychischen Situation gelangen kann und ein vertieftes Verstehen über die eigene Person möglich wird. Es gibt nicht mehr die BefragterIn und die Befragte, wie aus der traditionellen sozialwissenschaftlichen Forschung bekannt, sondern zwei GesprächspartnerInnen, die sich in einem vertrauten Rahmen vertrauensvoll über eine bestimmte Fragestellung austauschen. Für alle anderen LeserInnen wird ein Prozess der Selbstauseinandersetzung und Selbstklärung in Gang gesetzt.

Da es bei dieser Art von Untersuchung nicht darum geht, allgemeine Aussagen über Personengruppen zu machen, wird die Stichprobe nicht nach

Repräsentativität ausgewählt, sondern im Hinblick auf die „Ergiebigkeit“ im Sinne der Fragestellung und des Forschungsthemas.

Die TeilnehmerInnen

Für meine Gespräche habe ich 15 Ehemalige ausgewählt, die im Zeitraum von 1981 – 1985 aus einem Kinderdorf entlassen wurden. Aus den fünf Entlassjahrgängen habe ich Ehemalige angesprochen, die bereit waren zu einem Gespräch über ihre Erfahrungen im Kinderdorf und ihre innerseelische Befindlichkeit sowie ihre Entwicklung in der Zeit nach dem Weggang aus dem Kinderdorf. Alle jungen Menschen kenne ich noch aus der Zeit ihres Aufenthaltes im Kinderdorf, mit einigen Ehemaligen habe ich auch danach noch in Kontakt gestanden. Eine etwas nähere Beziehung bestand zu einigen Ehemaligen, die im Kinderdorf einmal oder mehrmals an erlebnispädagogisch gestalteten, von mir durchgeführten Radtouren im Rahmen von dreiwöchigen Ferienfreizeiten teilgenommen hatten. Diese Radtouren hatten uns zu Zielen in ganz Europa geführt (Amsterdam, Dijon, Paris, Wien, Budapest, Venedig) und uns wertvolle gemeinsame Erlebnisse beschert.

Der Verlauf der Gespräche

Die Gespräche wurden nicht direkt hintereinander geführt, sie fanden im Zeitraum von über einem Jahr in der Zeit von Ende 2002 bis Anfang 2004 statt. Die meisten Gespräche fand in den privaten Räumen der Ehemaligen zu Hause statt, einige auch auf Wunsch der TeilnehmerInnen in den Büroräumen des Kinderdorfes, in dem ich noch mit einigen Stunden als Psychologe und Kinderpsychotherapeut beschäftigt bin. Entsprechend der Methode von Langer (2000) wurde kein Interviewleitfaden verwendet, die Gespräche waren offen gestaltet auf die Bedürfnisse der Gesprächspartner ausgerichtet. Zu Beginn tauschten wir uns über gemeinsame Erlebnisse und Erfahrungen im Zusammenhang mit dem Kinderdorf aus, manche zeigten mir auch ihre Fotos aus dieser Zeit. Während der Gespräche versuchte ich so wenig einschränkend wie möglich zu sein, ich begleitete die Ehemaligen bei ihren Aussagen und auch auf „Nebenthemen“ und hielt mich mit meinen Fragen im Hintergrund. Die Gespräche wurden mit einem Kassettenrekorder aufgezeichnet, noch einmal von mir abgehört und danach von einer Tutorin transkribiert.

5.2.2.3 *Praktische Umsetzung – Auswertung der Gespräche*

Verdichtungsprotokolle

Aus den transkribierten Daten wurden dann „Verdichtungsprotokolle“ angefertigt, in denen ich die angesprochenen Bereiche und Themen nach Bedeutung und chronologischer Abfolge geordnet habe. Nicht berücksichtigt wurden in den Verdichtungsprotokollen Themen, die nicht im Zusammenhang mit der Fragestellung standen. An den Anfang einer jeden Dokumentation habe ich eine kurze Vorstellung meiner GesprächspartnerIn gestellt und eine erste Gesprächsbilanz vorgenommen. Nach der Abfassung der Verdichtungsprotokolle habe ich die wesentlichen Punkte noch einmal zusammenfassend dargestellt.

Kommunikative Validierung

Verdichtungsprotokoll und Kurzzusammenfassung habe ich den Ehemaligen zugeschickt mit der Bitte um Rückmeldung, ob sie sich von mir verstanden fühlten oder eine Änderung wünschten. Die Rückmeldungen waren positiv, Änderungen habe ich auf Wunsch vorgenommen.

Ergebnispanorama

Die Überschriften der Verdichtungsprotokolle wurden dann in einem nächsten Schritt systematisch den Themenbereichen zugeordnet, die die GesprächspartnerInnen angesprochen hatten. Der Vorteil dieser Auswertungsmethode ist hauptsächlich darin zu sehen, dass sich die Aussagen der einzelnen TeilnehmerInnen bei den einzelnen Themenbereichen miteinander vergleichen lassen. Die freie Form der Gesprächsführung bringt es mit sich, dass nicht alle GesprächspartnerInnen sich zu allen genannten Aspekten äußern, dies schmälert die Aussagekraft nicht, es zeigt nur, dass bestimmte Aspekte nicht für alle Personen die gleiche Relevanz haben.

Die Anzahl der Personen, auf die sich die Beiträge zu einem Aussagebereich beziehen, sagt nach Langer im Grunde nur wenig aus über den Stellenwert dieser Aussagen. Auch die Lebenserfahrung von nur einer Person kann einen hohen Stellenwert für andere haben. Langer spricht in diesem Zusammenhang von den Qualitäten der Erlebnisweisen einer Person. Die

LeserInnen entscheiden immer selbst, ob einzelne Aspekte der jeweiligen Darstellung von UntersuchungsteilnehmerInnen mit ihren eigenen Erfahrungen, Gefühlen, Bewertungen und Urteilen übereinstimmen oder nicht.

Die von mir persönlich gezogenen Schlussfolgerungen lege ich unter 8.2 dar.

6. Vorgehensplan

Zielsetzung der vorliegenden Arbeit ist die Darstellung der innerseelischen Situation von ehemaligen Heimkindern bzw. genauer Kindern, die in einem Kinderdorf, das in der Trägerschaft der Caritas geführt wird, einen Teil ihres Lebens verbracht haben. Ich verwende, wie oben schon einmal angesprochen, in meiner Untersuchung die Begriffe Heim und Kinderdorf weitgehend synonym, da sie beide eine Form stationärer Jugendhilfe darstellen mit jeweils besonderen Ausprägungen. In den Abschnitten, in denen ich die Besonderheiten der Kinderdorf-Erziehung herausstellen möchte, spreche ich explizit von „Kinderdorf“. In meiner Arbeit will ich die Bewältigungs- und Bearbeitungsstrategien, die sie in ihrer Zeit im Kinderdorf erworben haben, herausarbeiten. Ich möchte auch besser verstehen lernen, wie sie mit den Problemen und Belastungen, die sie ins Kinderdorf gebracht haben, umgegangen sind, wie sie die Zeit im Kinderdorf verarbeitet haben und wie es ihnen heute gelingt, ihr Leben zu bewältigen. Anderen Ehemaligen in Einrichtungen der stationären Jugendhilfe könnte durch meine Darstellung einige Hinweise gegeben werden für die Auseinandersetzung und Bewältigung schwieriger Lebenssituationen.

Meine Studie bezieht sich vorrangig auf die Perspektive und Sichtweise der AdressatInnen der Hilfe, die im Rahmen der „Persönlichen Gespräche“ vermittelt werden. Es spielen dabei die im Vorneherein definierten Faktoren der „Lebensbewährung“, die den meisten – auch aktuellen Studien – zugrunde liegen, keine Rolle oder nur insofern, als sie aus der Sicht der Betroffenen bedeutsam sind.

Ich möchte vielmehr in einer qualitativen Analyse versuchen, den missglückten oder erfolgreichen Beitrag erfassen, den die Erziehung und das Leben im Kinderdorf für diese Kinder geleistet haben. Es geht mir dabei um die Erfassung der seelischen Situation der Befragten und den Stellenwert, den sie selbst der Erfahrung in der Fremderziehung der Entwicklung ihrer Gesamtpersönlichkeit beimessen.

Die umfangreiche Erfassung objektiver Daten und die Auswertung von großen Mengen an Aktenmaterial ist daher nicht erforderlich.

Ich habe dennoch im 2. Teil meiner Untersuchung eine Analyse von 66 Kinderdorf-Akten, von Kindern und Jugendlichen, die im Zeitraum 1981 – 1985 das Kinderdorf verlassen haben, gemacht. Diese Aktenanalyse

dient jedoch vor allem der Stichprobenbeschreibung und bietet in einigen Bereichen die Möglichkeit, Unterschiede für die Erziehung im Kinderdorf im Vergleich zur traditionellen Heimerziehung herauszuarbeiten. Bei den Bereichen des Analysebogens habe ich mich am Bogen der JULE-Studie (Baur u. a., 1988) orientiert; er ist im Anhang abgedruckt.

Die 15 GesprächspartnerInnen der Studie stammen aus dem Entlasszeitraum 1981 – 1985.

Aufgrund der Durchsicht der vorliegenden Untersuchungen, von denen nur wenige als qualitative Studien einzuordnen sind, wird deutlich, dass kaum an AdressatInnen ausgerichtete Studien vorliegen, die eine Befragung von Ehemaligen durchführen, die 20 – 25 Jahre nach der Entlassung aus der Einrichtung erfolgt. Der Zeitraum schien mir angemessen, da erfahrungsgemäß, wie ich aus vielen Gesprächen mit Ehemaligen weiß, die ersten Jahre nach Entlassung von extrem kritischen, negativen Haltungen geprägt sind und nach über 30 Jahren eine positive Verklärung und Idealisierung der Erfahrungen eintritt, die eine differenzierte Wahrnehmung erschweren.

In meinem Vorverständnis und nach meinen eigenen Erfahrungen gehe ich bei meiner Untersuchung von folgenden Vorannahmen aus:

- Kinder leiden an der Trennung von den Eltern und wünschen einen Kontakt mit den Eltern.
- Kinder leiden am Erzieherwechsel oder einer Verlegung in ein anders Heim.
- Die Tatsache, dass auch eigene Kinder der ErzieherIn / des Erzieherhepaares in der Wohngruppe leben, kann zu Belastungen führen.
- Kinder- und Jugendliche erleben die Situation im Kinderdorf als Ausgrenzung und fühlen sich missverstanden, wenn ihnen vorschnell Diebstahl „zugetraut“ wird.
- Die Beziehungserfahrungen im Kinderdorf sind sehr bedeutsam für die Kinder und Jugendlichen.
- Im Vergleich zu einem „klassischen Kinderheim“ schätzen die Kinder die Offenheit und den weiten Rahmen im Kinderdorf.
- Zu viel Zwang in der religiösen Erziehung kann zur Belastung werden.
- Das Spielangebot, Sport und Freizeit werden als wertvolle Erfahrungsfelder betrachtet.

- Hilfreiche Gespräche durch die ErzieherIn oder einen Therapeuten werden als sehr förderlich für die Weiterentwicklung und Problemverarbeitung angesehen.
- Der Kontakt mit Patenfamilien außerhalb des Kinderdorfes unterstützt die Kinder in ihrer Entwicklung.
- Ein erfolgreicher Schulabschluss und eine gute Beziehung zur LehrerIn wird von den Ehemaligen als sehr wertvoll für den weiteren Weg angesehen.

7. Durchführungen

7.1 Datenerhebung 1. Schritt

7.1.1 Die 15 persönlichen Gespräche mit Ehemaligen

Mit 15 Ehemaligen, die ich aus der Gruppe der Jugendlichen aus dem Entlasszeitraum 1981 – 1985 zu einem Gespräch gebeten hatte, führte ich im Zeitraum von 2002 – 2004 persönliche Gespräche. Mein Vorgehen war dabei ausgerichtet an der Methode des „Persönlichen Gespräches“ nach Langer (2000). Die beziehungsgestaltenden Elemente des Echtseins, der Wertschätzung und der Achtung, Wärme und des einführenden Verstehens führte in allen Fällen zu einem günstigen und produktiven Gesprächsklima. Die Gespräche dauerten von ca. 60 min bis ca. 190 min.

7.1.2 Die Beschreibung der Stichprobe

Für die vorliegende Untersuchung wurde eine nichtrepräsentative, unsystematische ProbandInnengruppe zusammengestellt, die Ehemaligen nach ihrer Bereitschaft zu einem ausführlicheren Gespräch über ihre Erfahrungen im Kinderdorf ausgewählt. Die 15 GesprächspartnerInnen haben im Zeitraum von 1981 – 1985 das Kinderdorf verlassen.

Name	Geschlecht	Geburtsjahr	Datum der Ankunft im Kinderdorf	Dauer des Aufenthaltes im Kinderdorf	Beruf	Aktuelle Lebenssituation
Thomas	männlich	1960	15.03.1961	19 Jahre	Werkzeugmacher	verh., 2 Kinder
Claudia	weiblich	1968	10.09.1972	13 Jahre	Kauffrau, Übersetzerin	1 Kind
Guido	männlich	1969	10.08.1977	8 Jahre	Bürogeräte- mechatroniker	verh., 2 Kinder
Rosalind	weiblich	1968	02.08.1981	4 Jahre	Verkäuferin	verh., 3 Kinder
Sandra	weiblich	1967	18.08.1972	13 Jahre	Ernährungs- beraterin	Verh., 1 Kind
Frank	männlich	1970	05.04.1979	6 Jahre	Versicherungs- vertreter	

Name	Geschlecht	Geburts-jahr	Datum der Ankunft im Kinderdorf	Dauer des Aufenthaltes im Kinderdorf	Beruf	Aktuelle Lebens-situation
Johannes	männlich	1961	18.03.1962	20 Jahre	Diplom-betriebs-wirt	Verh., 1 Kind
Karola	weiblich	1965	03.04.1967	16 Jahre	Hauswirt-schafts-leiterin	Verh., 2 Kinder
Katharina	weiblich	1966	18.08.1970	15 Jahre	Sachbe-arbeiterin	2 Kinder
Ramona	weiblich	1968	20.08.1970	14 Jahre	Frisörin, z. Zeit arbeitslos	1 Kind
Rene	männlich	1962	18.05.1963	19 Jahre	Kraftfahrer	Verh., 3 Kinder
Andrea	weiblich	1970	08.08.1975	6 Jahre	Erzieherin	Verh., 2 Kinder
Franziska	weiblich	1964	15.06.1966	18 Jahre	Büroange-stellte	
Uwe	männlich	1969	18.08.1972	13 Jahre	Lagerarbeiter z.Zeit arbeitslos	
Egon	männlich	1970	08.09.1977	5 Jahre	Werkzeug-macher	

Tab. 1: Tabellarische Übersicht der 15 befragten Ehemaligen

Sechs von ihnen haben 4 – 6 Jahre im Kinderdorf verbracht, die übrigen haben alle länger als 13 Jahre im Kinderdorf gelebt, zum Teil seit kurz nach ihrer Geburt. Unter den GesprächsteilnehmerInnen waren 7 Männer und 8 Frauen. Die Altersspanne zum Zeitpunkt der Gespräche lag zwischen 33 und 38 Jahren.

Zwölf der interviewten Ehemaligen sind verheiratet und haben auch eigene Kinder.

Dreizehn von ihnen haben eine bzw. mehrere Berufsausbildungen abgeschlossen und sind seit vielen Jahren teilweise in Teilzeit berufstätig. Zwei von ihnen sind zurzeit arbeitslos und leben von gelegentlichen Jobs.

Im nächsten Teil meiner Untersuchung folgen nun fünf detaillierte Verdichtungsprotokolle als exemplarische Auswahl der von mir befragten

Ehemaligen. Ich habe drei Frauen und zwei Männer ausgewählt und dabei Thomas ausgewählt als einen Vertreter der Gruppe von Kinderdorf-Kindern, die schon bald nach der Geburt in das Kinderdorf gekommen sind, ebenso Claudia und Sandra, die auch schon in frühen Jahren problematische Erfahrungen mit ihrer alkoholkranken Mutter gemacht haben und im Vorschulalter in das Kinderdorf gekommen sind. Ihnen gemeinsam ist, dass sie die ganze Zeit ihres Aufenthaltes im Kinderdorf von einer Hauptbezugsperson als Hausleitung betreut wurden, eine vom Kinderdorf angestrebte Konstellation, die sich aber nicht immer verwirklichen ließ.

Guido habe ich für eine ausführliche Darstellung ausgewählt, weil er exemplarisch für die Kinder im Kinderdorf steht, die einer besonderen Risikosituation ausgesetzt waren: eine psychisch kranke Mutter und Spannungen in der Beziehung der Eltern, die dann auch zur Trennung geführt haben. Bei Guido werden auch besonders die Bemühungen des Kinderdorfes zur Kooperation mit den Eltern und dem Jugendamt deutlich, die schließlich zu einer -zeitweiligen-Rückführung in den elterlichen Haushalt geführt haben.

Rosalind habe ich deswegen ausgewählt, weil sie für die Gruppe von Mädchen steht, die im Alter von 13 oder 14 Jahren eigenständig beim Jugendamt um Hilfe und um Unterbringung in ein Heim anfragen, eher untypisch dann in eine Familiengruppe in das Kinderdorf gekommen ist und als Mädchen in der Pubertät starke Probleme mit diesen Rahmenbedingungen hat. Erst später in einer Außenwohngruppe des Kinderdorfes findet sie geeignete Rahmenbedingungen für ihre Entwicklung zur Selbständigkeit. Rosalind steht auch exemplarisch für die Gruppe von Mädchen, die vor der Heimaufnahme sexuellem Missbrauch erlebt haben.

Für alle fünf Ehemaligen, deren detaillierte Verdichtungsprotokolle ich vorstelle, gilt, dass sie einen großen Teil ihrer Kindheit und Jugendzeit im Kinderdorf verbracht haben und das Ziel der Hilfe für sie wie für viele Kinder im Kinderdorf die Hilfe zur Verselbständigung und die Unterstützung für einen eigenständigen Weg im Leben war.

7.1.3 Verdichtungsprotokolle und Zusammenfassungen

7.1.3.1 Gespräch mit Thomas – Verdichtungsprotokoll

Persönliche Situation:

Thomas ist 37 Jahre alt und von Beruf Werkzeugmacher. Er ist verheiratet, wohnt in einem selbst restaurierten alten Bauernhof und ist Vater von 2 Kindern. Er arbeitet heute in der Fertigung im Schichtbetrieb bei einem Betrieb der Automobilbranche.

Das Gespräch findet im Dezember 2002 in den Räumen der Psychologischen Abteilung im Kinderdorf statt. Thomas und ich wir kennen uns aus der Zeit seines Aufenthaltes und von einzelnen Treffen danach.

Thomas kennt das Haus und die Räume gut, da er früher in demselben Haus gewohnt hat. Das Zimmer, in dem wir das Gespräch führen, war früher einmal sein Zimmer. Diese Tatsache hilft ihm, sich an die Zeit während seines Aufenthaltes gut zu erinnern. Das Gespräch findet in einer vertrauensvollen Atmosphäre statt, Thomas freut sich auf das Gespräch. Besonders angenehm empfindet er es, mal in Ruhe und mit genügend Zeit über die Erfahrungen im Kinderdorf sprechen zu können.

Unterbringung im Kinderdorf:

Grund der Aufnahme in das Kinderdorf

Thomas war als Säugling gleich nach seiner Geburt, bei der es Komplikationen gegeben hatte, in eine Kinderklinik gekommen. Er war mit einer „Hasenscharte“ zur Welt gekommen, diese Tatsache machte im späteren Verlauf seiner Kindheit noch eine Vielzahl von Operationen und Behandlungen zur Sprachförderung nötig. Seine Eltern haben ihn mit dem Zeitpunkt der Geburt abgegeben, und er hatte auch später bis heute keinen Kontakt zu ihnen.

Diese Erfahrung des „irgendwie Anders-Sein als die anderen“ hat seine Kindheit und Jugendzeit stark geprägt.

„ . . . Ich bin praktisch gleich nach der Geburt in eine Universitätsklinik gekommen, dort war ich ein Jahr gelegen und bin dann, im Frühjahr 1961 in das Säuglingsheim im Kinder- und Jugenddorf gekommen.

Ich bin dann 1963 zu der Frau L. gekommen und ich muss sagen, wir waren damals auch acht Kinder, Jungs und Mädchen, und die Frau L. hat das eigentlich gut gemacht, auch die anderen Kinder waren gut zu mir. Die Frau L. hat mich an die Hand genommen, obwohl ich ein bisschen halt irgendwie anders war, durch die Sprache, ich konnte nicht so gut sprechen . . .“

Fehlender Kontakt zu den leiblichen Eltern

Thomas musste sich sehr schnell mit der Tatsache abfinden, keinen Kontakt zu seinen Eltern zu haben. Einmal schöpfte er Hoffnung, als er hörte, dass sein Vater sich gemeldet hätte. Doch eigentlich hatte er sich bald schon mit der Tatsache abgefunden, dass er keine Eltern hatte. Er war abgestumpft und konnte es sich gar nicht mehr richtig vorstellen, auch Eltern zu haben, auch so zu sein wie die anderen. Doch die Wünsche waren da, er konnte sie nicht ganz unterdrücken, besonders an Geburtstagen und Festtagen . . .

„. . . Ich hab ja nicht gewusst gehabt, wie eigentlich das Leben abläuft. Ich war plötzlich da gewesen, also musste ich mich einfügen. Und später, wo man sich dann Gedanken gemacht hat, wenn die anderen Besuch gehabt haben, dann die Frage, warum kommt keiner zu mir?

Es gab keinen Kontakt mit meinen Eltern seit der Abgabe in der Klinik. Mein Vater hat sich mal gemeldet gehabt, dass er uns mal besuchen wollte, und aber die haben es dann gleich der Frau L., meiner Erzieherin, mitgeteilt, die hat's dann auch gleich an die Verwaltung weitergegeben, aber es kam nie zustande. Warum, weshalb, ich weiß es nicht.

Ich hab gar nicht so recht gehofft, dass da jetzt endlich mein Vater kommt . . ., das Problem war dann auch dass, mein Kollege der hat dann plötzlich Geburtstag gehabt. Der hat ein Fahrrad gekriegt, und da guckt man natürlich ganz anders drauf. Wenn man gesehen hat, wie die sich umarmt haben und sich gefreut haben. Und dann macht man sich Gedanken. Sag mal, der kriegt was zum Geburtstag und was bekomm ich? Wenn ich Glück hab, bekomm ich ne Tafel Schokolade und das war's. Oder auch an Weihnachten, wenn die Kinder plötzlich alle weg sind und es sind nur noch drei oder vier Kinder da. Da muss man sich fragen, warum sind meine Eltern nicht da? Ich musste halt irgendwie damit fertig werden.

Gerade an Weihnachten hat es besonders wehgetan, da hab ich gemerkt, dass ich allein bin, andererseits hat's mir auch nichts ausgemacht, weil ich's nicht anders gekannt hab. Das hat dann erst später wehgetan, wo man eigentlich kapiert hat, um was es geht. Und ich sag, dann war das Thema für mich auch abgehakt, weil ich gewusst hab, o. k. ich kann die Situation nicht ändern, ich mach das Beste draus. Und dann war natürlich der Sport wieder an erster Stelle gestanden. Wenn Weihnachten war bin ich raus und bin gelaufen. Bin durch B. gelaufen und hab gehört, wie die gefeiert haben. Das hat schon wehgetan.“

*Das Leben im Kinderdorf:
Kontinuität und Konstanz der Bezugspersonen*

Thomas reflektiert die Tatsache, dass er im Kinderdorf während der ganzen Zeit seines Aufenthaltes bei derselben Erzieherin, Frau L., war. Diese Erfahrung von Kontinuität und Konstanz hat ihm Sicherheit und Zuversicht gegeben. Die Erfahrung, dass da jemand war, die ihm unbedingtes Vertrauen entgegengebracht hat; nur dadurch wurde es ihm möglich, dass er seine „Blockaden raus genommen“ hat und das Beste aus seiner Situation machen konnte.

„. . . Ich hab damals einen Vorteil gehabt: ich hab immer die Frau L. gehabt. Ich musste mich nie umstellen auf andere Erzieher, wie das öfters heute der Fall ist.

Es war schön zu erleben, dass da jemand ist, der Vertrauen zu einem hat. Ohne Vertrauen geht heute gar nichts. Das ist egal ob in der Partnerschaft oder in der Familie oder im Heim. Wenn du zu jemandem kein Vertrauen hast, tust du einfach blockieren. Und hier muss man einfach die Blockade rausnehmen. Warum und wieso. Einfach die Frage stellen warum, wenn ich mein das soll . . . ich muss halt das Beste draus machen. Jetzt ist halt mal die Situation da, also, positiv denken, nach vorne blicken.

Der Lehrer als Respektsperson, die viel von mir verlangt hat

Beim Bericht über die Erfahrungen in der Schule, ist für Thomas wichtig, dass er die Lehrer als Respektspersonen erlebt hat, die viel gefordert haben. Es hat den Anschein, dass Thomas sich selbst die Zeit im Heim und in der Schule erträglicher macht, indem er immer wieder ein Loblied auf die Strenge und Härte, die er erlebt hat, singt.

„Ich bin eigentlich gern in die Schule gegangen. Die, die wir damals gehabt haben, die haben mir irgendwo gefallen. Da gab es einen Sportlehrer und Sport, das hat mir irgendwo immer imponiert. Ja, und da der Lehrer auch Sport gemacht hat, bin ich gerne zu ihm hingegangen. Ich hab natürlich auch meine Probleme gehabt, in Deutsch, im Lesen. Da sind natürlich manchmal auch die Fetzen geflogen, wo der Lehrer auch mal mit dem Stock . . .

Das war so 1966. Aber ich denk immer, dass die Lehrer damals aufgrund der verschiedenen Jugendlichen, die wir waren, durchgreifen mussten. Die waren damals Respektspersonen und wenn die was gesagt haben und wir sind laut geworden.

Von mir aus, ich hätt mehr machen können. Und da war ich damals zu labil.

Ich hab nicht Blödsinn gemacht, da war ich in Gedanken irgendwo anderes. O. k., gut, ich muss sagen, wo ich 1974 dann den Herrn Schuldirektor gekriegt hab, den Herrn S.

Und vor dem hat jeder Respekt gehabt. Da musste man natürlich sagen, oh Gott, den bekommen wir jetzt als Lehrer? Der Lehrer war gar nicht verkehrt. Der hat uns das so beigebracht, dass wir es verstanden haben. Nur die Kinder haben sich gegenseitig Furcht gemacht, nur weil das der erste Mann war in der Schule. Natürlich, war er auch, er hat von uns Leistung gefordert. Und ich denk mal, das ist gar nicht verkehrt. Denn ich hab dann zwei Jahre später meine Lehre angefangen, und wär ich nicht so gewesen, wie der gewollt hat, dann hätt ich ein Problem. Und der hat natürlich auch im Bezug Deutsch unheimlich viel von mir verlangt. Der hat mich böse angeguckt, aber ich muss sagen, der hat das richtig gemacht. Denn, ich hab dann in der Berufsschule angefangen, hab da Maurer gelernt und musste dann am ersten Tag in der Schule vorlesen. Obwohl es für mich ein schwaches Gebiet war. Aber ich hab es durch gestanden. Dann hab ich gedacht, Mensch, bin ich froh, dass ich diesen Lehrer, der darauf bestanden hat, gehabt hab.“

Die fehlende Erfahrung einer leiblichen Familie wird im Jugendalter schmerzhaft bewusst

Als Kind musste Thomas mit der Tatsache, keine leiblichen Eltern zu haben, „irgendwie fertig werden“; und er wurde es auch. Doch schmerzhaft bewusst geworden ist ihm das Fehlen einer Familie dann später im Jugendalter. Thomas hat bald schon die Jugend-Mannschaft im Sportverein des nahe gelegenen Ortes im Fußball trainiert und hier hatte er häufig Kontakt mit Familien außerhalb des Kinderdorfes.

„... erst später habe ich gemerkt, dass es so richtig schwer ist, da kam ich nicht herum, mich ein bisschen damit zu beschäftigen, dass ich eigentlich allein war, denn durch die Jugendlichen, die ich in B. trainiert hab, die waren ja nicht viel älter wie ich, und da haben wir natürlich immer Austausch gehabt, die haben mich auch übers Wochenende eingeladen zu denen zum Zelten, und da haben wir natürlich auch gesprochen. Und dann, wenn ich da gemerkt hab, wie es in der Familie abging, der Vater hat gebetet gehabt und die Kinder waren ruhig und haben gegessen.

Jeder hat sein Zimmer gehabt, das war auch schön. Das war bei uns auch anders, wir waren damals in unserem Haus im Kinderdorf mit vier, fünf Kindern auf einem Zimmer. Und da gab es natürlich schon Reibereien, ganz klar. Der eine wollte schlafen, der andere nicht und da haben wir, der eine wollte aufstehen und der andere nicht, da gab's natürlich schon Rangelei.

Ich hab dann erst kapiert gehabt, was es eigentlich bedeutet Familie zu haben. Der Zusammenhalt, dass jeder für den anderen da ist. Hier in dem Kinderdorf muss jeder auf sich selber gucken. Dass er weiterkommt . . .“

Erziehung zur Selbstständigkeit

Die Erzieherin von Thomas, Frau L., achtete schon sehr bald auf eine Erziehung zur Selbstständigkeit. Schon von den 10-jährigen erwartete sie, dass sie den Sonntagskuchen selbst buken; der 14-jährige Thomas musste allein in die ca. 100 km entfernte Klinik der nächsten Großstadt fahren. Dies war sicher nur zum Teil absichtsvolle Erziehung zur Selbstständigkeit, es war sicherlich auch aus der Not geboren, da die Möglichkeit der Zuwendung zu einzelnen Kindern aufgrund der personellen Situation einfach begrenzt war. Frau L. hatte in der Regel eine Praktikantin oder Zweiterzieherin, die sie in ihrer Arbeit unterstützte.

„ . . . und plötzlich bin ich 14 geworden, und dann sagt die Frau L. zu mir, so, ab heute soll ich mit dem Zug fahren! Ich hab natürlich gedacht, hat die Frau was gegen mich? Warum soll ich jetzt mit dem Zug fahren? Ich muss ja drei Kilometer nach B. laufen, dann nach M. umsteigen nach V., dann in die Uniklinik rennen. Und dann wenn man so überlegt hat, überall war ne Bezugsperson dabei und ich war immer alleine.

. . . im Nachhinein muss ich sagen, die Idee von der Frau L. war sehr gut. Denn ich war gezwungen, aus mir rauszukommen und so bin ich selbstständig geworden. . . .

Ja, die Erzieherin war 24 Stunden rund um die Uhr für uns da. Und dann hat sie halt gemeint, so, sie ist nicht mehr bereit, am Wochenende Kuchen zu machen. Wenn wir Kuchen essen wollen, sollen wir den selber backen. Wir haben uns natürlich alle überlegt, jeder hat sich selber angeschaut und dann hab ich gesagt ich probier's. Ich war damals zehn Jahre alt gewesen. Dann hat die Frau L. gesagt, sie lernt mich kurz ein und dann kann ich es selber machen. Und das Backbuch hab ich heut noch. Da hab ich zu meiner Frau gesagt, das Buch ist zwar unheimlich alt, aber wenn das weg kommt, dann haben wir ein kleines Problem.“

Kindheit in der Nähe von Bauernhof und Tieren

Thomas beschreibt, wie ein großer Teil seiner Kindheit sich auf Bauernhof und bei Tieren abgespielt hat. Das gute Verhältnis zu den Personen auf dem Bauernhof war für Thomas sehr wichtig.

„Wir waren oft beim Bauern, wenn die Heuhaufen aufgestapelt worden sind, sind wir hin und haben uns drin versteckt und Mäuse gejagt und Kartoffeln rausgezogen. Wenn die Bauern die Kartoffeln geholt haben, sind wir hin und haben auch mit rausgelesen.

Und wenn dann der Bauer gesagt hat, nehmt euch welche mit, da haben wir natürlich gegrillt, obwohl wir das ja nicht durften. Da hat einer dann ein Feuerzeug gebracht, das war für uns mal ne ganz andere Situation, wir wussten dann genau, die kann man dann essen. Wir haben die Kartoffeln gegessen dann, und dann hat man natürlich auch keinen Hunger mehr gehabt. Dann kam man abends heim und sagen die, sag mal, was ist denn mit dir los, warum isst du denn das

Brot nicht? Und das sind natürlich auch Momente gewesen, wo wir gesagt haben, das machen wir öfters. Wir wollen noch mehr erleben, was ja für uns ganz fremd war.

Wir sind zu den Bauern gegangen, haben da auch zugeschaut, wie sie Schweine geschlachtet haben. Das war für uns eine ganz andere Erfahrung. Da haben wir natürlich gleich gesagt, wir gehen heut wieder zum Bauern. Wir haben sowieso ein gutes Verhältnis gehabt zum Bauern.

Er hat uns gekannt, wir haben ja jeden Tag Milch holen müssen beim Bauern, weil wir haben immer Haferflocken gegessen morgens und da musste immer wochenweise einer Milch holen beim Bauern. Das war schon die Gegebenheit. Und natürlich wenn man Milch holen war, hat man da noch zugeguckt und da noch und ist lang nicht heim gekommen. Dann hieß es wieder, wo warst du denn noch? Es war natürlich für uns wieder was Neues.

Jede Gruppe hat auch eine Plantage gehabt, Brombeeren, Himbeeren, Erdbeeren also hat man die auch pflegen müssen, wenn dann im Sommer die Zeit kam zum Pflücken, mussten alle mitmachen, jedes Haus hat eine Reihe Büsche gehabt, und da haben wir literweise Erdbeeren geholt. Haben natürlich Erdbeermilch gemacht, die Erzieherin Erdbeerkekse, dann haben wir selber Marmelade gemacht, das war dann für uns auch was anderes. Da haben wir gegessen wie verrückt. Aber es hat uns geschmeckt, das war mal wieder was anderes.“

Meine wichtigsten Stärken aus der Heimerfahrung: Zusammenhalt, Gemeinschaft und Gerechtigkeitsempfinden

Schon sehr früh übernimmt Thomas die Funktion des Schutzes für andere. Er setzt sich für Gerechtigkeit ein, kann Unrecht nicht ertragen. Obwohl Thomas eigentlich eher ruhig und zurückhaltend war, konnte er, wenn er sah, dass es nicht gerecht zugeht, auch mal wütend werden.

Aus diesem Wunsch nach Ausgleich und Gerechtigkeit ist sicherlich auch seine Entscheidung zu verstehen, dass Thomas Schiedsrichter geworden ist und schon sehr bald im Verein Spiele „gepfiffen“ hat und es bis zum Schiedsrichter in der Landesliga gebracht hat.

„. . . besonders wenn ein Neuer kam. Wenn ein Neuer kam, hat der immer eine auf die Gosche bekommen. Und ich war derjenige, der sich vor ihn gestellt hat und gesagt hat, nein, der bekommt keine drauf.“

Wir waren gezwungen, der Zusammenhalt mit den Kindern, alt, groß, Mädchen, Jungs, der war einfach groß. . . .

Ich wollte eigentlich immer so sein für die Gerechtigkeit. Da war ich eigentlich stark.

Wenn's nicht gerecht zugeht, da hab ich mich aufgeregt, ja. Oder wenn mal ein paar Sachen gestohlen worden sind und dann plötzlich, wer war das jetzt? Da wollte ich so ne Art wie Polizist spielen, obwohl es ja nicht meine Aufgabe war. Aber wollt ich schon gucken, dass irgendwo Gerechtigkeit kommt. Und deswegen bin ich wahrscheinlich auch Schiedsrichter geworden im

Fußball, als ich 14 war, sind die Erwachsenen aus dem Ort zu mir gekommen und dann hab ich da Schiedsrichter gemacht. Und deswegen hat man mich dann auch gleich als Trainer in die Jugendarbeit geholt. Ich bin jetzt seit 20 Jahren Schiedsrichter, pfeife Landesliga, und da muss ich auch immer gucken, dass es gerecht zugeht. Und ich muss sagen, ich hab es gern gemacht. Ich bin auch heute noch der einzige Schiedsrichter bei uns im Verein und ich werde es auch vorläufig noch bleiben.“

Wichtige Beziehung zu Pfarrer M., dem Leiter des Kinderdorfes

In dem damaligen Leiter des Kinderdorfes, Pfarrer, M. hat Thomas einen väterlichen Freund gefunden. Mit großer Hochachtung spricht er heute noch von ihm, wie wichtig ihm seine Unterstützung und Anerkennung in schwerer Zeit war.

Auch die Tätigkeit als Ministrant war ihm sehr wichtig. Mit Tränen in den Augen berichtet Thomas davon, wie viel Anerkennung und Vertrauen in seine Fähigkeiten Pfarrer M. in ihn gesetzt hat, als er kurz vor seinem Tod zu ihm sagte: „Du hast heute schon deinen Gesellenbrief bestanden, d. h. was du geleistet hast für andere und weil du so tapfer deine Krankheit trägst, das ist mehr wert als so ein Papier!“

„Und deswegen bin ich auch mit elf Jahren Ministrant geworden durch den Pfarrer M. . . . Ich bin dann mit Pfarrer M. regelmäßig als Ministrant mitgefahren, auch als er schon im Rollstuhl war. Bis zu seinem Tode war ich eigentlich regelmäßig bei ihm gewesen. Und dann war es halt so gewesen, ich hatte dann wieder eine Operation und ich bin einen Tag vorher zu ihm gegangen und hab gesagt, dass ich jetzt wieder ins Krankenhaus muss, und dann sagt er zu mir, ich hab heut schon meinen Gesellenbrief bestanden.

Ja, und dann bin ich ins Krankenhaus gekommen und zwei Tage später ist der Pfarrer . . . gestorben. Das war natürlich für mich ein harter Schlag, ganz klar.“

Die Zeit nach dem Weggang vom Kinderdorf

Erfahrungen aus dem Kinderdorf, die wichtig waren in meinem späteren Leben: Pünktlichkeit und Zusammenhalt untereinander

Als wichtige Werte für sein späteres Leben nennt Thomas: Pünktlichkeit und ein gewisses Maß an Disziplin und Konsequenz. Dies hat Thomas bei all der Verunsicherung, die darin bestand, dass seine Eltern ihn einfach abgegeben haben und später keinen Kontakt mehr zu ihm suchten, Sicherheit und Orientierung gegeben.

„. . . Ja, also ich bin eigentlich ein pünktlicher Mensch, das hab ich meiner Erzieherin zu verdanken. Die hat ganz klar, was Pünktlichkeit, was Disziplin, war sie sehr konsequent, und ich muss sagen, das hat mich eigentlich in meinem Leben geprägt.

Das war einfach wichtig und ist heute noch wichtig für mich, sonst hätt ich das alles gar nicht geschafft. Na klar, früher war's mir manchmal schon zuviel, aber heute bin ich froh darum. Aber im Großen und Ganzen war die Zeit dort rückblickend doch gut für uns. . . .“

Sport hat mein Leben verändert – Die Erfahrung, gebraucht zu werden

Fußball und Sport im Allgemeinen war für Thomas zentral und hat zu einem großen Teil sein Leben im Kinderdorf geprägt. Es war für ihn sicher auch ein Feld, in dem er sich beweisen konnte und das ihm wichtigen Halt in seiner unsicheren Welt gegeben hat. Zugleich war es auch eine Möglichkeit der Kompensation dafür, dass er mit seiner Erkrankung und Behinderung und der Tatsache, allein zu sein – ohne Kontakt zu seinen Eltern –, besser zurechtkommen konnte.

„Das war schon ne schöne Zeit. Der Zusammenhalt im Sport war riesengroß.

Diese Erfahrung im Sport war für mich was ganz Wichtiges. Aber es war auch ein bisschen ein Weggehen oder ein Ausweichen von hier, wenn mich was geärgert hat, wenn mal wieder kein Besuch kam und so, dann stürz dich halt in den Sport.

Das war dieser Halt wo ich gesagt hab, au, hoffentlich ist bald wieder Montag, das ich da wieder zum Sport gehen kann. Ich hab dann auch meinen Trainerschein gemacht, und ich muss sagen, ich brauch schon Leute, aber mehr im Bereich Sport. In der Firma muss ich natürlich auch mit den Kollegen klarkommen, die haben mich zum Gruppensprecher gewählt.

Wertvoll war, dass der Sport uns einen Halt mitgegeben hat. Einen Halt in der damaligen Zeit aufgrund der ganzen Operationen, wo man doch irgendwo alleine war. Ich hatte mehrere Operationen . . . Ja, genau, also ich hab 38 Operationen gehabt. Da wurde man im Krankenhaus abgeliefert, dann wollte man nicht drin bleiben, das ging dann immer über vier bis sechs Wochen und wenn dann die Erzieherin mich wieder abholen wollte, wollte ich mit der Erzieherin nicht mehr mit.

. . . wenn ich Sport gemacht hab, da hab ich mich wohl gefühlt, da hab ich gewusst, da werde ich gebraucht. . . .“

Erfahrungen mit Vorurteilen gegen Heimkinder und aktive Bewältigung

Eine der schmerzhaftesten Erfahrungen für jeden jungen Menschen, der in Heimerziehung war, ist der Hinweis auf die Tatsache, dass er ein „Heimkind“ ist, und die damit verbundenen Vorurteile. So war es auch für Tho-

mas. Für ihn um so mehr, da es ihm wieder einmal bewusst gemacht hat, dass er „anders ist als die anderen“. Die Anerkennung, die er mit seiner Trainertätigkeit erreichte, ist für Thomas von großer Bedeutung.

„Ich wurde Jugendtrainer der Fußballmannschaft im Ort, da waren natürlich gleich wieder die Vorurteile da, plötzlich kommt da ein Heimkind und der soll mein Kind trainieren?“

Und erst als ich den Erfolg gehabt hab, da standen sie alle hinter mir. Erst durch Leistung kam die Anerkennung. Und ich hab heut noch mit acht Familien Kontakt.

Es war natürlich am Anfang schwer. Weil immer die Vorbezüge und immer die Vorurteile da waren, aber da kann man etwas tun, egal was, man muss halt selber die Vorurteile abbauen durch Leistung. Durch Leistung kam bei mir die Anerkennung, ich hab immer 22 Jugendliche gehabt im Alter von 14 bis 16 Jahren und ich war ganz allein mit denen und es hat einwandfrei geklappt. Wir sind dann ein Jahr später fast Meister geworden, ein Tor hat uns gefehlt gehabt, und plötzlich waren alle Elternteile um mich herum und haben sich bedankt. Aber immer erst die blöden Vorurteile gegenüber Heimkindern. Das hat mich natürlich sehr geärgert.“

Klarheit und Orientierung in der Erziehung: Den schweren, den steinigem Weg, nicht den einfachen

Thomas hat die Jahre in der Heimerziehung als keine einfachen Jahre erlebt. Das Allein-Sein, die Krankheit, die vielen Klinikaufenthalte. Von ihm wurde auch von seiner Erzieherin immer der schwerere, „steinigere“ Weg verlangt. Trotz aller Probleme positiv nach vorne sehen. Heute ist er froh darüber.

„. . . ich muss sagen, die Frau L. hat uns so angepackt mit ihrer Art und Weise, dass man da gar nicht so zum Nachdenken kommt, warum bin ich hier. Das ist so eingefügt und uns mitgeteilt, dieser Weg wird gegangen. Es gibt zwar immer zwei Wege, der eine ist vielleicht einfacher, der andere vielleicht steiniger, aber wir gehen nicht den einfachen, weil da machen wir es uns zu einfach. Die hat gleich gesagt, . . . kann uns keine Eltern ersetzen, aber das Kinderdorf kann uns den Weg weisen in welche Richtung das geht. Auch wenn es uns manchmal nicht passt.

Diese klare Orientierung für uns Kinder, das fand ich auch gut. Das war auch so, sonntags mussten wir immer spazieren gehen ob wir wollten oder nicht. Egal wie das Wetter war. Das fand ich o. k., ich hab kein Problem gehabt durch das Laufen, damit hab ich kein Problem und natürlich, wenn was im Fernsehen kam, ich will lieber das gucken, Wir mussten ja früher . . . Fernsehen gab's ja bei uns erst, als ich 14 Jahre alt war. Vorher gab's bei uns kein Fernsehen. Grade auch von der Zeit her. Und mich hat natürlich immer die Sportschau interessiert. Fußball wollt ich gucken. Und da muss man natürlich fragen, wir haben damals immer ne halbe Stunde sehen dürfen und dann war es genug. Wenn ich heute meine Kinder sehe, wie lang die dort sehen . . . das Fernsehen wird ausgemacht, wir gehen raus. Und die Richtungsanweisung die die Frau L. uns immer gegeben hat, egal an welcher Stelle, die war manchmal schon hart. Aber die hat das so rüber gebracht, dass wir uns keine Gedanken gemacht haben. Natürlich, was Spielen anbelangt, musste sie sich schon manchmal einmischen. Denn ich wollt immer die Spielsachen

für mich, nicht teilen . . . und da hat die Frau L. mir erklärt, ich muss teilen. Ich muss, ich darf nicht alle Legos jetzt zu mir nehmen, das andere Kind will auch spielen, also muss ich lernen zu teilen. Da wollt ich am Anfang nicht so arg. Ich wollt das haben und dann wollt ich spielen den ganzen Tag und da wollt ich meine Ruhe haben. Das ist mir natürlich am Anfang auch schwer gefallen. Aber die Frau L. hat mir dann mit der Zeit schon klar gemacht, dass es im Heim so nicht geht. Das ist ein Kinderdorf, also muss ich mich einfügen. Und wenn ich nicht bereit bin, muss ich dementsprechend die Konsequenz tragen, indem ich dann das Spielzeug nicht mehr nehmen durfte.“

Ordnung und Sauberkeit: Selbstverständlichkeiten damals und Realität heute

Thomas findet es gut, dass bei seiner Erziehung der Ordnung und der Sauberkeit ein hoher Stellenwert eingeräumt wurde. Er fand es gut, dass jeder einzelne Verantwortung fürs Ganze übernehmen musste. Diese Haltung versucht er auch seinen Kindern weiterzugeben.

„Da war natürlich die Aufgabenverteilung im Heim, in der Gruppe hat samstags jeder seine Arbeit machen müssen und dann kommt das Spiel. Das war bei mir Papier auflesen. Und was ich auch damals sehr gut fand, was heute nicht mehr gemacht wird, dass die ganzen Kinder vom ganzen Dorf im ganzen Dorf aufräumen. Das fand ich gut. Das wird heut nicht mehr gemacht, wenn man heut hinget, da Schmutz, da schmutzig. Und damals ist das gelaufen. Da hat jeder gewusst gehabt, du hast deine Aufgabe, mach das jetzt sauber, und wenn sauber ist, kannst du gehen. Und da wird man dann schon vorprogrammiert Aufgaben anzunehmen. Die Verantwortung nicht weiterzugeben sondern erst mal auf sich selber gucken, das ich meine . . . das war wichtig. Denn in der heutigen Zeit, was Arbeit anbelangt, ich hab keine Angst vor Arbeit, ich mach jede Arbeit. Ich guck auch nicht auf die Uhr, ich mach die Arbeit. Und so will ich das heute auch meinen Kindern übertragen. Wenn's heißt, das und das wird gemacht, dann wird das sofort gemacht, nicht erst morgen. Da war natürlich die Frau L. auch konsequent. Die hat geguckt, zurück, noch mal machen. Auch mit der Kleidung, wenn wir ins Bett gegangen sind. Wir haben die Kleidung natürlich einfach da rumgeworfen im Kinderzimmer und damit war natürlich die Frau L. nicht ganz einverstanden. Dann hat sie gesagt, so und so wird's gemacht, sie zeigt es uns und dann machen wir das. Oder auch wie man Betten richtig macht haben wir auch gelernt. Und das fand ich gut, die hat das durchgezogen. Und diesen Weg müssen die Jugendlichen gehen. Die müssen einfach die Grundvoraussetzungen wissen, Zimmer muss aufgeräumt sein und dementsprechend auch die Kleider. Wenn Nikolaus kam, legt eure Kleider richtig hin! Und da war ein Kollege, der hat seine Sachen nur hingeknallt. Am nächsten Morgen sind wir aufgewacht und hatten dann Nikoläuse dort und der andere hatte das Nachsehen . . .“

Bedauern über verpasste Chancen

Thomas denkt darüber nach, dass er bei noch mehr Fleiß eventuell noch mehr aus sich hätte machen können . . . eine weiterführende Schule . . .

„ . . . und der ist mit der Tonleiter immer höher gegangen, also war der Respekt noch mehr da, und dann musstest du dich anstrengen. Und dann haben wir uns auch angestrengt. Natürlich muss ich heute sagen, Menschenskind, mich ärgert es, dass ich damals nicht noch mehr mitgemacht habe. Ich hätte vielleicht auch die Chance, trotz der ganzen Operationen, die ich gehabt hab, mehr aus mich zu machen. Nur war natürlich auch, man will nicht, ich bin halt faul. Gut, gehört vielleicht auch dazu, aber man sollte doch auch als Eltern oder Erzieher, wie die Frau L., darauf achten, dass die Leute nicht so einen Schlendrian bekommen und sagen, ich besteh drauf, dass du das und das machst. Auch wenn es am Anfang schwer ist. Aber ich denk mal, das ist gar nicht verkehrt. Man muss eine gewisse Linie durchziehen, auch wenn es mal weh tut. Aber hinterher muss ich sagen, bin ich froh, dass dieser Weg gegangen worden ist.“

Konsequenzen für die Erziehung bei den eigenen Kindern

Thomas macht deutlich, wie der strenge und manchmal harte Erziehungsstil seine Eigenverantwortung gefördert hat. Dies will er an seine Kinder weitergeben.

„Vieles habe ich erst viel später verstanden. Und heute bin ich so, dass ich eigentlich sagen muss, erst kommen die anderen und dann komm ich. Wenn wir heute essen, erst bekommen die Kinder und dann bekomm ich. Das war natürlich ein schwerer Weg. Ich hab das erst mit der Zeit lernen müssen. Und wenn man dann einen Partner findet, der in der Familie aufgewachsen ist und du im Heim bist, da sind natürlich schon mal Vorurteile da, wo man sich einfach prägen muss. Ich hab also mit meiner jetzigen Frau über drei Tage nur gesprochen und dann kam auch das Verständnis rüber. Was dann Kindererziehung anbelangt, hab ich meiner Frau gegeben, weil ich dann doch anders überreagierte, nur wenn meine Kinder dann nicht so wollten, dann kam ich. Und wenn ich von der Arbeit heimgekommen bin, das sagt auch meine Frau, lasst den Papa die erste halbe Stunde in Ruhe, der hat Stress gehabt, man weiß ja nie, wie auf der Autobahn der Verkehr war.

Und dann wenn natürlich meine Frau sagt, 'sagt mal dem Papa, was heute los war', und ich sag, Kinder, kommt mal her, was war den heute los? Und dann sag ich so, die nächsten zwei Stunden gehört ihr dem Papa. Dann gehen wir raus und machen Holz. Dann sagt mein Sohn, er macht nur Holz, wenn er mit dem Traktor fährt. Dann sag ich nein, jeder nimmt die Hände und dann wird gearbeitet. Und da machen alle mit. Manchmal ist mir die Zeit im Kinderdorf noch richtig lebendig. Ja, es gibt Momente, da weiß ich ganz genau noch, da bin ich drei Jahre alt, da mal zehn Jahre, aber das sind Augenblicke, wo ich mein, die wären erst gestern passiert. Und ich mein, ich müsse die Tage noch mal überleben, aber ich sag eins: man muss aus der Vergangenheit lernen, sonst ist man verurteilt, die Vergangenheit noch mal nachzumachen und das will ich nicht. Ich muss mich halt damit beschäftigen, was damals in der Situation war, da gab's auch eine Situation aufgrund der Gerechtigkeit, wo ich einfach sagen wollte ne, der hat gelogen, da . . ., da sagt die Erzieherin zu mir, du hast nicht das Recht, dich einzumischen, das mach ich mit denen zwei aus. Und da war ich schon ein bisschen gekränkt.“

„Und zwar im Sommer, wenn Tee gekocht worden ist und da hat natürlich einer von den kleineren Kindern heißen Tee über sich gegossen, war natürlich auch nicht ganz einfach. Wir waren dann sofort da gewesen, haben gleich gekühlt oder egal was, es gab dann auch Bisswunden, ich selber hatte auch drei, wo meine Erzieherin gemeint hat, ich soll mich nicht so anstellen, hätt ich aufgepasst, wär es nicht passiert. Ich hab hier am Oberschenkel ne Narbe.

Wir haben auch noch ein paar Esel gehabt . . . Dann kam der Esel immer näher und der kam galoppiert, dann hab ich Angst bekommen, reiß die Hand raus und bleib hier hängen. Ich hab bald keine Luft bekommen, und dann sagt die Erzieherin, es hat keiner gesagt, du sollst die Hand reinstrecken, stell dich nicht so an. Und ich hab geblutet wie verrückt. Dann hab ich auch gesagt, das kann es ja irgendwo nicht sein. Und da hat eigentlich die Erzieherin schon drauf sagen wollen, jeder muss auf sich selber aufpassen. Weil wir waren acht Kinder und wir haben uns schon fast gegeneinander erzogen. Aber es gab Situationen, da hätten wir uns erst mal überlegen sollen, was wir machen. Und wir haben uns nichts überlegt, wir haben einfach die Hand reingestreckt, obwohl der Zaun ziemlich verbogen war. Da sagt die Frau L., hättest du dir das angeschaut, mach dir deine Gedanken, dann wär die Situation nicht passiert. Wir sollten uns überlegen, was wir machen. Hab ich draus gelernt, sie hat recht gehabt. O. k., Hemd war zerrissen und ich sag mal, aus solchen Situationen lernt man. Sieht man ein, dass man eigentlich auch auf den anderen mal hören sollte, der Erfahrung hat. Und ich denk, mit meinen Kindern, ich mach's ja auch nicht ganz anders, sondern mach's auch ungefähr so, wie die Frau L. das gesagt hat. Also ich hab die Prägung von der Frau L. mit in meinem Körper drin. Die zur damaligen Zeit ziemlich hart waren gegenüber uns, allerdings sinnvoll. Ich mein das Kinderdorf kann keine Eltern ersetzen, sie kann die Richtung weisen, nur musst du bereit sein, das anzunehmen.“

Wenn man Vertrauen hat, braucht man auch keine Angst zu haben

Es wird deutlich, wie wichtig für Thomas die Erfahrung von Vertrauen während seines Aufenthaltes im Kinderdorf geworden ist. Das Vertrauen, das er in Bezug auf seine leibliche Familie vermisst hat, und die Erfahrung eines Ortes, an den er hingehört, konnte er mit Hilfe seiner Erzieherin Frau L. gewinnen.

„Und das war wieder ein gewisser Halt, wo ich sagen musste, ich bin hier irgendwo richtig. Und dass die Frau L. mir die Richtung zeigt. Auch wenn es mir manchmal schwer gefallen ist, weil ich es nicht eingesehen hab. Aber heut muss ich sagen, ich bin froh, dass die Frau L. mir gegenüber so konsequent war.“

„Wenn wir abends Milch geholt haben, da sagte sie, da braucht ihr keine Angst zu haben, ihr könnt auch ruhig mal ein bisschen weiter vor laufen, wir sind nicht weit vorgelaufen, weil wir einfach dachten, es könnte doch einer hinter dem Baum sein. Und aber diese Mitteilung, die uns Frau L. mit rübergebracht hat, wenn man Vertrauen hat, braucht man auch keine Angst haben, also das war auch was wert.“

Zusammenfassung des Gesprächs mit Thomas

Prägende Beeinträchtigungen

Es sind eine Vielzahl von Beeinträchtigungen, die das Leben von Thomas bestimmt haben und die als Probleme den Anfang seiner Entwicklung mitbestimmen. Vieles von den Äußerungen und Handlungsweisen von Thomas wird verständlicher, wenn wir einen Blick auf diese Handicaps werfen, die am Anfang seines Lebens standen. Dieses Gefühl des immer „irgendwie anders sein als die anderen“ macht verständlich, dass Thomas immer darauf geachtet hat, alle Aufgaben konsequent, geordnet und zuverlässig zu bewältigen und dass es ihm wichtig war, das, was er gemacht hat, besonders gut zu machen. Der Sport und die sportlichen Aktivitäten waren dabei ein wichtiges Feld. Ganz allgemein bleibt für ihn bis heute ein zentrales Motto: „Lieber den schweren, den steinigen, statt den einfachen Weg gehen!“ Man könnte auch sagen, viele seiner Bemühungen und Aktivitäten waren von dem Wunsch geprägt, endlich auch einmal „so zu sein wie die anderen“ – wenn möglich noch ein bisschen besser.

Körperliche Beeinträchtigung

Zunächst ist zu sehen, dass Thomas mit einer Kiefer-Gaumen-Spalte („Hassenscharte“) zur Welt gekommen ist. Dies hatte zur Folge, dass Thomas gleich nach der Geburt ca. 1 Jahr in der Klinik bleiben musste mit allen damit verbundenen Gefährdungen einer frühkindlichen Deprivation. Dazu kamen weitere regelmäßige Klinikkontakte und -aufenthalte bis ins Jugendalter zur Durchführung von Operationen und Behandlungsmaßnahmen. Seine Sprachprobleme haben sicherlich die Kontakte zu anderen Kindern negativ beeinflusst. Diese ganzen Umstände stellten für Thomas sicher einen schweren Start in sein Leben dar.

Fehlender Kontakt zu den leiblichen Eltern

Stark belastet war das Leben von Thomas weiterhin durch die Tatsache, dass er keinen Kontakt zu seinen leiblichen Eltern hatte, die Mutter hatte ihn nach der Geburt und dem Klinikaufenthalt nicht mehr nach Hause geholt. Auch sein Vater hat sich nie bei ihm gemeldet, es kam kein Kontakt zustande. Er musste als Kind damit fertigwerden, dass die meisten der an-

deren Kinder Besuch bekamen oder auch mal ein Geschenk von zu Hause und bei ihm nichts davon. Immer wieder musste er seine Wünsche nach eigenen Eltern unterdrücken. Besonders schmerzlich wurde Thomas seine Situation vor den Weihnachtsferien und an Weihnachten bewusst, als die meisten der anderen Kinder nach Hause fuhren und es ihm ganz deutlich wurde, dass er allein ist. An dieser Stelle war der Sport für Thomas ein wichtiges Mittel, die belastenden Situationen aktiv zu bewältigen.

Die Tatsache, „Heimkind“ zu sein als Ansporn

Besonders schmerzhaft hat Thomas es immer wieder erlebt, wenn er benachteiligt wurde oder ihm mit Skepsis begegnet wurde aufgrund der Tatsache, dass er im „Heim“ gelebt hat.

Diese Vorurteile haben ihm wehgetan, aber für Thomas war dies kein Grund zu resignieren oder sich selbst zu bedauern. Er hat sich bemüht, diese Vorurteile durch besondere Leistung abzubauen, und dafür war der Sport und die Schiedsrichtertätigkeit ein gutes Feld.

Zurechtkommen mit den Belastungen

Es ist erstaunlich, wie früh Thomas als Kind schon für sich erkannt hat, dass es ihm nicht weiterhilft, wenn er seine Situation beklagt und sich bemitleidet und bedauert. Er hat deswegen schon bald die Entscheidung getroffen, selbst aktiv zu werden in verschiedener Hinsicht:

Aktivitäten im Sportverein des Ortes

Schön früh erkannte Thomas, dass er seine Situation – die Tatsache, ohne leibliche Eltern im Kinderdorf zu sein – nicht ändern kann, und er hat sich vorgenommen, das Beste draus zu machen. Dabei haben Bewegung, Mitarbeit auf dem Bauernhof, Laufen und Fußball im Sportverein eine große Rolle gespielt.

Der Fußball hat Thomas wichtige Erfahrungen vermittelt, Erfahrungen des Miteinander und der Gemeinschaft. Sport war für ihn auch eine Möglichkeit, Probleme des Alltags zu bewältigen und zu verarbeiten. Der Sport hat ihm in seiner Verunsicherung immer einen Halt gegeben, er hat sich wohlfühlt in dem Wissen, gebraucht zu werden.

Zudem stellte die Mitgliedschaft im Sportverein für Thomas die Möglichkeit dar, Kontakte mit Kindern und später Jugendlichen außerhalb des Kinderdorfes zu knüpfen und Einblicke in deren Familie zu erhalten. Besonders beeindruckt hat ihn hier der Zusammenhalt der einzelnen Familienmitglieder untereinander. In seiner Kinderdorf-Gruppe musste allzu oft erleben, dass jeder auf sich selber schauen muss, um weiterzukommen.

Tätigkeit als Schiedsrichter

Für Thomas, der seine Situation als Kind sicher auch als ungerecht empfunden hat, spielte das Thema Gerechtigkeit eine zentrale Rolle. Er konnte richtig wütend werden, wenn er erlebt hat, dass es nicht gerecht zugeht. Aus diesem Wunsch nach gerechten Lösungen bei Konflikten ist vermutlich auch der Wunsch von Thomas zu verstehen, später als Schiedsrichter tätig zu sein. Hier hat er sehr viel Energie an den Tag gelegt und hat die Berechtigung erworben, als Schiedsrichter Spiele bis in der Landesliga zu pfeifen. Noch Jahre später kam er in das Kinderdorf bei wichtigen Turnieren und hat als Schiedsrichter ausgeholfen und den Sportpädagogen unterstützt.

Etwas Eigenes schaffen – Wohnen im selbst renovierten Haus

Thomas ist ganz besonders stolz darauf, dass er es mit seiner Frau geschafft hat, sich ein eigenes kleines landwirtschaftliches Anwesen zu kaufen und das Wohnhaus selbst zu renovieren und schön wohnlich einzurichten. Er nimmt gerne die weite Fahrt zur Arbeitsstelle in die 100 km entfernte Großstadt in Kauf. Abends und am Wochenende genießt er es sehr, dass er mit seinen Kindern Arbeiten auf dem eigenen Hof durchführen kann, so wie er selbst in seiner Kindheit viel Zeit auf einem dem Kinderdorf benachbarten Bauernhof zugebracht hat. So kann er jetzt seine Freude an Tieren und an der praktischen Arbeit an seine Kinder weitergeben.

Verantwortung für das Ganze

Im Kinderdorfhaus war damals jeder Einzelne dazu angehalten, Verantwortung für das Ganze zu übernehmen. In der Gruppe waren die Aufgaben für Ordnung im Haus, in der Küche und vor dem Haus verteilt.

Thomas bedauert, dass heute sehr oft die Verantwortung abgewälzt und einfach abgegeben wird, dass sich niemand mehr verantwortlich fühlt. Eine positive Haltung zu Verantwortung versucht Thomas auch an seine Kinder weiterzugeben.

Den schweren, den steinigen Weg gehen

Der manchmal etwas strenge und harte Erziehungsstil hat bei Thomas auch eine gewisse Härte und rigorose Einstellung gefördert. So wie er manchmal in seiner Erziehung im Kinderdorf dazu angehalten wurde, die Dinge zu tun und nicht viel darüber nachzudenken, hält er es heute noch. Er fordert viel von sich bis zur Grenze der Überforderung, und er versucht diese strengen Maßstäbe auch an andere anzulegen.

Aussagen auf der Basis des Gesprächs mit Thomas

Belastende Erfahrungen im Kinderdorf

- Wenn ein Junge seine ganze Kindheit und Jugend im Heim ohne Kontakt zu seinen Eltern verbracht hat, kann es sein, dass er sehr darunter leidet.
- Eine Form des Erlebens bei diesem Jungen können starke Ängste und Aggressionen sein.
- Eine mögliche andere Form des Erlebens können Gefühle von Einsamkeit und Verlassenheit sein.
- Es kommt vor, dass bei einem Jungen, der diese Erfahrungen in einem Heim macht, dann besonders im Jugendalter dann die inneren Spannungen steigen.
- Wenn ein Junge im Heim durch eine Erkrankung in früher Kindheit belastet ist, kann die Anspannung ins nahezu Unerträgliche steigen.

Mögliche Ursachen für eine konstruktive, positive Entwicklung

- Wenn ein junger Mann seine ganze Kindheit und Jugend im Heim verbringt, dann kann es sein, dass eine konstante Bezugsperson sehr wichtig ist.
- Es kann sein, dass ein Junge, der in dieser Situation war, eine gewisse Strenge und Konsequenz von Seiten der Bezugsperson schätzt.
- Enttäuschung und Einsamkeit können dazu führen, dass ein Ausgleich und eine Kompensation, z. B. im Sport oder anderen Aktivitäten, gesucht wird.

- Für einen Jungen scheint es sehr wichtig zu sein, dass er einen guten Kontakt zu einem Mann hat, wie zu einem „väterlichen Freund“.
- Es kann vorkommen, dass ein Junge besser mit solchen Situationen zurechtkommt, wenn er intensiven Kontakt zu Tieren und zur Natur hat.

Probleme und Belastungen aus einer sehr langen Heimerfahrung

- Es kann sein, dass ein Junge, der ohne Kontakt zu den leiblichen Eltern seine ganze Kindheit und Jugend im Heim verbracht hat, dazu neigt, rigide, überstreng gegen sich selber zu sein und auch zwanghafte Züge zu entwickeln.
- Es ist auch möglich, dass ein Junge, der seine Kindheit und Jugend im Heim verbracht hat, an einem Mangel an gesundem Egoismus leidet, d. h., dass dieser ausschließlich darauf achtet, wie es den anderen geht und erst ganz zuletzt an sich denkt.

Erfahrungen mit dem Vorurteil, ein Heimkind zu sein

- Bei einem Jugendlichen, der lange im Heim war, kann es sein, dass er sehr unter diesem Vorurteil leidet und Ärger und Wut empfindet.
- Ein Jugendlicher, der mit dem Vorurteil „Heimkind“ konfrontiert wird, kann manchmal besondere Fähigkeiten entwickeln.

Besondere Fähigkeiten und Fertigkeiten bei Menschen, die im Heim aufgewachsen sind

- Möglicherweise entwickelt ein Mann, der im Heim aufgewachsen ist, ein hohes Gerechtigkeitsempfinden.
- Ein Mann mit sehr langer Heimerfahrung kann oft einen sehr ausgeprägten Gemeinschaftssinn entwickeln und Verantwortung für andere übernehmen.
- Es kann sein, dass ein Mann, der im Heim aufgewachsen ist, sehr sensibel für jede Art von Ungerechtigkeit ist.

- Eine lange Heimerfahrung kann unter Umständen einen sehr einfachen, auch genügsamen Lebensstil begünstigen.
- Es kommt vor, dass ein Mann durch die sehr frühe Erfahrung von Selbstständigkeit ein hohes Maß an Selbstsicherheit und Selbstvertrauen in seinem Leben entwickelt.

Konsequenzen für die Erziehung bei den eigenen Kindern

- Wenn ein Mann und Vater seine ganze Kindheit und Jugendzeit im Heim war, dann kann es sein, dass er manchmal die eigenen eher rigiden Erfahrungserfahrungen für die Erziehung der eigenen Kinder übernimmt und eine gewisse Strenge und Härte zeigt.
- Für einen Mann und Vater, der lange in einem Heim war, kann es von sehr großer Bedeutung sein, dass er seinen eigenen Kindern Orientierung und Klarheit weitergeben will, ihnen Halt geben und Vertrauen vermitteln möchte.

7.1.3.2 Gespräch mit Claudia – Verdichtungsprotokoll

Persönliche Situation:

Claudia ist 36 Jahre alt. Sie hat eine Berufsausbildung als Einzelhandelskauffrau absolviert und nach einiger Zeit der Berufstätigkeit noch eine weitere Berufsausbildung gemacht. In diesem Beruf war sie bis zu ihrer Schwangerschaft tätig. Sie hat einen Sohn, der gerade 2 Jahre alt geworden ist. Das Gespräch findet im Juni 2003 in der Wohnung von Claudia statt. Sie wohnt mit ihrem Mann und ihrem Sohn in einem größeren Wohnkomplex am Rande einer Großstadt. Claudia und ich kennen uns seit 1981; als ich im Kinderdorf als Psychologin zu arbeiten begann, war Claudia mit ihrem Bruder schon einige Jahre im Kinderdorf.

Claudia berichtet ganz begeistert von manchen Erlebnissen auf den Radtouren nach Frankreich, die ich damals jeweils im Sommer als dreiwöchige Ferienfreizeit durchführte. Claudia ist eine spontane und impulsive Person, die „halbe Sachen“ nicht ertragen kann: „Ich bin halt jemand, ganz oder gar nicht!“

Das Gespräch findet in einer Atmosphäre gespannter Erwartung statt und wird häufig durch emotionale Ausbrüche und Tränen von Claudia unterbrochen. Die Emotionen gehen besonders dann sehr hoch, als sie von ihrer Mutter spricht und ihrer Wut über deren Unzuverlässigkeit und Unehrlichkeit („Wenn die den Mund aufmacht, lügt die doch nur!“) Ausdruck verleiht.

Unterbringung im Kinderdorf:

Der lange Weg bis in das Kinderdorf

Claudia hat erst als Erwachsene durch die Lektüre ihrer Heim- und Jugendamtsakte erfahren, wie ihr Leben bis zum 6. Lebensjahr ausgesehen hat. Sie ist noch heute tief berührt und wütend über ihre Mutter, dass sie als kleines Mädchen in den ersten Lebensjahren nur „herumgeschubst“ wurde.

„Ich kam übers Jugendamt in das Kinderdorf. Also damals dachte ich immer, und hab das auch so erzählt, dass Nachbarn gemeldet hätten, wir wären allein in der Wohnung. Jetzt hab ich aber meine Akte eingesehen vor kurzem, dass ich mal weiß, was die ersten 6 Jahre wirklich war. Weil ich wusste schon, hatte aber immer so Filmrisse, dass ich an vielen verschiedenen Orten oft war. Und aus der Akte geht auch hervor, dass ich also wirklich rumgeschubst wurde. Also schon ab dem ersten Jahr. Und das ging immer so weiter . . . Ich muss da und da hin, wieder kurz Unterkunft suchen, . . . wieder rausgerissen. Und das lief dann halt wirklich bis zu meinem sechsten Lebensjahr. Und da war es dann auch irgendwann mal in der Akte gestanden, dass jetzt was gesucht werden muss, wo ich dann auch definitiv bleib, dass das nicht die ganze Zeit so läuft. Und dann war das das Kinderdorf damals.“

„Da hat dann jemand gleich dafür gesorgt, dass ich mal irgendwo hinkomme, wo ich bleiben konnte. Die haben es der Mama natürlich nicht so gesagt. Aber das war dann deren ihr Ziel, dass jetzt mal was ist, wo sie mich nicht grad wieder mitnehmen kann. Dass mal was Dauerhaftes ist. Und, ja die hat mich halt rumgeschubst, wie sie wollte, wie sie lustig war. Dann stand drin zum Beispiel das Essen, das war mal so ne kleine Schüssel Kartoffelbrei, darüber waren ich und mein Bruder L. dann gebeugt und dann hat die Sozialarbeiterin gemeint, sie nimmt an, dass das das Mittagessen gewesen sein sollte. Und ja, als wir in das Kinderdorf gekommen sind, weiß ich noch, war schlimm für mich. Da hab ich immer gebrüllt „Mama, Mama, nimm mich wieder mit. Ich will wieder mit nach Hause.“

Die große Enttäuschung über die Mutter

Claudia zeigt sich sehr enttäuscht von ihrer Mutter, sie ist auch darüber betrübt, dass sie nichts von ihrer Heimat, ihrer Kindheit und ihrem Land Jugoslawien erfahren hat.

„Meine Mutter hat mir nichts über das Land, aus dem ich komme, erzählt, auch nichts über meine Kindheit . . . Ja, was will ich denn von der erfahren. Wenn die den Mund aufgemacht, hat lügt die doch nur.“

Eine vertraute Person erleichtert den Neuanfang in der fremden Umgebung

Für Claudia war es wichtig, dass sie in der neuen Umgebung im Kinderdorf eine vertraute Person angetroffen hat, die sie schon von früher kannte, Frau S., sie hatte in einer Kindertagesstätte gearbeitet, in der Claudia mal wieder für kurze Zeit untergebracht war. Dies hat ihr den Neuanfang im Kinderdorf erleichtert und über das Alleinsein etwas hinweggeholfen.

„Ja, und was aber ganz lustig war an dem Tag, weiß ich noch, ich war ja in L. in so nem Kindergarten, oder Tagesstätte, weiß ich nicht, das war auch so ein bisschen wie ein Hort. Da wurde ich abends abgeholt, da haben wir auch Mittag gegessen oder Mittagsschlaf gemacht und so weiter. Und die Frau S., die hatte dort in L. in dieser Tagesstätte gearbeitet. Frag mich aber nicht, wie lang oder ob es nur Praktikum war, keine Ahnung, ich mein ich war ja da schließlich 3, 4, 5 Jahre alt, keine Ahnung. Auf jeden Fall kommen wir in die Gruppe rein und laufen diesen Flur rein, und im Tagesraum hier im Kinderdorf da steht die S. Und ich komm so rein und seh' die und dann weiß ich noch ganz genau, bin ich plötzlich voll losgerannt und hab mich voll gefreut, „Frau S., Frau S.“ gebrüllt. Da treff' ich die in der Gruppe, das war die Krönung.

Aber die Freude darüber hat nicht so lange gedauert . . . das war nur kurz, dass du dich freust, dass du jemand siehst, den du lange nicht gesehen hast. Aber sonst, also meine Erzieherin, die Frau M. sagt, dass ich noch lange tagsüber immer geheult hab, und dass ich zur Frau S. gesagt hab, sie soll mich wieder mitnehmen nach L. , in diesen Kinderhort und zur Mama. Das erste Jahr war das anscheinend so.“

Das Leben im Kinderdorf:

Eine nachhaltige Wirkung auf Claudia hat die erlebte Beständigkeit der Erzieherin und das einfach selbstverständliche Dasein für die Kinder.

Am meisten Eindruck hinterlassen hat die Beständigkeit der Erzieherin, das Dasein für die Kinder, die Claudia im Kinderdorf erlebt hat. Sie war, anders als die ersten Erfahrungen mit ihrer Mutter, immer für die Kinder da und hat sogar ihren freien Tag für Vorbereitungen und Einkäufe für die Gruppe genutzt.

„. . . du kennst ja nur deine Mutter, und das ist ja klar, da sagst du immer Mama, Mama, willst bei ihr sein. Und dann hat das schlagartig nach nem Jahr aufgehört. Ich denk einfach so das Einleben, der Bezug zur Erzieherin, der Hausleitung Frau M., wo da eine Beziehung aufgebaut worden ist und so. Ich mein, selbst wenn du so klein bist, merkst du trotzdem, wo es jetzt besser

geht. Da hast du dann gemerkt, Beständigkeit. Und das ist das, was ich nach wie vor heute noch weiß, dass die Frau M. einfach die erste und ich würd' sagen auch fast die einzige heute noch ist in meinem Leben, wo ich diese Beständigkeit hab. Nicht so dieses Larifari, oder mal für gewisse Zeit nur, sondern jeden Tag . . .“

Das Kinderdorf nicht als Heim, sondern ein „stinknormales Dorf“

Für Claudia war das Kinderdorf kein Heim in dem Sinn, wie sich viele damals und auch heute noch ein Heim vorstellen: mit Mauern und einem Zaun herum. Sie schätzte die Freiräume und das „Normale“ am Kinderdorf.

„ . . . was mir gut gefallen hat, war Freizeit, Schwimmbad, dass wir das hatten, dass wir zum Beispiel auch nach K., wenn du älter warst, dass du gehen konntest, dass du nicht so eingesperrt warst. Weil ich weiß dass ich mal ganz kurz bevor ich in das Kinderdorf kam muss ich mal in einem geschlossenen Heim gewesen sein, da war alles abgeschlossen. Wenn du raus wolltest, ist einer mit dir an die Tür, hat die Tür aufgeschlossen und ist mit dir raus in den Garten. Dann frag ich mich, warum lande ich in einem geschlossenen Heim, ich war ja keine Schwererziehbare. Aber das waren halt eben wenn die . . . kamen und holten mich ab, die haben mich eben in die erstbeste Unterkunft wieder hingbracht.

Schön war im Kinderdorf, dass du einfach raus konntest. Klar, wenn du kleiner bist, lässt dich natürlich keiner alleine in den Ort runter oder so. Aber es war doch so, dass du auf den Spielplatz gehen konntest, dass du wirklich deine Freiheiten hattest und dass das Kinderdorf wirklich, das empfind ich heute noch so, wenn du nicht wüsstest, dass es ein Kinderheim ist, ich mein es sieht ja auch wie ein stinknormales Dorf aus. Es ist auch schön und es wirkt alles so und das ist dass was ich eigentlich auch toll fand. Oder diese Philosophie, dass man das auch so aufbaut. Früher hab ich, ich mein das hab ich mir auch abgewöhnt mich drüber aufzuregen, weil ich mich eh überall jetzt aufreg, aber früher hab ich mich derart geärgert wenn, die anderen immer gesagt haben „Heim“. Da hab ich gesagt, die wissen gar nicht, was ein Heim ist. Das Kinderdorf ist kein Heim, es ist ein Dorf. Ja, wenn manche, die im Kinderdorf waren, sagen sie waren im Heim. Da sag ich, weißt du eigentlich, was ein Heim ist? Da hab ich mich drüber aufgeregt, wenn die gesagt haben, sie waren im Heim. Ja, weil das nicht richtig war. Weil das Kinderdorf ja kein Heim ist. Ein Heim ist, wenn du wirklich abgegrenzt bist, keinen Schritt machen darfst . . .“

Freude über die Erfahrung der Zugehörigkeit und Gemeinschaft

Für Claudia war es im Hinblick auf ihre persönliche Geschichte des Ausgeschlossen-Seins und des Verlassen-Seins eine sehr wichtige Erfahrung, in dem Kinderdorf Zugehörigkeit und Gemeinschaft erleben zu können.

„Von dem ganzen Kinderdorf hab ich die Leute gekannt. Gewusst, wer wer ist, wer wo hingehört.

Ich hab dann gemerkt im letzten Jahr, bevor ich gegangen bin, dass es schon los ging, wer ist denn der Zivi oder wer ist der Erzieher, wer ist das? Ich wusste gar nicht mehr, wer wo hingehört, das fand ich eigentlich nicht so schön. Ich fand das vorher eigentlich ganz schön, dass du genau gewusst hast, wer zu wem gehört.

Ich fand's einfach schön, diese Beständigkeit, einfach diese Zugehörigkeit. Gar nicht speziell jetzt nur wegen mir, aber ich wusste, wer wo hingehört. Ich weiß nicht, wie ich es anders ausdrücken kann . . . Aber wenn ich jetzt so drüber nachdenk, ich denk, dass es damit zu tun hat. jetzt nicht speziell nur auf mich, aber einfach zu wissen diese Zugehörigkeit, das Beständige und dass ich genau wusste, wer wo hingehört . . .“

Die wichtige Erfahrung von Strenge und Konsequenz in der Erziehung

Die Erfahrung von Strenge und Konsequenz in der Erziehung, die Claudia bei ihrer Erzieherin Frau M. erfahren hat, hat sie geprägt und beeinflusst sie bis heute, auch in ihrem eigenen Erziehungsverhalten mit ihrem Sohn.

„Also die Frau M. war schon streng, muss ich sagen. Aber was auch in den Elternzeitschriften immer wieder drin steht, Kinder müssen Regeln haben, egal was, ob es passt oder nicht, und genau so war das bei der Frau M. Das heißt, was ich früh immer kacke fand, wenn wir abends um 7 zu Hause sein mussten. Die anderen sind um 9 noch draußen rumgerannt.

Bei anderen Erzieherinnen war das oft nicht kontinuierlich, hing es oft von deren Laune ab, keine Regelung war da zu sehen. Bei Frau M. war das egal. Da konntest du zu ihr sagen blöde Kuh oder hast sie geärgert oder sonst was, das heißt aber nicht, dass ich um 6 hab drin sein müssen. Ich hab gewusst um 7. Also ich bin nicht dafür bestraft worden, nur weil ihr was nicht gepasst hat. Und das ist dieser Unterschied, wo ich jetzt auch merk. Oder wenn ich früher gemeckert hab, die dürfen länger, hat sie gesagt, das ist ihr scheißegal, bei mir gibt es das nicht und wir haben klare Regeln. Das weiß ich auch, dass sie das oft gesagt hat. Und jetzt im Nachhinein, wenn ich das öfters lese, ist es genau der Punkt, wo ich öfters die Bestätigung krieg, ich mein ich hab ja vorher schon gewusst, dass es gut war, aber wo ich jetzt einfach immer wieder les, das ist sehr wichtig, dass man sagt, diese Beständigkeit, diese Regeln. Kinder brauchen ganz klare Regeln. Auch wenn du was verbietest, aber die müssen wissen, müssen ihre Grenzen gesetzt kriegen. Und genau so hat die Frau M. es mit uns gemacht. Es gab einige andere Häuser, da waren Erzieherinnen noch so vom alten Schlag , da war die Frau S., war die Frau B., war so dieser alte Schlag, die alle so in dem ähnlichen Stil gearbeitet haben, das war einfach gut so für mich.

Und deswegen sind das viele Sachen, wo ich jetzt weiß, die mach ich anders. Oder wo ich das auch merk an meinem Erziehungsstil oder wo ich irgendwas toll find, dass viel von der Frau M. da noch ist. Der G. sagt auch oft, „du musst nicht immer alles wie die Frau M. machen!“, sagt er oft zu mir. Aber wie gesagt, ich möchte es nicht missen.“

Trauer über den Verlust der Muttersprache und der Kultur des Herkunftslandes

Als negative Erfahrung während ihres Aufenthaltes im Kinderdorf nennt Claudia den Verlust ihrer Herkunftssprache und der kroatischen Kultur.

Claudia bedauert sehr, dass bei ihr und ihrem Bruder nicht darauf geachtet wurde, dass die serbokroatische Sprache und Landeskultur erhalten blieb, so wie sie es bei andern Kindern aus Vietnam oder Eritrea erlebt hat.

„ . . . das einzige, was ich jetzt ein bisschen negativ finde, heute, weil ich weiß, durch das dass mein Bruder und ich gekommen sind, und weil die Mama doch Jugoslawin ist und dass bei uns damals im Kinderdorf speziell für meinen Bruder und mich, das ist ja später nur gemacht worden bei großen Gruppen. Ob es jetzt die Vietnamesen waren, die Eriträer, dass man da geschaut hat, dass die Kultur und die Sprache erhalten blieben. Und das find ich eigentlich schade, wenn das nur eine Person ist oder zwei, dass das nicht gemacht wird. Weil ich hab das jetzt bei mir gemerkt mit der Sprache, dass das halt, weil ich hab ja am Anfang, wo ich noch gekommen bin, jugoslawisch gesprochen, ich konnte das noch. Und dann ist es ja klar, wenn du in einer Gruppe bist, wo alle nur deutsch sprechen, und dann irgendwann verfällst du. Und vor allem als Kind ist das so, du willst ja nicht anders sein, du willst ja dazugehören, also hörst du auch auf damit. So viel ich weiß, haben mein Bruder und ich am Anfang noch jugoslawisch untereinander gesprochen, also wir zwei halt. Aber das hat sich halt im Verlauf der Zeit auch aufgehört . . . ich mein, ich versteh jetzt die Sprache, kann auch sprechen, nur sprech ich halt nicht fließend, ich sprech die Grammatik nicht richtig. Ich hab es durch meinen Mann dann wieder angefangen zu lernen. Und dann so bestimmte Sachen, zum Beispiel typisch wenn du isst, dass du Brot dabei isst. Und ich weiß, dass das früher am Anfang war, weil da waren so viele Sachen, die mir vertraut vorkamen, wo ich nicht wusste, wo soll ich das hinstecken. Erst dann später, klar, von der Mama, von der Mama. Wenn dann irgendwie, und ich denk halt, das sind so Sachen, wo man dann halt auch nicht weiß, wo die Erzieherin dann praktisch das nicht verstanden hat, so „was wollt ihr jetzt extra Brot dazu?“

Große Bedeutung des Erhaltes der Muttersprache

Claudia ist überzeugt, dass Kinder streng angehalten werden sollten, die Muttersprache zu vertiefen und zu lernen. Ihrer Ansicht nach darf man diese wichtige Entscheidung nicht den Kindern überlassen.

„Weil wenn ich so überleg, ob es jetzt die Eriträer waren oder die Vietnamesen, da ist es schon so gemacht worden, dass die ihren Unterricht in der Sprache hatten. Aber ich hab mal die Frau M. gefragt „warum hast du die nicht weiterlernen lassen?“, da hat sie gesagt „die wollten nicht mehr“. Da hab ich gesagt, „was heißt wollen“, da muss jemand dazu gezwungen werden, weil ich find es voll schade, dass die Drei heute kein eriträisch sprechen. Die kennen ihre Kultur nicht, wenn die ihren Vater getroffen haben, die waren sich fremd.

Aber meine Erzieherin, die Frau M., ist da ja eigentlich nicht schuld, ich denk dafür war sie eigentlich überfordert oder hatte zu wenig gewusst, aber wenn ich denk im Kinderdorf, da sind

Psychologen, alles, also Studierende . . . ich hab zwar meine Muttersprache wieder gelernt, aber es fehlt mir was, ich kann es beruflich nicht anwenden“.

Ambivalenz der Erfahrungen des Lebens in einer „Großfamilie“

Claudia vergleicht das Leben im Kinderdorf mit den ErzieherInnen mit dem Leben in einer Großfamilie mit ihren Vorteilen und auch Nachteilen. So stellte sich gelegentlich auch der Wunsch nach einer kleineren Gruppe ein.

„Was ich auch schön fand im Kinderdorf war, dadurch dass das eben viele Kinder waren, oder mehrere in der Gruppe, dass du schon so ein bisschen einen Flair hattest von Großfamilie. Wo bei ich weiß nicht, ob man das so sagen kann oder ob ich mich unbedingt so gefühlt hab, aber ich glaub manchmal hat man sich schon so ein bisschen zurückgesetzt gefühlt. Oder das kann man eigentlich nicht sagen, weil die Tante ja immer da war, aber ich denk bei so vielen Kindern. Ich weiß nicht, wie ich es sagen soll. Aber ne, ich war nicht zurückgesetzt oder vernachlässigt, grad weil ich ja zu der Erzieherin eine sehr gute Beziehung hatte.

Ich denk, dass bestimmt auch mal der Gedanke da war, wie schön es wäre, wenn wir nur zu zweit oder zu dritt wären.“

Erleben von mangelnder Konstanz und Beständigkeit in den ersten Jahren in der Schule

Claudia bedauert, dass sie in den ersten Schuljahren immer wieder andere Lehrer hatte und sie hier keine Kontinuität erlebt hat. Dies hat sich erst in den letzten Schuljahren geändert. Hier wird deutlich, wie wichtig für ein Mädchen wie Claudia der feste Bezug zu einer Lehrerin in den ersten Schuljahren war.

„ . . . wir haben jedes Jahr einen neuen Lehrer gekriegt. Da war auch nichts Beständiges. In der ersten Klasse haben wir die Frau H. gehabt, zweite Klasse die Frau R., dritte Klasse haben wir diese, wie hieß denn die aus Polen, die war gar nicht so lange da, diese Rothaarige, die so Stöckelschuhe und Rock immer anhatte . . . wir waren, glaub ich, die einzigen, wo das nicht so gepasst hat. Ausgerechnet immer bei uns. Dass wir die Klasse waren, wo jedes Jahr etwas anderes war. Ja, das war nicht schön. Da hast du wirklich ne Beziehung gesucht. Zum Herrn H. war schon ne Beziehung dann auch da, zum Lehrer. Den hatten wir dann konstant, der hat gewusst, wie er dich nehmen muss. Den haben wir bis zu den Prüfungen, bis zum Schluss gehabt. Den haben wir dann die letzten vier Jahre, glaub ich, gehabt. Vier oder fünf Jahre.“

Der Wunsch, „trotzdem“ gemocht zu werden

Claudia betont, dass es für sie eine ganz zentrale Erfahrung war, dass sie vom Lehrer oder auch von den Erzieherinnen gemocht wurde, so wie sie war, auch wenn sie sich mal daneben benommen und nicht den Erwartungen entsprochen hat.

„Der Lehrer dann, der Herr H., er ist auf jeden eingegangen, muss ich sagen. Und ich mein, ich bin ja eh keine Leichte gewesen, ich war schon so, ich weiß nicht, ob man vorlaut sagen kann, aber er wusste, wie er mich nehmen muss. Er wusste mit mir umzugehen. Und ich wusste, egal, auch wenn ich jetzt mal was nicht richtig gemacht hab, ich wusste, er mag mich trotzdem. Das ist das, was für mich jetzt wichtig ist, ob das jetzt bei der Frau M. oder bei der Frau K. war, auch wenn du weißt, du machst jetzt Scheiße, du passt vielleicht nicht so unbedingt in dieses Bild, dass derjenige dich aber trotzdem mag. Und so war das beim Herrn H. eigentlich auch, muss ich sagen. Das Gefühl hat er mir eigentlich schon immer gegeben, ja. Und dann so, grad wenn mir was nicht gepasst hat, wenn ich mich geärgert hab oder wenn ich was ungerecht fand, dann hat er immer schon losgelegt, hat er mich nachgeäfft, hat er mich aufgezogen. Dann hat er immer schon so gemacht, wie ich jetzt machen würde. Das hat manche Situation dann entschärft . . .“

Gedanken über Ferienfreizeiten im Kinderdorf

Claudia hat an mehreren Ferienfreizeiten im Kinderdorf teilgenommen, zweimal auch an Radtouren nach Frankreich, die von mir durchgeführt wurden. Sie bedauert, dass sie die Möglichkeiten, die sie im Kinderdorf hatte, ihrem Sohn nicht anbieten kann.

„An die Radtouren mit dir nach Frankreich, da denk ich heut noch dran, möcht ich auch nicht missen. Und das find ich auch für den M. schade, weil das werd ich ihm nie bieten können, was ich da erlebt hab. Du machst schon was als Familie, oder basteln oder so, aber du machst es trotzdem nicht so, wie es im Kinderdorf war. Und das merk ich zum Beispiel am Goran, der hatte das noch nie gemacht so was . . . was halt auch schön war im Kinderdorf so die Freizeitangebote, Urlaub und so, dass du so was halt erleben konntest. Wir waren in der fränkischen Schweiz, da waren wir mal mit der Gruppe. und dann waren wir mal, das war aber öfters, bei der Frau M. daheim, da gibt es doch diese Burg, und dann haben wir bei ihr noch gezeltet, bei ihren Verwandten und so.“

Die Zeit nach dem Verlassen des Kinderdorfes: Der Wechsel in die Jugendwohngruppe in L.

Anfangs fiel Claudia der Wechsel in die Wohngruppe der Einrichtung in der nahe gelegenen Stadt L. schwer, sie wäre noch gerne in der vertrauten Umgebung und bei ihrer Erzieherin geblieben. Sie hatte den Weggang vom Kinderdorf als ein erneutes „Weggerissenwerden“ von der Mutter erlebt, so

wie sie schon einmal als kleines Kind die Trennung von der leiblichen Mutter erlebt hat. Erst nach und nach fühlte sie sich dort auch wohl und konnte mit den ihr eingeräumten Freiheiten besser umgehen und sie schätzen. Sie konnte auch wieder einen neuen, eher partnerschaftlichen Kontakt zu Frau K., der Leiterin der Wohngruppe, finden.

Als Psychologe im Kinderdorf habe ich Claudia damals begleitet auf ihrem Weg der weiteren Entwicklung zur Selbstständigkeit.

„Als ich nach L. kam, das war sehr schwer. Und du warst ja derjenige, der es zu mir gesagt hat, da war ja schon alles arrangiert, dass ich in die Wohngruppe im Kinderdorf komm und so, und die Schule war angemeldet. Und ich wollt überhaupt nicht. Und dann hast du zu mir gesagt, geh nicht. Das war alles schon arrangiert und so, aber du hast zu mir gesagt, ist egal, ich kann es trotzdem absagen. Weil ich soll es nicht machen, wenn ich mich schlecht dabei fühl. Das weiß ich noch, wie du das damals zu mir gesagt hast. Und ich hab es nur gemacht, weil alle anderen gesagt haben.

Nein, ich wollte nicht, überhaupt nicht, auf keinen Fall. Und ich hab oft gejammert und gesagt, ich will nicht. Da hieß es nein, es ist schon alles arrangiert . . . als es feststand, dass ich diese Schule machen soll, gab es ja die gleiche auch in W. Also hätt ich auch in W. machen können. Hätt ich gar nicht gehen müssen. Für mich war es schwer. Aber am Anfang hab ich gedacht, es ist schon komisch, aber im Endeffekt kannte ich ja eigentlich alle, die Frau K. und auch die anderen in der Gruppe vom Kinderdorf. Es waren ja nicht ganz Fremde, wie wenn du jetzt in ne ganz fremde Einrichtung kommst. Und trotzdem war das für mich so, wie wenn ich in ne fremde Einrichtung gekommen wär . . . das war ganz schlimm für mich, das war ganz schwer. Von der Erzieherin halt weg, von der Gruppe weg, der Bruder weg. Die Frau M. war ja für mich praktisch die Mutter, praktisch wieder weggerissen werden. Und die Schule war nicht so, ich bin in die Klassengemeinschaft nicht so reingekommen. Da war ich das erste Mal als Außenseiter praktisch, das hab ich noch nie erlebt. Erst das Ausländer und auch so.“

Neue Erfahrungen mit Freiheit, Vertrauen und Selbstständigkeit

Erst nach einiger Zeit hat sich Claudia in der neuen Umgebung eingewöhnt und konnte das Vertrauen, das die Erzieherin in der Wohngruppe in sie setzte, schätzen und die neuen Freiheiten für sich nutzen.

„Wobei ich sagen muss, das hat sich im zweiten Jahr dann gebessert. Aber es ist nie ganz so, wie es eigentlich hätte sein sollen. Es war schon o. k., die Gruppe, muss ich sagen. Möcht ich auch nicht missen, war schon schön, nachdem ich mich eingewöhnt hab und alles geklappt hat. Aber es war nicht so wie bei der Tante in der Gruppe. Ich kann dir nicht sagen, was genau oder warum, weil es hat was gefehlt und lang. Ja, auch wieder mit der Frau K., das war schön, aber es war anders wie mit meiner Erzieherin im Kinderdorf. Wobei die Frau K. hat auch immer gesagt, sie kann nicht mehr diese Mutterrolle übernehmen. Sie ist mehr die Freundin, sie kann auch die Rolle der Frau M. gar nicht ersetzen. Und das war o. k. Da haben wir auch drüber geredet, und das war dann o. k., ich weiß nicht, ich kann nicht sagen wegen der Frau K. Weil das war auch ne schöne Zeit, und ich kann auch nicht sagen, dass es negativ war, weil ich hab mich

sehr gut mit K. verstanden. Die hat mir auch dieses, weil ich auch wusste, dass ich besonderes Vertrauen von ihr genossen hab, und sie hat mir sehr viel, eben grad mit dieses Vertrauen, weil sie mir schon sehr weit vertraut hat. Sie hat mir viele Entscheidungen selber überlassen, wo sie vielleicht bei jemand anders schon reingefunkt hat, geguckt wie derjenige selber damit umgeht, glaub ich. Und Wochenenden und Fortgehen war es dann eigentlich auch so, dass sie mir keine Grenzen gesetzt hat. Da war ich dann weg, und dann hat sie gemeint, guck halt, dass du nicht zu spät kommst oder bis da und dann. Dann bin ich aber auch mal glaub um halb drei oder um halb vier gekommen, mit 16 war das. Aber da hat sie auch nichts gesagt weil, sie gewusst hat, dass ich das nicht jede Woche mache. Also sie hat mir eigentlich was Fortgehen, Fernseh schauen, wie lang, was, eigentlich nie dazwischen gefunkt.

Und als ich meinen Freund, den L., kennen lernte, dann weiß ich noch, dass sie mir dann auch angeboten hat, dass er hier übernachten könnte, weil er immer von B. gekommen ist. Wobei ich sagen muss, dass sie eigentlich schon sehr locker damit umgegangen ist, später auch. Gut, jetzt nicht unbedingt gleich im ersten Monat oder so, später hat sie es eigentlich schon einem selber überlassen. Ich kann nichts sagen, das war schon o. k.“

Trauer über den Verlust der Wurzeln und erste bewusste Konfrontation mit der Tatsache, Ausländerin zu sein

Claudia wird schmerzhaft bewusst, dass sie bei aller wertvollen Erfahrung im Kinderdorf ihre Wurzeln und ihre Identität verloren hat; das erste Mal wird es ihr so richtig bewusst bei einer „Ausländerzählung“ in der weiterführenden Schule.

„So ein anderer Aspekt, fällt mir jetzt grade ein, ist es ja auch, also jetzt meine Wurzeln nicht weggeben zu müssen, irgendwie. Das hab ich aber lang nicht gewusst oder hat mich auch nicht gestört. Weil ich auch nicht wusste, was ich weggelegt hab.

Für mich ging das los, als ich hier nach hin die Außenwohngruppe gegangen bin und das erste Mal zum Beispiel die WG besucht hab, wo es dann anfing in der Klasse Ausländerzählung. In dem Kinderdorf bin ich nie als Ausländer gesehen worden, es stand auch in meinem Zeugnis immer L. U., Wohnort K. Da ist auch nie die Rede gewesen, du bist Ausländer oder kommst aus dem Land.“

Das Gefühl, ausgegrenzt, anders zu sein

Erstmals nach dem Erleben der Zugehörigkeit und des Gleichseins wie alle anderen im Kinderdorf stellt sich jetzt das Gefühl ein, ausgegrenzt zu sein, anders zu sein. Eigentlich in zweifacher Hinsicht, einmal wegen der Tatsache, im Kinderdorf aufgewachsen zu sein und dann noch Ausländerin zu sein.

„Ich wusste zwar schon, dass ich aus Jugoslawien komme, oder die Mama ist Jugoslawin, aber was es im Endeffekt ist, wusste ich nicht. Das war mir auch nicht so wichtig, weil im Kinderdorf alle gleich waren. Und dann ging es das erste Mal los. Plötzlich Ausländerzählungen, da hab ich mich richtig scheiße gefühlt, ausgegrenzt, ausgesetzt und das erste Mal war halt auch so, da wurde gezählt von welchem. Ob es Türken waren, ob es Griechen waren, so wurde da gezählt. Und bei mir in der Klasse war ich die einzige Jugoslawin damals. Und dann auch generell wurde der Ausländeranteil bestimmt. Und durch das, dass ich halt im Kinderdorf gar nie mit „Ausländer“ in Berührung gekommen bin . . . das war eigentlich, was mich am Anfang umgehauen hat, wie ich hier in die Schule gekommen bin. Ich mein, das hört sich jetzt vielleicht blöd an für jemand, wenn ich das so erzähl, aber für mich war es schwer, war richtig schwer. Zu akzeptieren, ich bin Ausländer, ich gehör eigentlich gar nicht hier her. Weil in der Schule, das war zum Beispiel auch so was, die haben mich dann gefragt in der Berufsschule, woher ich komme. „Von Jugoslawien“ und dass ich dann zugeben musste dass ich eigentlich gar keine Ahnung habe. Dass ich nur weiß, dass es Serben und Kroaten gibt, und das war es dann schon . . .“

Diskrepanz in Bezug auf die materielle Sicherheit in der Zeit im Kinderdorf und dem Neubeginn nach dem Kinderdorf

Der Rückblick auf die materielle Sicherheit und Selbstverständlichkeit macht den Neuanfang nach dem Kinderdorf etwas schwer, wenn man nur begrenzte Mittel für Führerschein, Wohnung oder Einrichtung zur Verfügung hat.

„Gut, ich mein, das ist jetzt alles mein Eigen, aber wenn ich dran denk, wenn wir jetzt im Kinderdorf waren, schönes Haus, die Küche, schön eingerichtet, wir haben sogar ein Wohnzimmer gehabt, Couch, ich mein, das haben viele Familien nicht. Wo wir oft gesagt haben . . . also ich find, dass wir es schon sehr gut gehabt haben. Vor allem wenn du denkst, dass da vielleicht Leute hinkommen, die nicht unbedingt drauf achten, weil sie ja denken, es ist nicht unbedingt theirs. Das Eigentum, dann geht man ja nicht so sorgfältig damit um. Und wo man im Kinderdorf auch noch Glück hatte, war so mit Garten und allem. . . . untereinander haben wir oft gesagt, dass es uns besser geht wie manch einem in der Familie. Das haben wir eigentlich schon damals gesehen.

Da hab ich auch nie bedauert, muss ich sagen, dass ich keine eigene Familie hatte. Da war dann eher so die Zeit, wo du 18 warst, Führerschein, Auto, da war das erst mal wo ich dachte, super, hättest du Eltern, hättest du den Führerschein bezahlt bekommen, wie das bei anderen Freunden so selbstverständlich war.“

Veränderung in der Kinderdorferziehung bezüglich Engagement und Verantwortung der ErzieherInnen

Claudia macht sich Gedanken über die Veränderungen, die sie heute im Kinderdorf bei den Kindern und auch den ErzieherInnen erlebt. Sie bedau-

ert ein zu geringes Engagement und Interesse, das sie nicht nur bei heutigen ErzieherInnen im Vergleich zu „ihrer“ Zeit erlebt, sondern auch allgemein in der Gesellschaft.

„... heute ist es so, dass von den Jugendämtern da einfach so lange gewartet wird. Die haben kein Geld mehr, und dann holen sie die Kinder nicht mehr raus. Das ist mir schon klar, die wollen Geld sparen. Da wartet man lieber, bis da einer mal „verreckt“ ist, dann ist wieder ein bisschen Geld gespart. Ne . . . und dann noch was anderes, das Engagement von den Erziehern ist einfach nicht mehr so wie früher. Meine Erzieherin und auch viele andere, das waren ja noch richtige Bezugspersonen. Und die in vielen anderen Häusern, die waren ja nicht wie Frau M., aber da war trotzdem was Kontinuierliches, Konstantes da.

Aber heute, acht Stunden, keine Minute länger, Feierabend, ich geh. Und dann wird mit Nachtschicht geschafft. Das kenn ich gar nicht, dass irgendjemand im Dorf Nachtschicht gemacht hat. Das war ja ganz selten, dass jemand gesagt hat, er bleibt über Nacht, die Tante war nicht da oder so. Und das war aber bei den andern im Haus ringsum so.

Und heute gucken die wirklich, wie viel sie schaffen. Die haben ja glaub ich manchmal sogar schon vier Erzieher in der Gruppe. Da braucht man sich auch nicht wundern, wer soll denn das noch bezahlen? Und das ist was, was ja allgemein, ob es jetzt im Kinderdorf ist bei den Erziehern oder allgemein, was mich aufregt, dass die Leute, wenn sie ihren Beruf ergreifen, jeder guckt dass er bloß nicht zu viel macht. Ich geh einkaufen und suche einen . . ., da sitzt so ne Tonne vor mir sag ich „haben sie das und das?“ „Weiß ich nicht, gucken sie mal da hinten“. Ja, tut, mir leid, ich muss mich für den Job ein bisschen interessieren, ich muss ein bisschen wissen, wo was steht, damit ich den Kunden Auskunft geben kann. Aber es ist egal in welchem Bereich. Aber grad Erziehung mit Kindern find ich am schlimmsten . . .“

Bedauern über den Verlust der Erfahrung von Beständigkeit und Geborgenheit für die Kinder, die heute in Heimerziehung sind

Claudia bedauert sehr, dass die Heimkinder heute sehr viel seltener diese wichtige Erfahrung der Beständigkeit einer Bezugsperson haben.

„Ja, und das ist das, was nach wie vor bei mir drin steckt. Wo ich sag, dass ich das gebraucht hab. Ich denk, wenn das wie heute jetzt früher gewesen wär, und ich denk halt auch weil es heut meiner Ansicht nach, ja, was heißt schlimmer, ich weiß nicht, ob man sagen kann schlimmer oder ob das heute nur mehr nach außen gekehrt wird, ob es früher vielleicht auch schon so war, aber halt nicht so öffentlich. Aber ich hab einfach die Meinung, dass die Kinder heutzutage doch ein bisschen verkorkster, noch verkorkster sind. Deshalb find ich es eigentlich schade, dass es heute nimmer mit dieser Beständigkeit geht. Vielleicht kannst du auch nichts mehr retten, was willst du denn aus denen noch machen? Die haben ja niemanden. Das ist, was bei uns ja noch war, dass da ein fester Bezug war, du hast gewusst, auf wen du dich verlassen kannst.

Und die Frau M. die hat jede Woche nämlich oft jahrelang ihren freien Tag, was die da haben, hat die verschenkt. Zunächst habe ich nicht verstanden, dass sie sich ab jetzt frei nimmt einmal die Woche. Und das konnten wir alle halt am Anfang gar nicht verstehen, dass die da einfach weg geht, dass die Frau M. auch weg sein darf. Das war wirklich was Komisches. Und am An-

fang hat sie dann schon mit uns zu hadern gehabt weil wir das gar nicht akzeptieren wollten. Und später war es ja dann schon toll, weil sie kam ja da immer mal abends. Wenn die Erzieherin kam, hat sie manchmal was mitgebracht für uns. Ob das jetzt, manchmal hat sie Kleider eingekauft für uns oder so. Im Endeffekt war es dann ja auch wieder kein freier Tag, weil sie hat im Endeffekt auch wieder was für uns gemacht. Oft Sachen eingekauft für uns, ob es jetzt Kleider waren oder Spielsachen. Da haben wir uns dann im Endeffekt auch wieder drauf gefreut, wenn sie weg war, weil du gewusst hast, dann kriegst du abends irgendwas.“

„Was halt auch schön war bei uns, genauso mit Zweit-Erzieherin, das war ja auch immer konstant, damals war ja die R. lange bei uns. Es war einfach gut, dass die Frau M. bei uns mit im Haus gewohnt hat und einfach mit drin war, und die R. hat da ja am Anfang auch mit drin gewohnt, die hat ja oben ihr Zimmer gehabt. Und die R. war ja dann lang bei uns, bis sie die Gruppe selber aufgemacht hat, und dann ist ja die T. gekommen. Und die war ja auch eigentlich ständig, die hat zwar nicht in der Gruppe mit gewohnt, aber war ja auch fester Bestandteil. Da hat man gewusst, die kommt immer. Das einzige, was gewechselt hat, war halt der ZDL.“

Claudia betont die Bedeutung der Beherrschung von Sprachen; darauf will sie in der Erziehung ihres Sohnes besonders achten.

Es schwingt bei Claudia ein Bedauern mit, dass früher dieser Gesichtspunkt in der Erziehung im Kinderdorf nicht beachtet wurde und sie sich erst mühsam die Muttersprache wieder aneignen muss.

„Das muss ja nicht unbedingt das Kulturelle sein, jetzt mit dem Brot, das war ja nur ein Beispiel. Find ich gar nicht so schlimm, weil das kann man sich irgendwie. Aber was ich wichtig find, ist die Sprache, das ist, was ich heute noch, wo ich ganz arg bei ihm aufpassen werde. Ich will auch nicht, dass er nur sagt, gibt mir mal das Brot, geh dahin, ich will, dass er eine Schule besucht, dass er richtig die Grammatik lernt. So wie bei den Deutschen, wenn du nicht auf einer höheren Schule warst, kannst du nicht, kannst du trotzdem nachher deine Sprache nicht richtig, ob du Deutscher bist oder nicht. Und das ist, was wo ich bei ihm ganz arg drauf achten werde. Und was ich ehrlich gesagt vermisse, weil ich denk, früher wär es leichter gefallen wie jetzt. Und grad siehst du ja auch die Entwicklung. Es ist einfach, wenn du mehrere Sprachen sprichst, ist es für dich von Vorteil. Du hast nur noch mit Computer und Sprachen die meisten Chancen heutzutage.“

„Mein Mann beschwert sich immer, weil er sagt, ich rede zu wenig mit ihm. Da sag ich, das stimmt nicht, ich rede mit ihm, genau so viel auf jugoslawisch wie auf deutsch.“

Wir wollen unseren Sohn zweisprachig erziehen, er spricht sowieso nur jugoslawisch mit seinem Vater. Aber ich hab zu ihm gesagt, ich möchte nicht mit meinem Sohn etwas sprechen, was ich nicht richtig sprechen kann. Wenn ich jetzt nicht weiß, ist das grammatikalisch richtig. Weil er babbelt mir ja das dann nach, und das möchte ich nicht. Ich möchte nicht, dass er die Sprache falsch beigebracht kriegt. Und das versteht er aber nicht, das geht nicht in seinen Kopf rein. „Du sprichst immer nur deutsch mit ihm“, meckert er schon. Wobei ich der Meinung auch jetzt trotzdem bin, ich möchte das mit dem Deutschen auch nicht vernachlässigen . . . er soll nicht irgendwo hinkommen und kann das nicht. Ich mein es kann ja sein, dass er mir mal davon läuft, da braucht ihn nur eine zu fragen, wie heißt du, wo wohnst du, und dann versteht er nichts. Das hab ich bei Freunden schon gesehen. Der war 4 oder 5 der N. und die haben den gesucht wie

blöd im Schwimmbad. Und der hat die Leute nicht verstanden, weil er kein Deutsch konnte. Und das sind so Sachen, wo ich gar nicht weiß, ich bin dann eher der Meinung, wenn er mal in den Kindergarten oder in die Schule geht und man spricht zu Hause nur noch jugoslawisch mit ihm ist das o. k., weil das Deutsch hat er ja sowieso drum herum im Umfeld alles. Und das Deutsche wird auch eh hier überwiegen, wenn du hier lebst. Ich denk mal, dass das auch mehr die Muttersprache wird bei ihm . . .“

Hadern mit dem Schicksal, nicht in der Familie aufgewachsen zu sein

Claudia stellt sich die Frage, wie ihr Leben anders verlaufen wäre, wenn sie in einem intakten Elternhaus bei ihrer Mutter und ihrem Vater aufgewachsen wäre.

„Ich hab Englisch und Spanisch gelernt und auch noch Französisch in der Wirtschaftsschule gehabt, aber das war dann auch nicht so, zu kurz und, ich weiß nicht, das ist das, was ich dann auch schade find manchmal. Wenn du zu Hause, oder wenn ich zu Hause gewesen wär . . . dann wär vieles besser gewesen, auch das Schulische schon von klein auf mehr gefördert worden . . . wo ich jetzt merk, dass mir es halt einfach fehlt. Beruflich irgendwie. Auf der anderen Seite weiß ich nicht, ob ich mir vielleicht auch selber nur was vormach und das als Ausrede benütz, weil ich denk, wenn man was erreichen will, kann man es trotzdem schaffen, egal wie vielleicht dein Weg schon vorgegeben war oder welche Möglichkeiten du im Endeffekt hattest. Aber ich denk, es wär halt einfacher gewesen, vielleicht hätt ich auch einen anderen Weg eingeschlagen beruflich . . . wobei ich mich da jetzt nicht beschweren kann, die Frau M. hat mir auch viel gegeben.“

„Mir ging’s besser wie in einer richtigen Familie.“

Claudia zieht in einem Resümee eine positive Bilanz der Zeit im Kinderdorf und stellt fest, dass das Leben im Kinderdorf ihr viele Möglichkeiten eröffnet hat, auch in materieller Hinsicht, die sie heute in ihrer eigenen Familie nicht hat.

„Und ich bin aber eigentlich schon der Meinung, dass es uns schon besser gegangen ist wie manch einem in einer richtigen Familie. Beklagen können wir uns wirklich nicht.“

Ich kann es ja selber vergleichen mit meiner Familie jetzt. Gut, ich mein das ist jetzt alles mein Eigen, aber wenn ich dran denk, wenn wir jetzt im Kinderdorfhaus waren, schönes Haus, die Küche, schön eingerichtet, wir haben sogar ein Wohnzimmer gehabt, Couch, ich mein, das haben viele Familien nicht. Wo wir oft gesagt haben, also ich find, dass wir es schon sehr gut gehabt haben. Da hab ich auch nie so sehr bedauert, muss ich sagen, dass ich keine eigene Familie hatte. Da war dann eher so die Zeit, wo du 18 warst, Führerschein, Auto, da war das erst mal, wo ich dachte, super, hättest du Eltern, hättest du den Führerschein bezahlt bekommen. Ja, aber das war dann auch schnell wieder vorbei. Also, wie gesagt, ich wollte es nicht missen. Ich bin froh, dass ich die Zeit gehabt hab.“

Vom Glück, im Kinderdorf eine „Erzieherin gehabt zu haben, bei der ich Geborgenheit erleben konnte!“

Claudia sieht die Tatsache, dass sie ins Kinderdorf zu Frau M. kam, als die Chance ihres Lebens an, als eine Erfahrung, die ihr letztlich das Leben gerettet hat.

„Natürlich war es schlimm für mich, was die Mama da getrieben hat die Jahre mit uns, aber das sag ich ja eben, wenn die Tante nicht da gewesen wäre, um das aufzufangen, ich weiß nicht, wie es dann gewesen wäre. Und das ist das, was ich denke, ist schlimm heute bei den Erziehern. Grad weil es ja noch schlimmer ist mit den Kindern. Wie willst du denn die noch einigermaßen hinbiegen, wenn sie nicht mal ne Bezugsperson haben oder jemand, der sich da ein bisschen mehr um sie kümmert und für sie da ist?“

Ich denk, wenn ich nicht zur Frau M. gekommen wär, das klingt jetzt vielleicht überheblich, aber dann wär ich nicht das, was ich bin. Dann wär ich vielleicht irgendwo auf dem Strich gelandet oder wär kriminell oder was weiß ich, oder mich gäbe es schon gar nicht mehr.“

Vorwurf der Überbehütung und das Bild einer irrealen Welt

Claudia spricht von Vorwürfen an das Kinderdorf, die andere Ehemalige vorbringen, dass bei ihnen die Überbehütung die Probleme mit Alkohol und Drogen begünstigt hätten. Claudia ist hier anderer Meinung: Sie ist überzeugt, dass ihre Erfahrungen im Kinderdorf sie davor bewahrt haben.

„ . . . den einzigen Vorwurf, den man dem Kinderdorf machen könnte, ist, dass du hier zu gut behütet bist. Und quasi dann später auf das „böse Volk“ losgelassen wirst. Das ist in meinen Augen aber nur ne Entschuldigung. Tut mir leid, warum bin ich nicht mit Drogen in Verbindung gekommen oder genügend andere? Ich denk, da musst du vom Typ selber schon dazu neigen, mich hätte das nie gereizt, mich hat das nie angemacht, ich bin schon dermaßen am Boden gelegen, dass ich trotzdem nicht zur Flasche gegriffen hab oder sonst was. Da hätte es Gründe gegeben, wo ich hingreifen hätte können. Wobei ich denk, es war vielleicht dann negativ in meinem Verhalten oder in meiner Person, dass es vielleicht auf die Art wieder hochgeschlagen ist. Aber diese Meinung kann ich halt nicht teilen. Aber genau das Gleiche hat mir die N. gesagt vor fünf Wochen, als ich sie getroffen hab. Dass es das einzige wäre, was sie an dem Kinderdorf negativ findet, dass du so gut behütet wirst und dann rausgeworfen wirst . . .“

Stellenwert von Beziehungen

Freundschaftliche Beziehungen haben bei Claudia einen sehr hohen Stellenwert. Sie kann „halbe Sachen“ nicht ertragen. Sie spürt, dass sie hier auch unerfüllte Wünsche in Bezug auf ihre Mutter lebt, und möchte damit besser umgehen lernen.

„Ich weiß nicht, das ist vielleicht ne blöde Einstellung, aber das ist vielleicht auch was, wo ich lernen muss damit umzugehen, was ich nach wie vor nicht kann, aber ich bin halt jemand, ganz oder gar nicht. Und wenn ich halt mit jemand ne Beziehung aufbau, dann standhaft, was Festes. Was ich ja durch die Mama eigentlich nie hatte.“

Zusammenfassung des Gesprächs mit Claudia

Fehlende Konstanz und Geborgenheit in den ersten Lebensjahren

Schon ab dem ersten Lebensjahr hat Claudia keine gleichmäßige Geborgenheit und Zuwendung durch ihre Mutter erfahren: Sie wurde durch den unsteten Lebenswandel ihrer alkoholkranken Mutter „nur herumgeschubst“, wie sie es ausdrückt. Viele Umzüge, viele Aufenthalte bei Verwandten und häufig mit ihrem Bruder allein in der Wohnung.

Erst nach langem Zuwarten wurde dann vor der Einschulung von Claudia eine Unterbringung in einer Kindertagesstätte angeordnet, weil bedingt durch die häufigen Ortswechsel der Mutter ein regelmäßiger Besuch eines Kindergartens nicht möglich war, und auch deswegen, weil es vermehrt zu Problemen mit aggressivem Verhalten von Claudia im Kindergarten gekommen war.

Nachdem den Verantwortlichen im Jugendamt klar geworden war, dass bei Claudia eine langfristige Perspektive einer Unterbringung nötig sei, kam es zur Aufnahme von Claudia und ihrem Bruder F. im Kinder- und Jugenddorf.

Erste wertvolle Erfahrungen im Kinderdorf

Claudia hat die Trennung von der Mutter als sehr schmerzhaft erlebt. Sie habe die erste Zeit „immer wieder gebrüllt, Mama, Mama, nimm mich wieder mit. Ich will wieder mit nach Hause!“

Diese erste schwere Zeit wurde ihr dadurch erträglicher gemacht, dass sie in der neuen Umgebung im Kinderdorf eine Erzieherin wieder getroffen hat, die früher in der Kindertagesstätte beschäftigt war. Diese Tatsache hat Claudia den Neuanfang erleichtert und ihr über die schwere Zeit des Anfangs in der fremden Umgebung hinweggeholfen.

Erfahrung von Beständigkeit, Zugehörigkeit und Gemeinschaft

Nach etwa einem Jahr war ihre Trauerreaktion über das Fehlen der Mutter beendet, und Claudia konnte sich auf die neue Umgebung richtig einlassen.

Einen tiefen und bis heute noch wirksamen Eindruck hat dann auf Claudia die Beständigkeit ihrer Erzieherin Frau. M. gemacht. Sie war anders, als es die ersten Erfahrungen mit ihrer Mutter gezeigt haben, immer für die Kinder und für Claudia und ihren Bruder da. Voll Dankbarkeit stellt sie fest: „ . . . die Frau M. war einfach die erste, und ich würd sagen auch fast die einzige heut noch in meinem Leben, wo ich diese Beständigkeit hab. Nicht so dieses Larifari, oder mal für gewisse Zeit nur, sondern jeden Tag . . .“

Für Claudia war das Kinderdorf kein „Heim“ in dem Sinne, wie sich viele damals und auch heute noch ein Heim vorstellen: mit Mauern und einem Zaun herum. Sie schätzt sehr das Offene, die Freiräume und das „Normale“.

Besonders wertvoll war für Claudia, dass sie in dem Kinderdorf Zugehörigkeit und Gemeinschaft erleben konnte.

Der Umgang mit ihrer Muttersprache und der Kultur ihres Herkunftslandes

Claudia beklagt heute sehr, dass sie in dem Kinderdorf ihre Herkunftssprache verloren hat und auch keinen Zugang fand zur kroatischen Kultur. Sie bedauert, dass sie hier keinerlei Unterstützung in dem Kinderdorf erhalten hat, und macht den Verantwortlichen den schweren Vorwurf, dass dies sträflich vernachlässigt wurde. Ganz konkret erlebt sie heute die Bedeutung von Fremdsprachen ganz allgemein, im Beruf und auch privat in ihrer Familie. Sie musste mühsam wieder ihre Muttersprache erlernen und tut sich schwer, mit ihrem Sohn serbokroatisch zu sprechen, weil sie ihre grammatikalischen Unsicherheiten nicht an ihren Sohn weitergeben möchte.

Erfahrungen mit der Schule im Kinderdorf

Rückblickend hat sie auch viel Kritik im Zusammenhang mit ihrer schulischen Ausbildung im Kinderdorf. Claudia bedauert, dass sie in den ersten

Schuljahren durch einen häufigen Lehrerwechsel viele Probleme in der Schule hatte. Dies hat sich erst in den letzten Schuljahren geändert, als sie einen Lehrer in den letzten beiden Schuljahren bekam, den sie sehr schätzte und mit dem sie gut zurechtkam. Ganz wichtig war für Claudia dabei, dass dies ein Lehrer war, bei dem sie sich auch mal „danebennehmen“ konnte und der sie dann trotzdem noch „mochte“.

Der Weg aus dem Kinderdorf: Ein neuer Lebensabschnitt beginnt mit Problemen

Zu Beginn fiel Claudia der Wechsel in die Jugendwohngruppe sehr schwer, sie vermisste die vertraute Umgebung und den Kontakt zu ihrer Erzieherin Frau M. Sie wäre gerne im Kinderdorf geblieben und hätte dort eine Ausbildung gemacht, der Wegzug von ihrer „geliebten“ Erzieherin wurde wie ein erneutes Weggerissen-Werden von der „Mutter“ erlebt. Sie brauchte lange, bis sie dieses neue Aufbrechen der kindlichen Defiziterfahrung verarbeiten konnte und sich auf die neue Situation in der Wohngruppe einstellen konnte und einen eher partnerschaftlichen Kontakt zur dortigen Erzieherin aufbauen konnte.

Sie lernt dann das Vertrauen, das in sie gesetzt wird, schätzen und kann die neuen ungewohnten Freiheiten für sich nutzen.

Erfahrungen des Andersseins – Suche nach Identität

In der weiterführenden Schule wird Claudia bei einer „Ausländerzählung“ schmerzhaft bewusst, dass sie im Kinderdorf eigentlich ihre Wurzeln und einen wichtigen Teil ihrer Identität verloren hat. Erst in diesem Zusammenhang wurde ihr klar, dass sie die jugoslawische Staatsbürgerschaft hat. Nach dem Erleben der unbedingten Zugehörigkeit und des Gleichseins mit anderen stellt sich jetzt erstmals das Gefühl ein, anders zu sein, ausgegrenzt zu sein, und das in zweifacher Hinsicht: als „Heimkind“ und als Ausländerin.

Ambivalente Haltung zur Tatsache, die Kindheit und Jugend in einem „Heim“ verbracht zu haben

Claudia ist überzeugt, dass es vor allem für ihren beruflichen Weg ein Vorteil gewesen wäre, wenn sie bei den eigenen Eltern aufgewachsen wäre und die entsprechende Unterstützung erhalten hätte, wie sie es bei vielen Freunden erlebt hat.

Doch sie stellt auch in einem Resümee fest, dass ihre Bilanz im Kinderdorf positiv war, dass in dieser Zeit eine gute Grundlage für viele Möglichkeiten später gelegt wurde. Und besonders macht sie glücklich, dass sie im Kinderdorf und in der Wohngruppe Erzieherinnen kennen gelernt hat, die ihr Chancen eröffnet haben. Die besondere Chance ihres Lebens sieht sie darin, dass sie im Kinderdorf Frau M. erlebt hat, die ihr „letztlich das Leben gerettet hat“. Sie und ihr Bruder halten heute noch Kontakt zu ihr.

Aussagen auf der Basis des Gesprächs mit Claudia

Beziehung zur Mutter

- Wenn ein Mädchen keine konstanten Beziehungen in den ersten Lebensjahren erlebt, sondern nur „herumgeschubst“ wird, kann es sein, dass es wütend und aggressiv reagiert.
- Es kann sein, dass ein Mädchen, das als Kind von der Mutter vernachlässigt wurde, dann doch die Trennung von ihr als schmerzhaft erlebt und bei ihr bleiben möchte.
- Wenn eine Mutter ihrer Tochter nichts über ihre Herkunft erzählt, kann dies als große Verbitterung und Enttäuschung erlebt werden.
- Wenn ein kleines Mädchen, das von ihrer Mutter alleingelassen wurde und ins Heim kam, dann als Jugendliche für die Berufsausbildung das Heim verlassen muss, kann es sein, dass sie sich erneut verlassen und abgeschoben fühlt.

Erfahrungen mit dem „Anderssein“

- Wenn ein Mädchen erst als Jugendliche bei einer Zählung in der Schule erfährt, dass sie Ausländerin ist, dann kann es sein, dass sie sich richtig schlecht und ausgegrenzt fühlt.
- Ein Mädchen, dem erst so spät bewusst wird, dass sie Ausländerin ist, kann eine starke Verunsicherung zeigen.

Bedeutung von wichtigen Bezugspersonen

- Es kann sein, dass einem Mädchen der Neubeginn in der fremden Heimsituation sehr erleichtert wird, wenn sie dort eine vertraute Person wieder sieht.
- Ein Mädchen, das in einem Heim eine konstante Bezugsperson als Erzieherin erlebt, kann diese Beständigkeit als sehr hilfreich erleben.
- Für eine Jugendliche, die als Kind eine Erzieherin als wichtige Bezugsperson erlebt hat, die sich um sie kümmert und für sie da ist, kann diese Erfahrung lebensrettend sein.
- Wenn eine Jugendliche als Kind im Heim viel Beständigkeit und Zugehörigkeit erlebt, dann kann es sein, dass sie ihre Verunsicherungsängste und Verunsicherung leichter verliert.

Konsequente Erziehung

- Wenn eine Frau als Kind erlebt hat, dass es in der Erziehung eine konsequente und klare Orientierung gab, dann kann es sein, dass das von ihr sehr geschätzt wird.

Erfahrung von Freiraum und Offenheit in der Erziehung

- Es kann sein, dass eine Jugendliche, die von ihrer Erzieherin viel Verantwortung und Freiraum für eigene Entscheidungen übertragen bekommt, dies sehr schätzt und davon sehr profitiert.
- Es ist möglich, dass von einem tiefen Vertrauen und einer Wertschätzung geprägte Beziehungen zu ErzieherInnen eine junge Frau davor

bewahren, später zu Alkohol bzw. zu anderen Drogen zu greifen oder sich umzubringen.

Leben in Schule und Kinderdorf

- Es kann sein, dass eine Frau und Mutter, die früher als Kind die Freizeitangebote im Kinderdorf sehr geschätzt hat, sich Sorgen macht und bedrückt ist, weil sie ihrem Kind solche Möglichkeiten nicht bieten kann.
- Es kann sein, dass ein Mädchen früher ein offen angelegtes Dorf wie das Kinderdorf nicht als „Heim“ erlebt hat und sich heute noch ärgert, wenn andere von „Heimkindern“ sprechen.
- Eine Schülerin, die in den ersten Schuljahren einen häufigen Lehrerwechsel hatte, kann später Schwierigkeiten mit den Schulleistungen bekommen.

Konsequenzen aus den Erfahrungen im Kinderdorf

- Es kann sein, dass eine Frau und Mutter die Erziehungshaltung der Strenge und Konsequenz, die sie während des Heimaufenthaltes erlebt hat, auch bei ihrem eigenen Kind anwendet.
- Es kann sein, dass eine Frau, die im Heim aufgewachsen ist, einerseits bedauert, dass sie nicht in der eigenen Familie aufgewachsen ist, und andererseits sehr froh ist, ihre Kindheit und Jugend im Kinderdorf verbracht zu haben.
- Es kann sein, dass ein Mädchen, das zu ihrer Mutter keine konstante Beziehung erfahren hat, dazu kommt, keine „halben Sachen“ zu ertragen und sich etwas „Standhaftes, Festes“ wünscht.

7.1.3.3 Gespräch mit Guido – Verdichtungsprotokoll

Persönliche Situation:

Guido ist 33 Jahre alt, ist verheiratet und hat zwei Kinder. Er hat eine Ausbildung als Mechatroniker gemacht und ist in einem Bürohandelsunternehmen beschäftigt. Im Gespräch beschäftigt Guido sich mit den Ursachen, die zu seiner Fremdunterbringung geführt haben; er setzt sich besonders damit auseinander, weil er nach einer ersten Aufnahme auf Wunsch der Eltern und dem Druck des Jugendamtes gemeinsam mit seinen Geschwistern nach Hause entlassen wurde und dann knapp 10 Monate später wieder ins Kinderdorf kam. Guido war damals 12 Jahre alt, seine Schwestern 10 und 5 Jahre.

Ich kenne Guido noch aus der Zeit, in der er als Jugendlicher noch im Kinderdorf war und seine Ausbildung absolviert hat. Er ist sehr ruhig und konzentriert bei unserem Gespräch und freut sich sehr, dass er in Ruhe und mit genügend Zeit über die Zeit im Kinderdorf sprechen kann; wichtig ist ihm auch, über die aktuelle Situation im Kinderdorf sprechen zu können.

Es fällt ihm schwer, sich auf Gefühle einzulassen, er versucht, seine Situation sehr sachlich und logisch darzustellen.

Die Unterbringung im Kinderdorf verläuft in zwei Phasen: Ausdruck einer grundsätzlich positiven Stimmung über die Unterbringung

Die Unterbringung von Guido im Kinderdorf erfolgte in zwei Phasen. Nach einem ersten kürzeren Aufenthalt wurde eine Wiedereingliederung in die Familie „versucht“, die jedoch aufgrund der angespannten Lage im Elternhaus scheiterte.

Im Gesamtrückblick war für Guido die Unterbringung im Kinderdorf etwas Positives, und er hat den Versuch, nach dem ersten Aufenthalt wieder zu Hause zu leben, als gescheitert erlebt.

„Ja, ich sag erst mal, das war eigentlich das Beste, was uns hat passieren können zu der Zeit, dass ich ins Kinderdorf gekommen bin. Wir sind aus der Familie raus gekommen, die haben sich scheiden lassen und haben's dann noch mal probiert, und da hat's wieder nicht geklappt.“

Wir waren schon froh, dass wir zu Hause waren, aber das ging halt auch nicht von der Konstellation meiner Mutter und meinem Vater, das hat einfach nicht zusammengepasst . . . Und es gab viel Streit, und das war halt nicht so gut für meine Geschwister und für mich, in der Schule die Leistungen haben stark nachgelassen.“

Sorgen vor dem zweiten Gang ins Kinderdorf

Guido stellt hier die Gründe für seine „gemischten“ Gefühle und Ängste vor der 2. Unterbringung dar; bei seinem ersten Aufenthalt hatte er bei seiner Erzieherin das Image eines „Schlägers“ erhalten:

„Die frühere Erzieherin hat uns als sehr schwierig bezeichnet. Vielleicht waren wir es, ich weiß auch nicht . . . es hat einen Konflikt gleich zu Anfang gegeben zwischen mir und einem anderen, der hat versucht, ja sich als Chef hochzuspielen, und hat gemeint, er muss meine Schwestern drangsalieren, und da hab ich ihm halt eine gedonnert, ne. Und dann war ich halt als Schläger verschrien. Wobei ich mich eigentlich nicht als Schläger bezeichnen würde. Das waren Konflikte, ja, und das war einfach die Reaktion darauf.“

„Die Aufnahme die war auch für mich erst einmal so, ja mit gemischten Gefühlen zu betrachten. Ja, weil ich ja auch noch nicht gewusst hab. Wo kommst du da hin, wie wird's da weitergehen? Also zu der Zeit, als wir 1980 das erste Mal da waren und dann nach Hause gekommen sind, warn da nur große Jugendliche und dann hab ich halt, ja schon ein bisschen meine Bedenken gehabt. Durchsetzten – wie wird das?“

Das Leben im Kinderdorf:

Bedeutung der Erzieherin im Kinderdorf nach dem zweiten Aufenthalt

Einen ganz besonderen Stellenwert nimmt für Guido die Erzieherin ein, in deren Haus er mit seinen Schwestern nach dem ersten Aufenthalt lebte. Er betont immer wieder die Wertschätzung, die er erfährt, und auch die aktive Unterstützung, die sie ihm und seinen Geschwistern gewährt.

Erleben von Annahme ohne Vorbedingungen

Guido hatte nach der Erfahrung mit der ersten Erzieherin Sorge, wie es wohl bei seiner Wiederkehr sein würde, er hatte Angst, dass er schon als „Schläger“ abgestempelt sei. Doch er hat bei der neuen Erzieherin M. eine offene Atmosphäre und ein offenes Ohr für seine Probleme erfahren:

„Ja, das Beste, was uns passieren konnte, war, dass wir 1981 in das Haus von der M. gekommen sind. Also, die war offen, nachdem wir ja als sooo schwierig bezeichnet wurden von der damaligen Hausleitung, bei der wir vorher waren.“

Erfahrung von Präsenz

Hier wird deutlich, wie wichtig für Guido die Erfahrung war, dass seine Erzieherin immer für ihn da war, im Haus gelebt hat und er sie jederzeit ansprechen konnte. Er findet es sehr wichtig, dass eine Hauptbezugsperson oder eine Familie als Leitungspaar im Kinderdorf lebt und den Lebensmittelpunkt dort hat:

„Ich denk, auch die Einstellung von den einzelnen Erziehern ist ne andere geworden. Im Bezug auf Arbeitszeit und Arbeitssituation und auf das Ganze ist es, denk ich, auch zurückzuführen, dass jeder einfach nach acht Stunden oder auch nach zehn Stunden sagt, o. k., Schluss, jetzt hab ich Feierabend. Und das war halt bei uns oder zumindest in unserer Zeit noch ein bisschen anders. Die M. war eigentlich immer für uns da, die hat im Haus gewohnt, die ist nach Feierabend nicht weggefahren und erst nach ein paar Tagen wiedergekommen.

Das war etwas ganz Wichtiges: wann immer du das Bedürfnis danach hast, dass jemand für dich da ist.“

Erfahrung von Unterstützung bei Problemen und Konflikten mit dem Jugendamt

Besonders wertvoll hat Guido erlebt, dass er mit Frau M. über alle seine Probleme sprechen konnte, die ihn selbst, seine Schwestern, seine Eltern oder das Jugendamt betrafen:

„Ja. Die Frau M. hat gesagt, ha ja, sie probiert's, . . ., das ist ihre Art. Ich denk sie gibt jedem die Chance, auch heute noch. Und versucht das Optimale aus der Person herauszuholen, sei es jetzt durch Gespräche oder Unternehmungen zu machen.

Wenn es halt Probleme gegeben hat, hat man mit ihr geschickt darüber reden können, auch mit den anderen Erziehern. Aber ich sag jetzt einmal speziell bei mir war eigentlich sie so die Einzige damals, mit der ich meine Probleme besprechen konnte, ja oder auch wenn es irgendwelche Forderungen gegenüber dem Jugendamt gab, dann hat die da halt auch mitgeholfen. Also die hat schon geguckt, dass praktisch nur das Optimum für uns raus springt.“

Erfahrung von Unterstützung bei der Suche nach einer Lehrstelle

Ganz nachhaltig wirkt auf Guido immer noch, dass M. ihn gegen den zuständigen Erziehungsleiter, der ihn in ein rigides Landeserziehungsheim zur Berufsausbildung schicken wollte, unterstützt hat, eine Lehrstelle auf dem freien Arbeitsmarkt in der Umgebung zu finden. Guido erlebt diese

Unterstützung heute als eine wichtige Weichenstellung in seinem Leben: Er hat „mit aller Kraft versucht, sein Leben in den Griff“ zu bekommen:

„. . . also da gehört ja immer ein Schlüsselerlebnis dazu, war einfach na, ehm einen Ausbildungsplatz zu finden, hier in der Umgebung, weil ich wollte eigentlich nicht nach Hause und, der Herr K., der Bereichsleiter zu der Zeit, der wollte eigentlich, oder hat eigentlich meistens probiert dass die Jugendlichen dann aus dem Kinderdorf rausgehen, wenn sie eine Ausbildung machen, und da hätt sich einfach das Jugendstift K. auf jeden Fall mal angeboten.

Und dann hab ich mir das so angeguckt, und dann hab ich das so gesehen, es war halt alles ziemlich steril für meine Empfindungen – da war alles abgeschlossen und äh, alles irgendwie merkwürdig, ne?

Also für mich war eigentlich klar nach der Besichtigung von dem Jugendstift, dass ich da nicht hin will und dass ich mit aller Kraft versuchen werde, das Leben selber in den Griff zu kriegen.

Der Herr K. hat klar und deutlich gesagt, wir finden hier keine Lehrstelle, ich soll die Chance nutzen und soll dort hin gehen. Ich hab halt konkret gesagt, nö, ich geh da nicht hin, lieber mach ich dann irgendwas anderes, was ich nicht will, Hauptsache, ich muss da nicht hin.

Und ich bin auch unterstützt worden von der Frau M. Und dann haben wir halt angefangen zu suchen hier in der Umgebung. Es war ja nimmer so arg viel Zeit. Gut, es hat noch die Berufsschule gegeben, das erste Berufschuljahr war praktisch in B. Und von da aus wurde dann auch noch versucht, wenn man noch keine Lehrstelle gehabt hat, da zu vermitteln.

So dann habe ich ein paar Praktika gemacht, dann hab ich gedacht, ha ja, vielleicht klappt ja das in R., das war aber dann auch nicht so. Nach dem Praktikum haben die Leute gesagt, nö, sie nehmen mich nicht. Und dann haben wir in N. beim Autohaus gefragt, da war dann die M. heftig am Graben und hat dann versucht, mir da die Lehrstelle zu besorgen. Das hat dann geklappt.“

Beziehungen zu den Eltern und früher Weg in die Selbstständigkeit Problematische Beziehung zur Mutter

Guido macht sich Gedanken über die Beziehung zu seiner Mutter, zu der er nie ein richtiges Mutter-Kind-Verhältnis entwickeln konnte. Sie konnte aufgrund einer psychischen Erkrankung keinen Kontakt zu den Kindern aufbauen und blieb in ihrer Welt verhaftet. Nach der Trennung der Eltern war klar, dass für Guido und die Geschwister die Zukunft eines Selbstständigwerdens im Kinderdorf vorgezeichnet war. Das Kinderdorf hatte Guido und seinen Geschwistern immer den Kontakt nach Hause ermöglicht und ihn auch gefördert.

„Wir haben nach wie vor Besuche zu Hause gemacht, wobei man dazu sagen muss, also ich bin, oder ich hab die letzte Zeit dann eher vorgezogen, mit meinen Freunden oder Kumpels hier auch zu verbringen, weil ich gewusst hab, oder auch, ja, in der Zeit wo ich dann mit meiner Freundin

zusammen war, war ich auch ziemlich häufig bei ihr zu Hause. Ja, man hat sich so ein bisschen verlagert, sag ich jetzt mal einfach dazu. Die Besuche für mich selber waren nicht mehr so wichtig. Also für mich war das, das Neue einfach wichtiger.

Wie ich dann ein Auto gehabt hab, war das dann sowieso kein Thema mehr. Dann bin ich halt abends mal noch geschwind hin. Gut, Fahrzeit dreiviertel Stunde und dann ist man halt, was weiß ich, bis um zwölf oder so, und dann ist man wieder nach Hause gefahren. Also in der Zeit, als die Besuche praktisch vorgegeben waren, an dem und dem Wochenende, da hat man es ja klar wahrgenommen. Wobei ich zu meiner Mutter nicht so einen guten Kontakt habe, muss man dazu sagen. Vielleicht so wie äh, andere, äh Heimkinder . . . es hat sich durch die Kinderdorf-Zeit verändert. Weil meine Mutter liebt mich ja auch wahrscheinlich auch heute noch. Die konnte es einfach nicht, oder hat einfach nicht wahrnehmen wollen, dass wir einfach älter werden. Wollt eigentlich immer so, dass wir ihre Kinder bleiben und, ja bleiben wir ja auch.

Aber sie wollte nicht verstehen, dass wir älter werden. Und dass man irgendwann auch einmal sein eigenes Leben leben will. Das machen wir halt.

Ich denk nicht, dass das Kinderdorf der Auslöser ist, ich denk, dass ich, ja, es hätt sich wahrscheinlich auch so, es hätt sich so entwickelt, wenn wir auch zu Hause gewesen wären. Also man muss dazu sagen, meine Mutter hat eine psychische Krankheit, und ich denk, dass das damit auch zusammenhängt, dass sie's nicht wahrhaben will. Also sie würd lieber in einer Friede-, Freude-, heilen Welt leben.“

Entfremdung und Wiederannäherung an den Vater

Das Verhältnis zu Guidos Vater hat sich erst im Erwachsenenalter wieder gebessert und normalisiert. Als Kind gab es wenig Berührungspunkte, da bald klar war, dass die Kinder nach der Trennung nicht bei ihm wohnen können und er sich seiner neuen Familie zuwandte. Guido überspielt manchmal seine Enttäuschung, nicht schon früher eine gute Beziehung zu seinem Vater gehabt zu haben.

„Zu meinem Vater hab ich ja eigentlich ein gutes Verhältnis, sag ich mal. Ja gut, das ist eigentlich so, ja, er hat sein Leben gelebt und wir haben unser Leben gelebt und aber, wenn wir uns heute sehen, wir können uns gut unterhalten und wir nehmen uns auch mal in den Arm, wenn wir uns sehen. Es ist eigentlich eine normale Beziehung geworden. Gut, er ist mittlerweile schon wieder einige Jahre verheiratet, hat auch aus dieser Ehe Kinder, und ich denk, ja, wenn du nicht da bist, dann kannst du das auch nicht so einfordern, denk ich mal.

Wir telefonieren und ich fahr els (= ab und zu) mal hin. Dann kommt er els auch mal, wenn's ihm grad gut geht, weil der hat mit dem Rücken ziemlich Beschwerden. Einige Knorpel kaputt, was halt auf die harte Arbeit in den frühen Jugendjahren zurückzuführen ist. Der hat Schmied gelernt und hat dann Schlosser noch dabei gemacht. Und die harte Arbeit steckt's halt dann schon. Ja gut, hm.“

Erfahrungen in der Schule – Erfahrungen mit Lehrern

Guido äußert sich voller Hochachtung über Lehrpersonen, die auf ihre jeweils spezielle Art ihn unterrichtet, erzogen und Werte vermittelt haben. Es fallen immer wieder Begriffe wie Konsequenz, Ehrlichkeit, Ausdauer, hohe Anforderungen usw.

„Ja wenn ich an die Schule denke, da fallen mir spontan zwei, drei Lehrer ein. Also als erstes mal unseren Direktor, der Herr S., ein sehr lieber, aber auch konsequenter Mann, der dann gleich gesagt hat, so und so geht es nicht, auf seine Art und Weise. Der hat eigentlich immer versucht, den Schülern das so ein bisschen, ja auf ihrer Sprache rüber zu bringen. Zum Kinderdorf hat er eigentlich immer Busch gesagt, ne? Der Kinderdorf-Busch.

Und dann noch der Herr P., der auch probiert hat, Werte zu vermitteln. Ehrlichkeit, Ausdauer, Konsequenz . . . er hat das auf seine Art versucht rüberzubringen, die bei den Schülern nicht immer so beliebt war. War halt, ja so ein bisschen ein Ruppiger, sag ich mal dazu, ne . . . Ja, der hat wirklich versucht, seine Arbeit so gut wie möglich zu machen, und hat aber auch von uns gefordert, speziell in Physik oder Chemie und Sport hab ich den gehabt, da einfach volle Leistung zu geben. Und grad wenn im Sportunterricht, das war montags und freitags glaub ich, das weiß ich jetzt nimmer genau, auf jeden Fall stand einmal in der Woche mindestens Zirkeltraining auf dem Plan. Ja, am Anfang war das alles oftmals ein bisschen beschwerlich, ne, da wirklich auch bis zum Schluss volle Leistung zu bringen.

Er hat uns gefordert, ja. Wobei da war einer dabei, ich überleg grad, ob mir der Name einfällt, das war so ein bisschen ein Kräftigerer und ja, der hat wohl versucht sein Bestes zu geben, aber das ging halt einfach nicht von seiner Konstellation her, die Arme zu kurz. Und dann hat er aber auch mal gesagt, wenn's gar nicht geht, dann machst du halt ne Pause und guckst halt mal zu. Also er war nicht so, dass er das jetzt bis auf das Letzte gefordert hätte, also das kann man nicht sagen. Aber er hat bei den Leuten, bei denen er genau gewusst hat, sie schaffen es, hat er es wirklich gefordert.

Manche Fächer sind mir nicht leicht gefallen. Grad Englisch, am Anfang war das leicht. Weil das für mich was ganz Neues war, und am Anfang brauch ich immer ein bisschen länger, aber wenn ich's dann mal kapiert hab, dann bleibt's eigentlich drinnen. Und grad die Lernfächer, Lernen war eigentlich noch nie so meine große Stärke. Wobei wir heute versuchen, bei unseren Kindern versuchen beide Hälften vom Gehirn anzusprechen. Grad dass sie vielleicht leichter lernen können, dass man Spaß am Lernen hat. Und das war bei uns nicht so, das war eher praktische Schule. Und grad bei ein paar, da hab ich halt die Hose voll gekriegt, weil ich bin halt nicht mitgekommen mit dem Mitschreiben weil ich schreib halt nicht so schnell, und sie hat dann schon . . . aufgenommen, aber irgendwie, es waren andere Gedanken da und . . . Also so im Großen und Ganzen hat alles so sein Für und Wider gehabt. Hat mehr oder weniger Spaß gemacht. Also Technik und Sport hab ich sehr gerne gemacht, Physik und Chemie in den letzten zwei, drei Jahren hat es mir dann auch richtig Spaß gemacht. Ich denk, das ist einfach, man verändert sich. Man merkt, aha, das oder sel (= dies oder das) könnt ich gebrauchen mal für später im Beruf.“

Die Zeit nach Beendigung der Schule im Kinderdorf:

Verantwortungsübernahme als Jugendlicher im Kinderdorf

Guido konnte in seiner Lehrzeit weiterhin im Kinderdorf wohnen; er nutzte diese Zeit, Verantwortung in einer AG der Jugendlichen im Freizeitbereich und in der Durchführung von Freizeitmaßnahmen zu übernehmen.

Guido hatte eine Lehrstelle in der Umgebung bekommen und konnte weiterhin im Kinderdorf wohnen, er hatte nach wie vor einen guten Kontakt zu den Jugendlichen wie auch Erzieherinnen gehabt. In der Jugendtreff-AG hat er mit mir als Psychologen und dem Leiter des Freizeitbereiches zusammengearbeitet.“

„Wir haben dreimal in der Woche Jugendtreff-AG gehabt, da haben wir uns dann halt Sachen ausgedacht, grad wenn jetzt mal eine Jugenddisco angestanden ist, wie kann man die gestalten? Was kann man da machen? Was interessiert die Jugendlichen? Was kann man auch mal außerhalb machen? Da sind wir dann auch mal ins Kino gegangen in so einer Gemeinschaft. Ja der Herr Z. hat uns ziemlich viel Spielraum gelassen, sag ich mal dazu. Nachdem er, gut das war nicht immer so, aber anfangs wenn's halt gewisse Vorstellungen gab, die hat er dann halt auf den Tisch gelegt, so und so hätt ich's gern. Und wir haben dann halt gesagt, das und das gefällt uns gar nicht, da springen die Jugendlichen nicht drauf an, grad zum Beispiel Faschingsdisco, da hat er dann, da machen wir dann viel Humbaba-Musik und so. Das war aber manchmal schwierig . . . untereinander, in der Clique selber war halt eigentlich allgemein ein gutes Verhältnis zu allen der anderen Gruppen, also dass wir jetzt mit Kleineren gut auskommen, auch mit Erwachsenen gut auskommen, das war gut, das hat uns geholfen.“

Die Freude, im Kinderdorf die Frau seines Lebens kennen gelernt zu haben

Bei der Mitarbeit an einer Freizeitmaßnahme mit Kindern im Kinderdorf lernte Guido seine Frau kennen; das bezeichnet er als einer der zentralen Schlüsselerlebnisse während seines Lebens im Kinderdorf:

„Und, ja, dann sind wir, dann sind wir, ähm, in Freizeit gefahren. Das war 1987, das war auch noch mal, sag ich erst mal so, ein Schlüsselerlebnis. Da hab ich meine heutige Frau kennen gelernt, auf der Freizeit, sie war als Betreuerin dabei. Man muss dazu sagen, ich wollte eigentlich als Betreuer mitfahren. Und das ging aber zu der Zeit offiziell nicht, weil ich da noch ein bisschen jung war . . . Fast 15 Jahre sind wir jetzt zusammen, davon sieben Jahre, oder fast sieben Jahre verheiratet, haben zwei Kinder.“

Gründe, warum Erziehung im Kinderdorf oft scheitert

Guido macht sich Gedanken darüber, was heute anders ist im Kinderdorf im Vergleich zu früher und warum die Bemühungen der Erzieher doch öfter zum Scheitern verurteilt sind. Ebenso denkt er darüber nach, was fehlt – im Vergleich zu früher.

Mangel an Bereitschaft, sich einzulassen bei den Kindern und Jugendlichen heute

Guido macht sich darüber Gedanken, woran es liegen könnte, dass die ErzieherInnen heute weniger erfolgreich sind bei der Erziehung der Kinder und Jugendlichen, als dies früher zu seiner Zeit der Fall war. Er kommt zu dem Schluss, dass die Kinder heute nicht mehr so einfach zugänglich sind und wenig Bereitschaft zeigen, sich auf die Bemühungen der ErzieherInnen einzulassen.

„Zum Ersten muss man mal vielleicht sagen, dass heut viele Jugendliche oder auch Kinder das noch nicht so erkennen wie ich es jetzt, logischerweise. Die haben nicht die Erfahrungsgrade. Aber ich sag mal, im Großen und Ganzen versuchen die Erzieher nach wie vor ihre Arbeit gut zu machen, sie versuchen die Jugendlichen oder auch die Kinder ein Stück weit wieder ins Leben reinzuführen. Ja, oftmals ähm, scheitert's da dran, dass die einzelnen Personen einfach abblocken.“

Früher gab es ein stärkeres Zusammengehörigkeitsgefühl

„Und da ist einfach, ja die Zusammengehörigkeit heute eine ganz andere. Also es ist nicht mehr dieses gemeinsame Gruppenerlebnis, diese Gruppen an und für sich. Gut, äh, an einem Beispiel vielleicht, wenn solche Veranstaltungen sind, wie, wie jetzt so Hallenfußballturnier oder so was, da merkt man es dann schon noch, dass es Gruppen gibt.“

Ja, aber sonst, jeder versucht so sein eigenes, ja sein eigenes Leben zu führen. Das ist gut, das ist aber auch schlecht für die Gruppen und für jeden einzelnen für später, sag ich mal.“

Das Kinderdorf als isolierte Insel in der Umgebung

Guido beklagt, dass das Kinderdorf eine kleine in sich geschlossene Welt darstellt, in der zwar das Gemeinschaftsgefühl und der Zusammenhalt groß war, aber die relative Abgeschlossenheit nicht immer dazu beigetragen hat, bei den Kindern eine realistische Sicht der Dinge zu entwickeln.

„Das Kinderdorf ist eigentlich ja, schon irgendwie eine Welt für sich. Und manchmal nicht ganz realistisch. Also so . . . Weil viele Probleme werden einfach weg geschoben. Also zwar schon behandelt mit der betreffenden Person, aber dann ist es für denjenigen abgehakt und dann macht er sich selber nicht . . . für mich war es auf jeden Fall etwas Besonderes, einfach auch der Zusammenhalt untereinander, wie man auftreten jetzt nach außen hin, grad Faschingsveranstaltung, da ist man ja jedes Jahr mitgelaufen als Kinderdorf-Teufel und dann hat man das schon als etwas Besonderes empfunden, da oben in S. in der Sporthalle zu sitzen und einfach, ähm sich nach außen zu repräsentieren, würd ich mal dazu sagen.

Die Kontakte nach außen hin haben sich bei mir speziell erst später entwickelt. Ich denk mal, wenn man mal weg war, in der Diskothek oder im Kino, ja, gut dann hat man schon mal Kontakt auch mit anderen Jugendlichen gehabt, aber ich würd sagen, später erst.

Ich denk, dass die Jugendlichen heute, oder auch die Kinder heute früher Kontakte nach außen führen. Also sei es jetzt über die Schulen und die Vereine. Ja, ich denk, die Kinder und Jugendlichen, die direkt im Kinderdorf in der Schule sind, die haben eigentlich, denk ich später Kontakt nach außen. Wie das einfach, ja ich sag mal, fast nicht möglich ist, irgendwo anders hin zu kommen. Ja, die haben ja noch kein Auto, ich mein, die fahren mal mit den Erziehern einkaufen, und ich denk, in dem Alter guckt man noch nicht so nach außen hin.“

Trennungen von Beziehungen der Erwachsenen im Kinderdorf belasten die Kinder

Guido berichtet hier davon, wie schmerzhaft es für ihn war, mitzuerleben, dass sich zwei Erzieher, die ein Paar waren, wieder getrennt haben. Dies hat ihn an die lebensgeschichtliche Situation in der eigenen Familie, als sich sein Vater und seine Mutter getrennt haben, erinnert.

„Da gab es einen Punkt, der mich dann sehr stark an die Erlebnisse der Trennung und der Scheidung von zu Hause dann wieder erinnert hat. Eine Erzieherin hat eine Beziehung gehabt zu einem Mitarbeiter, und als sie dann auseinander gegangen ist, die Beziehung, war das für mich also, teilweise fast unmöglich da irgendwie, das auszuhalten. Weil da wurde eigentlich im Prinzip das wieder wachgerufen, was zu Hause war.

Und es ist bei mir heute noch so, Streit kann ich nicht ertragen! Also das kann ich irgendwie nicht. Wenn bei mir selber in der Beziehung irgendwas nicht so 100%ig läuft, dann bin meistens ich der erste wo hinget und sagt, horch zu, das müssen wir jetzt schnell lösen.

Und ich denk, das ist irgendwie so ein Schutzmechanismus, sag ich einfach mal dazu, der immer sagt, die und die Situation willst du nicht haben, versuch, dass du das lösen kannst.

Wir sind ja zum Schluss dreimal in der Woche Tischtennis spielen gegangen, also das ist schon gegangen. Und Fußball haben wir zusammen gespielt und schwimmen sind wir zusammen gegangen. Das war schon ein sehr enges Verhältnis und deswegen hab ich das auch als so schlimm empfunden. Die sind dann eigentlich relativ schnell auseinander gegangen. Und der M. hat ja dann auch aufgehört, der hat dann was anderes gekriegt. Ich denk, die haben beide gemerkt, dass sich das auf die Gruppe niederschlägt. Da war ja der A. noch da. Ich denk, dass den das auch ganz stark mitgenommen hat, weil der hat ja auch zu beiden ein super Verhältnis gehabt.

Für den, denk ich, waren die wie Mutter und Vater, sag ich jetzt mal dazu. Ich denk, dass der noch jünger, weil der noch jünger war, hat der das in seiner Lebensphase als schwierig empfunden, ne? Der hat sich dann, hat dann halt einfach gebockt, hat keine Lust mehr gehabt, konnt das nimmer machen und sel (= jenes) nimmer machen. Ja, ich denk schon, dass das immer schlecht ist, wenn sich so eine Situation irgendwo auftut.

Wenn ich nicht selber so ein gutes Verhältnis zu meiner Erzieherin gehabt hätte, dann denk ich schon, dass es dann, also für mich nicht so bedrückend gewesen wäre.“

Zusammenfassung des Gesprächs mit Guido

Unterbringung im Kinderdorf in mehreren Phasen:

Guido wurde vom Jugendamt im Kinderdorf untergebracht, da aufgrund des andauernden Streites und der anschließenden Scheidung seiner Eltern ein Verbleib in der Familie nicht mehr möglich war. In dieser Zeit hatte Guido im Kinderdorf bei Streitigkeiten gelegentlich auch heftig zugeschlagen und von seiner Erzieherin den Ruf eines „Schlägers“ erhalten.

Nach einiger Zeit im Kinderdorf haben die Eltern noch einen weiteren gemeinsamen Versuch unternommen, sind wieder in einen gemeinsamen Haushalt gezogen und haben Guido wieder nach Hause geholt. Das Jugendamt unterstützte diesen Versuch ausdrücklich.

Doch bald stellte sich heraus, dass dieser Versuch, mit den Kindern wieder zusammen zu sein, gescheitert war. Die Eltern trennten sich wieder, und die Kinder kamen dann ein zweites Mal mit einer langfristigen Perspektive in das Kinderdorf.

Die Beziehung zu den Eltern und der frühe Weg in die Selbstständigkeit

Guido macht sich viele Gedanken über die Beziehung zu seiner Mutter; er konnte zu ihr nie ein richtiges Mutter-Kind-Verhältnis entwickeln. Seine Mutter ist psychisch krank, sie konnte vor allem zu ihren Kindern, als diese schon Jugendliche waren, keinen Kontakt mehr aufbauen, sie blieb in ihrer Welt verhaftet, in der sie allen alles recht machen wollte und ihre Kinder nur als kleine Kinder sehen konnte.

Für Guido war nach der endgültigen Trennung der Eltern klar, dass für ihn und seine Geschwister der zukünftige Weg im Kinderdorf vorgegeben war.

Guido hat das mit einer erstaunlichen Klarheit bald verstanden, doch dies hat auch eine frühe Selbständigkeit und eine gewisse Starrheit in seiner Gefühlswelt mit sich gebracht.

Das Verhältnis zu Guidos Vater hat sich erst im Erwachsenenalter wieder gebessert und normalisiert. Als Kind gab es wenig Berührungspunkte, da bald klar war, dass die Kinder nach der Trennung nicht bei ihm wohnen können und er sich seiner neuen Familie zuwandte. Guido überspielt manchmal seine Enttäuschung, nicht schon früher eine gute Beziehung zu seinem Vater gehabt zu haben.

Das Leben im Kinderdorf

Wertvolle Hilfe und Unterstützung während des Aufenthaltes im Kinderdorf durch seine Erzieherin Frau M.

Einen ganz besonderen Stellenwert nimmt für Guido die Erzieherin ein, in deren Haus er mit seinen Schwestern nach dem ersten Aufenthalt kam. Er betont immer wieder die Wertschätzung, die er erfahren, und auch die aktive Unterstützung, die sie für ihn und seine Schwestern geleistet hat.

Von ganz besonderer Bedeutung für ihn war die Erfahrung, ohne Vorbedingungen, ohne Bewertungen angenommen worden zu sein und nicht vor-schnell in „eine bestimmte Schublade“ gesteckt zu werden.

Ein weiterer wichtiger Punkt war hier auch die vielfältige Unterstützung, die Guido durch diese Erzieherin erfahren hat, sei es bei den Auseinandersetzungen mit seinem Jugendamt oder bei der Suche nach einer Lehrstelle. Ganz nachhaltig wirkt auf Guido immer noch, dass Frau M. ihn gegen den zuständigen Erziehungsleiter, der ihn in ein rigides Landeserziehungsheim zur Berufsausbildung schicken wollte, unterstützt hat, eine Lehrstelle auf dem freien Arbeitsmarkt in der Umgebung zu finden. Guido erlebt diese Unterstützung heute als eine wichtige Weichenstellung in seinem Leben, die ihm geholfen hat bei dem „Versuch, mit aller Kraft sein Leben in den Griff“ zu bekommen.

Es wird die besondere Wertschätzung für die Erzieherin Frau M. deutlich, die immer versucht hat, „das Optimale“ aus der Person rauszuholen, sei es durch Gespräche oder Unternehmungen.

*Wichtige Erfahrungen mit Lehrern in der Schule des Kinderdorfes:
Die Vermittlung von Konsequenz, Ehrlichkeit und Ausdauer*

Guido zeigt eine große Wertschätzung gegenüber Lehrern, die in ihrer Pädagogik einen gewissen Humor an den Tag gelegt, aber konsequent ihre Ziele verfolgt haben. Und besonders erinnert er sich hier an einen Lehrer, der immer diese konsequente Haltung den Schülern und ihm gegenüber gezeigt hat und versucht hat, Werte wie Ehrlichkeit, Konsequenz und Ausdauer zu vermitteln, auch wenn er dadurch bei vielen Schülern nicht beliebt war.

Als für ihn bedeutsam hat Guido es erlebt, dass der Lehrer K. die Schüler nach ihrem Leistungsvermögen einschätzte und sie dann von diesem Lehrer entsprechend konsequent gefordert wurden, auch wenn er dabei manchmal das leichte Lernen, den Spaß am Lernen vermisst hat.

Stärkung des Vertrauens durch Verantwortungsübernahme

Eine sehr bedeutsame Erfahrung für Guido lag darin, dass er als Jugendlicher Verantwortung für andere übernehmen konnte.

Guido hatte eine Lehrstelle in der Umgebung bekommen und konnte weiterhin im Kinderdorf wohnen, er hatte nach wie vor einen guten Kontakt zu den Jugendlichen wie auch Erzieherinnen gehabt. In der Jugendtreff-AG hat er mit dem Leiter des Freizeitbereiches und anderen Erwachsenen zusammengearbeitet.

Kritische Anmerkungen

Das Kinderdorf als eine Insel, eine in sich abgeschlossene Welt

Guido beklagt, dass das Kinderdorf eine kleine in sich geschlossene Welt darstellt, in der zwar das Gemeinschaftsgefühl und der Zusammenhalt groß waren, aber die relative Abgeschlossenheit nicht immer dazu beigetragen hat, bei den Kindern eine realistische Sicht der Dinge zu entwickeln. Besonders für Jugendliche stellt dies seiner Ansicht nach ein Problem dar, dass Kontakte mit anderen Jugendlichen außerhalb des Dorfes oft scheitern,

da sie für Besuche, Discos oder Vereinsaktivitäten meist auf Fahrdienste der ErzieherInnen angewiesen waren.

Trennungen von Beziehungen der Erwachsenen im Kinderdorf belasten die Kinder

Bedingt durch die Tatsache, dass die Erzieherin im selben Haus wie Guido lebt, wird für die Kinder manchmal auch die Trennung von Privatem und Beruflichen aufgehoben. So erlebte Guido intensiv die Trennung seiner Erzieherin Frau M. von ihrem Partner mit und litt sehr darunter. Guido berichtet hier davon, wie schmerzhaft es für ihn war, die Trennung mitzerleben. Dies hat ihn an die lebensgeschichtliche Situation in der eigenen Familie, als sich sein Vater und seine Mutter getrennt haben, erinnert und war für ihn um so bedrückender, weil er ein sehr enges Verhältnis zu seiner Erzieherin hatte und auch ihren Partner schätzte.

Aussagen auf der Basis des Gesprächs mit Guido

Unterbringung in das Kinderdorf in zwei Phasen

- Es kann sein, dass ein Junge die Heimunterbringung nach jahrelangem heftigem Streit in der Familie als positiv und entlastend erlebt.
- Wird ein Junge nach einer gescheiterten Rückführung in die Herkunftsfamilie wieder im Kinderdorf untergebracht, kann dies für das Kind belastend sein.

Annahme und Unterstützung durch die Erzieherin

- Wird ein Junge im Heim als sehr problematisch abgestempelt, so kann es sein, dass er die positive Annahme durch eine Erzieherin besonders schätzt.
- Ein Junge, der erlebt, dass seine ErzieherIn im Haus mitwohnt und „immer“ für ihn da ist, kann sich in diesem Haus wohl fühlen und Geborgenheit erfahren.

- Erfährt ein Jugendlicher im Heim tatkräftige Unterstützung bei Konflikten mit dem Jugendamt, so kann es sein, dass er dies als sehr wertvoll erlebt.
- Gelingt es einem Jugendlichen, mit Hilfe seiner ErzieherIn eine private Lehrstelle statt einer Ausbildung in einem Lehrlingsheim zu finden, so kann er dies als eine wichtige Weichenstellung in seinem Leben ansehen.

Erfahrungen mit den leiblichen Eltern

- Es kann sein, dass es einem Jungen und später einem Jugendlichen im Heim schwer fällt, eine gute Beziehung zu seiner psychisch kranken Mutter aufzubauen.
- Ein Jugendlicher kann sehr darunter leiden, wenn er spürt, dass die psychisch kranke Mutter nicht verstehen kann, dass er älter wird und sein eigenes Leben leben möchte.
- Trennen sich Eltern und geht der Vater eine neue Beziehung ein, so kann es sein, dass bei dem Jungen, der im Heim untergebracht ist, eine gewisse Entfremdung zum Vater eintritt.

Erfahrungen mit den LehrerInnen an der Heimschule

- Macht ein Schüler in einer Heimschule gute Erfahrungen mit einem liebevollen und konsequenten Lehrer, so kann dies für ihn eine wertvolle Erfahrung für sein weiteres Leben sein.
- Hat ein Schüler in der Heimschule einen Lehrer gehabt, der ihn gefordert und versucht hat, Werte wie Ehrlichkeit, Ausdauer und Konsequenz zu vermitteln, dann kann diese Erfahrung nachhaltig wirksam sein.
- Es kann sein, dass ein Schüler besonders in den Lernfächern Probleme hat, weil er den Unterricht nicht so erlebt hat, dass ihm das Lernen Spaß gemacht hat.

Das Leben im Kinderdorf als Jugendlicher

- Es kann für einen Jugendlichen eine wichtige Erfahrung im Einüben von Verantwortung sein, wenn er mit anderen Verantwortung für die Gestaltung eines Jugendtreffs übernehmen kann.
- Für einen Jugendlichen kann es eine wichtige Erfahrung sein, wenn er vom Erwachsenen einen Spielraum für Eigenaktivitäten eingeräumt bekommt.
- Das Leben in der abgeschlossenen Welt des Kinderdorfes kann dazu beitragen, dass es einem jungen Mann schwer fällt, eine realistische Sicht des Lebens zu entwickeln.
- In der familienähnlichen Lebensgemeinschaft im Kinderdorf kann es für einen Jungen sehr belastend sein, wenn er das Auseinanderbrechen von Partner-Beziehungen bei den ErzieherInnen miterleben muss.
- Hat ein Junge eine enge Beziehung zu beiden ErzieherInnen, die sich trennen, so kann es sein, dass diese Tatsache für das Kind unerträglich ist und auch später bei Konflikten in der eigenen Partnerschaft eine Rolle spielt.
- Ein junger Mann kann es als zentrales Schlüsselerlebnis seines Lebens betrachten, das ihn heute noch mit Dankbarkeit auf die Zeit im Kinderdorf zurückblicken lässt, wenn er bei einer Freizeitmaßnahme seine spätere Frau kennen lernt.

Probleme heutiger Heimerziehung

- Die Tatsache, dass Heimerziehung heute manchmal weniger erfolgreich ist, kann daran liegen, dass sich die Kinder und Jugendlichen nicht mehr so richtig auf die Beziehung zu einer ErzieherIn einlassen können.
- Es kann sein, dass Heimerziehung heute deswegen schwieriger geworden ist, weil die Erfahrung von Zusammengehörigkeit und gemeinsamer Gruppenerlebnisse fehlt.

7.1.3.4 Gespräch mit Rosalind – Verdichtungsprotokoll

Persönliche Situation:

Rosalind ist 36 Jahre alt, verheiratet, sie hat gemeinsam mit ihrem Mann 3 Kinder im Alter von 14, 8 und 1 Jahr. Sie ist von Beruf Lebensmittelverkäuferin und betreibt gemeinsam mit ihrem Mann ein Lebensmittelgeschäft und ein Café in einem Stadtteil einer Großstadt in Süddeutschland. Die Mutter ihres Mannes lebt mit im Haushalt, sie hilft mit bei der Aufsicht und Erziehung der Kinder.

Das Gespräch findet in einem Nebenzimmer der Geschäftsräume statt und kann ungestört stattfinden, obwohl insgesamt die Atmosphäre von einer gewissen Hektik und auch Spannung geprägt ist. Vor Beginn des Gespräches werde ich dem Mann, der Schwiegermutter und der älteren Tochter vorgestellt, die es besonders spannend findet, dass da jemand aus dem Heim gekommen ist, in dem ihre Mutter früher einmal gelebt hat. Nach einer Einstiegsphase fällt auch diese Unruhe von Rosalind ab, und sie kann sich ganz gut auf das Gespräch konzentrieren.

Gründe für die Unterbringung im Kinderdorf

Ständiger Streit mit den Großeltern

Rosalind lebte wegen der Alkoholabhängigkeit der Eltern schon viele Jahre im Haushalt der Großeltern, bis die Spannungen für Rosalind immer unerträglicher wurden.

„In das Kinderdorf bin ich gekommen, als es zu Hause immer unerträglicher geworden ist – ich bin ja bei Opa und Oma aufgewachsen, und da haben wir uns nicht mehr gut verstanden, weil die waren so altmodisch. Die haben mir überhaupt keine Freiheit gelassen, ganz andere Ansichten gehabt, und wir haben uns nur noch gestritten: Das war furchtbar. Und mein Opa hat mir ständig gedroht ‚ich geh zum Jugendamt, ich geh zum Jugendamt‘. Und irgendwann hab ich dann gesagt: ‚Jetzt gehen wir zum Jugendamt, jetzt reicht es.‘ Ich mein, wenn ich so drüber nachdenk, ist es schon blöd, immer so was zu einem Kind zu sagen. Weil das Jugendamt oder auch ein Heim, das war für mich wie ne, das kam mir vor, wie wenn ich dort gefoltert werd. Eigentlich eine schlimme Strafe, ja. Da sind ganz böse Menschen, hab ich immer gedacht. Ganz, ganz schlimme Männer sitzen da, die mit mir, was weiß ich, was die mit mir machen würden. Und einmal haben wir uns halt an diesem Tag so arg gekracht, dass ich gesagt hab: ‚Wir gehen zum Jugendamt. Ich will das jetzt sehen, was das Jugendamt ist.‘ Das war mir dann egal, ich musste da hin.“

Ständiger Streit wegen der Überforderung der Großeltern bei der Erziehung

Die Großeltern von Rosalind waren zwar bemüht, alles gut in der Erziehung ihres Enkelkindes zu machen, sie waren jedoch mit dem 14-jährigen Mädchen in der Pubertät überfordert. Rosalind hätte Zuwendung und Hilfe gebraucht – besonders als sie vom Mann ihrer Schwester bedrängt und sexuell belästigt wurde, hat aber nur Unverständnis und Strafen erlebt.

„Ich war in der Pubertät damals, mit 14, 15, und die haben mich überhaupt nicht verstanden. Ich weiß nicht, wir haben uns total immer in die Haare gekriegt, bis zum Gehnichts mehr. Ja, und ich hatte ja noch die anderen Probleme da mit meinem Schwager, der immer so komisch war zu mir, wo ich mich einfach bedroht gefühlt hab und meine Schwester, die hat mir nicht geholfen. Das war ja auch noch ein riesiges Problem, und das konnte ich niemandem erklären, da hat mir niemand zugehört. Meinem Opa und meiner Oma, denen konnte ich das auch nicht erklären, niemandem – da war ich ganz allein, das war ganz furchtbar damals . . .

Und wenn ich ihnen wieder mal gesagt hab, was der mit mir gemacht hat, dann haben sie zu mir gesagt, dass es meine Schuld wär. Ich war dann die Böse am Ende. Ich hab immer wieder gesagt, ‚helft mir bitte, es ist das und das passiert‘. Aber irgendwo haben die dann zu mir gesagt ‚du bist die Schlimme, du wolltest das so, du hast dich auf das alles eingelassen.‘ Alle waren gegen mich, auch meine Eltern, alle. Ich war die Böse, und das wurde immer schlimmer, immer schlimmer. Und die sind dann total ausgerastet am Schluss. Ich war nur noch zu Hause gewesen, die wollten mich gar nicht mehr raus lassen wegen den ganzen Sachen . . . die haben Angst gehabt, ich erzähl das überall rum, aber das konnte ich ja auch nicht . . . Und ich hab dann gesagt das mach ich nicht mehr mit. Ich brauch irgendwo Hilfe. Die können mir nicht helfen, keiner kann mir helfen, also hilft nur noch das Jugendamt. Ich musste ja was tun, ich konnte mit niemand da drüber reden. Meine Brüder haben halt getan, wie wenn ich auf die Schule gehör erst mal. Bis die ganze Sache überhaupt ans Tageslicht gekommen ist. Jeder hat gedacht, weil ich auf die Schule geh, ich hätte angefangen mit dem ganzen Techtelmechtel, so auf die Art. Und dann war an einem Abend sehr großer Krach, ich glaub, ich bin auch gehauen worden, das erste Mal richtig. Also normal bin ich nie gehauen worden von meinem Opa oder so, mal ein Klaps, aber das ist ganz normal. Aber da hat der mich gepackt, auch gewürgt und so, weil der ist auch ausgerastet. Ich versteh das auch, weil das hat ihm wehgetan alles, was passiert ist. Und an dem Tag kam alles zusammen und er hat mich richtig gepackt, und ich hab dann auch Angst gehabt, die ganze Nacht geweint und so. Und an dem Tag sind wir dann gefahren nach T. zum Jugendamt. Er hat dann gedacht mein Opa, jetzt bringt er mich da rein und die machen mich fertig.“

Im Jugendamt erlebt Rosalind das erste Mal, dass ihr jemand zuhört

Das war für Rosalind eine Erfahrung, die sie die ganzen Jahre der Kindheit zu Hause nie gemacht hatte. Die Großeltern und die ganze Familie war nur bemüht, dass nichts öffentlich wird von dem, was in der Familie mit Rosalind geschehen ist.

„Aber die haben sofort gemerkt, dass mit mir was nicht stimmt, und haben ihn und meine Oma erst mal weg und haben mich reingeholt. Dann haben sie lange mit mir allein gesprochen. Das fand ich super. Und ich hab total geheult und geweint und alles erzählt, was passiert ist. Und die haben sofort gesagt, ich darf nicht mal, also normalerweise sollt ich gar nicht mehr nach Hause, die wollten mich gar nicht mehr heim lassen. Und der Opa musste versprechen, dass er mich in Ruhe lässt, also keinen Krach mehr macht wegen der Sache und ich die paar Tage zu Hause noch genießen darf. Es war ja sofort klar, dass ich in ein Heim gehen muss.“

Das war sofort klar. Ich hab gesagt, das geht nicht mehr. Und die haben gemerkt, dass was nicht in Ordnung ist mit mir. Der hat dann immer gesagt ‚ich hab für die alles getan, das ganze Leben lang und die macht das mit mir so‘. Das ist Quatsch alles. Das geht nicht in das Hirn rein von einem Kind, ich hab nur Hilfe erwartet und die haben eben auf mich eingeredet von der Familie. Und das erste Mal im Jugendamt, ich war halt glücklich dass da keine Menschen sitzen, die einem auch beschimpfen . . . ich hab erst gedacht, da geht man so rein und dann sind da lauter komische Menschen. Und das war gar nicht so. Die haben mit mir selber gesprochen, da war auch ne Frau. Und der Herr Z. war damals der, der zuständig war, und der war sehr, sehr nett gewesen. Der hat dann richtig mit mir gesprochen, hat auch erkannt, um was überhaupt die ganze Sache geht. Er hat ja das Kinderdorf schon gekannt und hat mir auch Bilder gezeigt und hat erzählt, wie es da aussieht, ob ich mir das vorstellen könnte. Ich hab gesagt ‚ja, o. k., da fahren wir hin.‘ Und der ist mit mir hingefahren gleich nach ein paar Tagen. Und ich hab gesagt o. k., ich mach das.“

Erfahrungen im Kinderdorf

Der erste Eindruck im Kinderdorf im Vorstellungsgespräch war schrecklich

Beim ersten Gespräch im Kinderdorf hat Rosalind sich wie in einem Verhör gefühlt. Für ihr Empfinden haben zu viele Personen an diesem Vorstellungsgespräch teilgenommen, das wirkte für Rosalind beklemmend.

„Das Kinderdorf hat mir dann beim ersten Angucken ganz gut gefallen, das war o. k.. Nur, was nicht so schön war, wir sind in einen Raum gegangen, Besprechungszimmer, da war ein Pfarrer gesessen, ein paar Leute gesessen, und da kam ich mir wieder so komisch vor. Weil die reden dann mit einem, die fragen warum und wieso und was weiß ich noch alles. Man kommt sich da vor wie bei einem Verhör, wirklich. Die gucken einem alle an und fragen und fragen. Ich weiß nicht, man kommt sich vor, wie ob man da aufgenommen werden möchte oder ob man überhaupt die Chance hat da hinzukommen. So komisch wie ein Bettler bin ich mir vorgekommen, der da um Gnade betteln muss. Ich hätt mir einfach gewünscht, dass da weniger Leute wären, ein oder zwei hätten gereicht, nicht so eine ganze Besetzung, ein Tisch voll. Ich weiß nicht, warum dass so gemacht wird. Zum Beispiel einer hätte auch gereicht, der kann das dann so aufnehmen oder aufschreiben und was weiß ich; aber so kriegt man ein komisches Gefühl. Danach hat man mir dann alles gezeigt und wir sind wieder zu Oma und Opa gefahren.“

Die Aufnahme in das Kinderdorf als Rettung aus einer schrecklichen Lage

Für Rosalind ist heute klar, dass die Tatsache, dass sie die Chance hatte, in das Kinderdorf zu kommen, ihre Rettung war. Sie ist sich sicher, dass zu Hause alles ganz schrecklich geendet hätte. Besonders bei Herrn K. vom Jugendamt hat sie Verständnis gespürt, der Abschied von ihm hat sie traurig gemacht.

„Dann konnte ich mir noch alles anschauen und wir sind nach Hause gegangen. Die vom Kinderdorf und der Herr K. vom Jugendamt haben noch mal mit meinem Opa gesprochen, dass er bitte nicht auf mich einreden soll. Und sie haben auch noch mal mit mir gesprochen, und dann haben wir einen Termin ausgemacht und so ist es dann gelaufen. Eine Woche später hat mich mein Opa selber rübergebracht. Ja, er hat mich gefahren, so war das. Und von ihm zu trennen war wieder schlimm. Das war komisch, ich kannte die Leute im Kinderdorf überhaupt nicht, aber sie waren irgendwo meine Rettung gewesen, das seh ich jetzt so.

Die Leute und besonders der Herr K. haben mich verstanden, das habe ich gespürt, das hat mir so gut getan, endlich jemand, der mich verstanden hat, um was es überhaupt geht zu Hause, die haben mich ja überhaupt nicht verstanden alle anderen. Und wo der Herr K. dann wieder weg war, kam es mir dann wieder so vor, dass ich ganz allein war. Das war schlimm für mich, wo er weggegangen ist. Er hat dann tschüß gesagt, alles weggeräumt und ich stand dann wieder so da. Das war schlimm für mich, obwohl ich ihn ja nicht richtig kannte. Trotzdem war das für mich schlimm, wenn ich so drüber nachdenke. Der hat mich hingebacht und fertig. Aber der hat noch oft angerufen dort, das fand ich gut. Hat immer nach mir gefragt, hat angerufen, das fand ich super . . .“

Verlassenheitsgefühle in der ersten Zeit im Kinderdorf

Die erste Zeit im Kinderdorf kam sich Rosalind völlig verloren und verlassen vor. Sie hätte sich eine Begleitung und Unterstützung durch einen Menschen gewünscht in dieser schwierigen Phase des Ankommens in der neuen für sie fremden Situation. Noch heute ist für Rosalind dieses Gefühl des Verlassenseins und des Fremdseins sehr präsent.

„Also was ich nicht so gut fand, was ich gleich negativ fand, ich hab mich total verlassen gefühlt, wo ich dort angekommen bin. Das fand ich nicht so gut, weil ich war ja in dem Haus da oben an dem Berg da, das erste Haus, da wo die Schule ist. Ich kam mir ganz verlassen vor. Die Kinder, die dort ankommen, müssten noch mehr Liebe bekommen, find ich, von Anfang an. Und um mich hat sich keiner gekümmert. Ich bin zum Beispiel in das Zimmer reingekommen, dann hab ich meine Sachen selber ausgepackt, und bei den Kindern sollte man, glaub ich, dabei bleiben. Grade bei den Sachen auspacken. Weil die Sachen auspacken das ist wie, ich bin da, das ist endgültig. Und die Sachen von zu Hause, das hat mir sehr wehgetan. Ich kann mich gut dran erinnern. Ja, ich weiß noch, wie ich meinen Koffer halb ausgepackt hab und dann stand ich da, ich wollte nicht auspacken, ich wusste nicht, was ich machen soll. Und da komm ich mir e-lendig vor, wirklich. Und halt auch die ersten paar Tage, weil man weiß nicht mal, wie man da leben soll. Und ich hab halt immer jemanden gebraucht vielleicht mal, der sagt, komm, setzen

wir uns mal zusammen hin. Wie ist das so?’ Also ich kann mich nicht dran erinnern, dass da jemand da war. Ja, es war fremd, total fremd. O. k., da wurde einem zwar gesagt, wann wir essen, was für Regeln in dem Haus sind, wo das Zimmer ist, das wurde alles gesagt. Aber so eine Person zu haben, die immer bei einem ist, die einem vielleicht was abnimmt oder so. Man schleicht da durch das Haus, guckt sich irgendwie alles Fremde an. Das weiß ich noch genau, die ersten paar Tage waren sehr, sehr schlimm. Am Anfang hab ich mich einfach auch nicht getraut, die Erzieherin oder die anderen nach so Sachen zu fragen. Mir ging das so, ich wollte irgendwie auch selbst richtig alles machen. Weil ich war ja schon 15, ich hab gedacht, dass ich nicht so auffalle. Vielleicht gucken die besonders nach mir, ich bin die Neue. Und das will man auch nicht so gerne zugeben in dem Alter, aber man braucht es in dem Alter trotzdem. Und das hab ich halt gleich gemerkt. Ich wusste zwar, o. k., morgen muss ich da spülen und das wird gemacht und das. Das sind die Kinder und das sind die Kinder, aber trotzdem war ich alleine. Wenn ich durch das Haus gegangen bin, war ich allein, ich hab mich verlassen gefühlt. Ich denke vielleicht, wenn die Neuen da sind, oder jemand ganz Neues, dass man vielleicht jemand sagt, ‚Komm, wir setzen uns mal zusammen hin, reden, gucken mal fernsehen‘, oder ich weiß nicht, irgendwas hat halt gefehlt, das ging mir so von Anfang an. Das fand ich schrecklich, zum Glück waren da auch ein paar Mädchen so in meinem Alter, das war sehr gut, weil die haben mich dann hochgehoben, die anderen Kinder. Aber so von den Erzieherinnen hätt ich mir schon mehr gewünscht.“

Schlechte Erfahrungen mit der Erzieherin in einem neuen Haus im Kinderdorf nach dem Umzug

Rosalind berichtet von ihren Erfahrungen in einem neuen Haus im Kinderdorf bei einer Erzieherin, die eine enge und strenge Erziehung praktizierte und mit dem Drang nach Freiheit bei ihr und einigen anderen jungen Mädchen nicht zurechtkam.

„Dann später sind wir umgezogen, ich kann mich erinnern, nach vier Monaten. Die Erzieherin war schwanger gewesen damals, die wollte aufhören. Wir sind dann runter gezogen zu der Frau S. Ich fand das schrecklich. Die war schrecklich, ja. Sie hat abends die Küche abgeschlossen. Wir haben Hunger gehabt, und die hat die Küche abgeschlossen. Und die L. und ich, wir sind zu zweit rüber gekommen, Gott sei Dank war ich da nicht allein gekommen. Wir sind zu zweit rüber gegangen, weil sonst, das war eine Katastrophe. Wir sind dann nachts durch die Küche, also durch das Esszimmer, durch die Küche und da war so ein Schieber und den haben wir aufgekriegt. Und dann sind wir reingeschlüpft durch dieses enge Loch und haben gegessen. Und die Frau S. hat das gemerkt natürlich. Es war einfach schlimm, ich hab mich nicht wohl gefühlt. Die war unten im Keller hat sie gewohnt, hat sie ihr Zimmer gehabt. Und wenn ich heimlich zum Fernsehen gekommen bin, ist sie gelaufen wie so diese alten Frauen in den Schlössern, wo so lange Kleider anhaben, wie so ein Gespenst, so eine Hausdame eine strenge. Die hat nichts gesagt, aber ihre Blicke haben mir gereicht. Ich hab das Gefühl gehabt, sie mag mich nicht.

Abends sind wir ausgebüxt dort und die Frau S. hat uns halt erwischt. Und die hat uns überhaupt nicht, also die konnte nicht drüber sprechen die Frau. Die hat dann nur so Strafen verteilt, wir mussten Spülen gehen in der Gaststätte, wo die Großküche war. Mit ihr konnten wir einfach nicht sprechen und bei Jungs war sie ganz streng, ist ins Zimmer reingeplatzt und dann hat sie den Finger gehoben und hat gesagt, ‚so, jetzt müsst ihr wieder in die Großküche gehen und spülen‘. Und den Pfarrer hat sie informiert. Dann hat sie andere Leute geholt, und zur Strafe muss-

ten wir dann irgendwo sitzen und mit denen sprechen. Sie konnte das nicht, irgendwelche Probleme lösen, sie hat dazu jemand anderen geholt.

Wir sind immer wieder abgehauen, wir wollten was erleben. Wir sind dann wieder ausgebüxt. Das hat uns überhaupt nichts ausgemacht, gar nichts. Egal was sie getan hat, wir sind aus dem Fenster ausgebüxt. Wir haben keine Angst gehabt vor ihr. Einmal sind wir raus, nachts, und am nächsten Morgen war das Fenster zu. Ich konnte nicht rein. Toll, was soll ich jetzt machen? Sie hat dann nachts das Fenster zugemacht, da wollten wir ja eigentlich wieder rein nachts, dass sie das nicht merkt, aber sie hat es doch gemerkt. Und wir haben dann in Autos übernachtet bei Fremden praktisch. Und das ist so denk ich heute noch schlimmer gewesen für so Mädchen wie wir. Gut wäre doch gewesen, wenn jemand da gewesen wäre und hätte gesagt, ‚so Mädels, wenn ihr unbedingt so einen Spaß haben wollt, ich geh mit euch weg, damit ihr mal alles kennen lernt, in die Disco oder sonst wo hin.‘ In dem Haus nicht, da gab’s das nicht. Das war wirklich schrecklich in dem Haus. Uns war alles egal dort. Uns hat das nicht weh getan, dass sie sich geärgert hat. Ich hab mich sogar gefreut, wenn sie sich geärgert hat. Wirklich, das war so. Und dann hat sie uns mit den Essen bestraft. Nachtisch hat sie mal weggelassen, oder halt geht in die Großküche putzen. Aber das war mir egal, das war es mir wert gewesen so auf die Art. Weil das war überhaupt kein Kontakt, ich kam mir dort vor wie in einem Hotel. O. k., ich bin bestraft worden, aber sie kann mich ja nicht fesseln oder sie kann ja nicht irgendwas anderes mit mir machen, ich bin wieder raus. Und dadurch dass ich zu Hause keine Freiheit hatte, wollte ich dort die Freiheit haben. Aber bei mir war es halt so, weil ich halt zu Hause halt keine Freiheit gehabt hab, ich durfte nicht in die Disco gehen, ich durfte nicht zu Freunden gehen. Da hatte ich im Kinderdorf einfach ein ungeheueres Nachholbedürfnis, da hat es die Frau S. sicher nicht leicht gehabt mit mir . . .“

Ausleben eines großen Nachholbedürfnisses

Rosalind hatte aufgrund der Engführung in der Erziehung bei ihren Großeltern ein großes Nachholbedürfnis im Ausleben von Erfahrungen als junges Mädchen, ohne auf mögliche Folgen zu achten.

„Ich denk halt, ich war mit mir selber zu sehr beschäftigt in dieser Zeit im Kinderdorf. Weil ich hab die ersten drei Monate, also ich hab erst mal gar keinen Kontakt gehabt, dann hatte ich den Kontakt, und dann hab ich gemerkt, ich kann ja auch mal rausgehen. Ich hab dort, glaub ich, im Kinderdorf das letzte halbe Jahr Sachen gemacht, wo ich heute denken würde, bin ich verrückt, warum hab ich das gemacht? Ich weiß nicht, ich bin total geplatzt, ich wollte einfach raus. Ich wollte Leute kennen lernen, ich wollte mal auf einem Mofa sitzen, ich wollte auf einem Motorrad sitzen, es war mir egal was mit mir passiert. Ich wollte das machen.

Ich hätte mir jemand gewünscht, die mir hätte Tips geben können, die hätte mir sagen können, ‚Mädchen pass auf, wenn du nachts hier raus gehst, kann dir was passieren. Es können mal andere Männer auf der Straße sein‘. Aber nein, die Frau S. kam nur rein, bla, bla, bla und fertig. Da war es. Moralpredigt und fertig. Aber die war nicht da und hat gesagt ‚du, ich versteh das. Wir können ja mal zusammen irgendwohin gehen oder ich erklär dir mal, wie, was und wo‘. Nur Leviten gelesen und fertig. Aber das war mir egal, ich wollte wieder raus. Das hat überhaupt nichts gebracht bei mir. Erst als ich dann hier nach M. kam, war es o. k., da hab ich mich beruhigt.“

Der Freizeitbereich im Kinderdorf als wichtiger Ort

Sehr gerne nutzte Rosalind die Möglichkeiten im Freizeitbereich im Kinderdorf, die für sie eine wichtige Abwechslung waren.

„Zum Freizeitbereich sind wir immer gegangen, da haben wir Kicker gespielt bei dem Herrn Z., das war schön, das war toll, das war echt klasse. Da haben wir immer Kicker gespielt, Tee getrunken, das war echt super. Und am Spielplatz sind wir immer rumgezogen, das war sehr schön. Aber ich war ja nicht so lange dort im Kinderdorf, ich war ein dreiviertel Jahr dort, also ungefähr ein viertel Jahr bei der M. und ein halbes bei der Frau S. Und danach war ich dann noch drei Jahre in der Wohngruppe in M.“

Positive Erfahrungen nach dem Wechsel in die Jugendwohngruppe: Eine Erzieherin, die sich Zeit genommen hat

Rosalind ist sehr positiv berührt, dass sich die neue Erzieherin in der Wohngruppe Zeit für sie genommen hat, einfach bei ihr geblieben ist in der ersten Zeit nach der Ankunft in der neuen Umgebung und sie ganz engen Kontakt mit ihr halten konnte; sie hat sich geborgen gefühlt, sie konnte Vertrauen fassen und ihre Angst ablegen.

„Bei der Frau E. war alles viel besser. Bei ihr hab ich mich von Anfang an geborgen gefühlt. Also die E. hat mich die ersten paar Tage sowieso richtig bemuttert, das fand ich schön. Sie hat mich nicht einfach in das Zimmer reingetan, sondern ich bin zuerst mal zu ihr gekommen, zu ihr in die Wohnung. Sie hat auch gesagt, wenn ich mich alleine fühl kann ich bei ihr schlafen. Das fand ich so was von schön, und dann erst hat sie mir Zimmer gezeigt und so. Aber sie war bei mir gewesen. Und ich bin nicht mal im Zimmer richtig gewesen, ich bin gleich bei ihr gewesen. Ich bin mittags angekommen, ich war bis nachts bei ihr erst mal gesessen. Und dann hat sie gesagt, wenn ich nicht möchte, wenn ich Lust habe, kann ich auch bei ihr schlafen. Aber ich bin in mein Zimmer, so viel wie ich weiß. Aber am nächsten Tag war ich schon wieder bei ihr. Von morgens bis abends, und das ging zwei Wochen so. Ich hab mit ihr gefrühstückt, ich hab mit ihr gekocht, ich war überall mit ihr. Ich weiß nicht, ob sie das noch weiß, ich war wie eine Klette am Anfang. Oder ich war dann mit der A. zusammen, einem anderen Mädchen. Die war etwas älter, ich glaub ein oder zwei Jahre älter. Und das war ein ganz anderes Gefühl. Die haben mir dann gezeigt, hier kannst du waschen und hier kannst du das machen. ‚Aber du must das nicht machen, ich kann das auch für dich machen‘, das war gleich dabei. Sofort das Angebot ich mach das für dich wenn du es nicht kannst. Und das Beste war bei der neuen Erzieherin, der E., dass ich mit ihr über alles sprechen konnte, egal um was, ich brauchte überhaupt keine Angst zu haben, das hat sie mir auch gleich vermittelt und dann kamen dann später die Gespräche mit dir als Psychologen, das hat mir sehr gut getan . . .“

Erleben von Offenheit, Vertrauen und Selbstverantwortung

Ganz besonders schätzt Rosalind noch heute die Atmosphäre von Offenheit und Vertrauen, die zu ihrer Erzieherin bestand. Und auch die Tatsache, dass sie ihr Freiraum und Selbstverantwortung in allen Fragen zugestanden hat.

„Und ich hätte nie ein Gebot übergangen bei ihr, weil sie war so wie meine Freundin. Nicht Erzieherin, das war wie eine Freundin: das Gefühl war ganz anders. Das war nicht eine Person, wo sagt, ‚du darfst das nicht, du musst das und das machen‘. Das gab es bei ihr nicht. Sie hat das ganz anders geregelt. Sie hat einem erklärt warum, zum Beispiel. Sie hat mir zum Beispiel erklärt, wenn du einen Freund hast und du hast einen festen Freund, dann gehen wir zum Arzt, dann lass dir die Pille verschreiben. Das fand ich so was von toll, weil es gibt so viele Mädchen, die haben keine Ahnung davon, ja, toll, die kommen dann schwanger. Sie hat gesagt, ‚du kannst gehen, wohin du willst, aber komm mir nicht zu zweit nach Hause mit einem dicken Bauch. Das wär dann schon schlimm.‘ Sie hat mir erklärt warum. Die Zukunft geht kaputt und das und jenes. Nicht einfach gesagt: ‚komm ja nicht mit einem Kerl an!‘

Bei ihr hat man richtig gemerkt, dass man jederzeit zu ihr kommen konnte, mit ihr sprechen konnte, und ich weiß nicht, sie ist so, das find ich klasse. Andere Erzieherinnen haben immer irgendwas zu tun, ich muss jetzt das machen, wir gehen jetzt einkaufen, ich hab noch mehr Kinder und so. Aber sie hat einfach das Gefühl nicht gegeben, sie war immer für einen da, immer. Und das fand ich klasse und die anderen Erzieherinnen haben es auch so gemacht, sie haben es ja von ihr gelernt . . .“

Wichtige Erfahrungen für das Leben nach der Jugendwohngruppe des Kinderdorfs

Wertvolle Erfahrung der Ehrlichkeit im Zusammenleben

Was Rosalind noch heute am meisten schätzt aus der Zeit der Unterbringung bei der Frau E., ist die Erfahrung von Ehrlichkeit im Umgang miteinander.

„Also zum Beispiel was ich toll finde noch in meinem Leben heute, ist die Ehrlichkeit zwischen uns beiden. Das will ich auch bei meinen Kindern. Lieber möchte ich, dass meine Tochter die Wahrheit sagt, wenn sie was Blödes gemacht hat, und wir reden drüber, als dass sie mir das verheimlicht und runterschluckt, und irgendwann wird sie doch dabei erwischt, was sie getan hat, und es belastet sie die ganze Zeit. Bei meiner Erzieherin war es so, sie hat immer gesagt: ‚Du kannst mit mir über alles reden, das ist gar kein Problem. Das kann man immer beheben diese Fehler.‘ Und das wende ich heute noch an in der Erziehung bei meinen Kindern . . .“

Eine wertvolle Erfahrung: jederzeit über alles sprechen zu können

Sehr gut getan hat ihr auch die Erfahrung, dass sie mit ihrer Erzieherin über alles sprechen konnte. Sie erlebte das erste Mal so ein Gefühl der Wärme und Geborgenheit bei ihr.

„Wenn ich irgendwas gesagt hab, ich hab was Blödes gemacht oder so, ich war nicht gut bei der Arbeit oder so, dann haben wir drüber gesprochen. Also das Sprechen ist das Allerwichtigste, das Reden. Das tut sehr, sehr gut, weil wenn ich von der Arbeit gekommen bin, ich war ja noch unheimlich jung und wurde manchmal zusammengeschissen vom Chef oder von den Kollegen geärgert. Und die E. war immer da und hat gesagt, ‚na, Große, wie geht es dir, ist was passiert?‘. Sie wusste, dass ich eine schwere Lehrzeit hatte. Dann hab ich gesagt, das und das war, und dann hat sie mir Tipps gegeben, oder sie hat gesagt, soll ich mal hingehen, soll ich mal sprechen dort? Das war toll, sie stand hinter mir? Ich hab eine schwere Lehrzeit gehabt. Ich hab sogar, ich hab Kopfnüsse und alles gekriegt in der Lehrzeit, richtig massiv. Und das ging dann soweit, bis die M. hingehen musste und sprechen musste, dass er mich in Ruhe lässt der Chef dort, wirklich, das war eine arg harte Lehrzeit . . .

Überhaupt, ich konnte mit ihr über alles, über alles sprechen, egal was es war. Ich weiß nicht, bei ihr hatte ich von Anfang an das Gefühl, die Wärme ist bei ihr da. Die gab mir und den anderen Kindern die Wärme, oder den Jugendlichen. Die tut sich nicht hinsetzen und sagen, du, mach das so und so und so, sondern sie erklärt das richtig, warum das so ist und was das für Folgen haben könnte. Genau so mit der Pille auch. Oder mit dem Rauchen, warum es besser ist, nicht zu rauchen oder nicht zu früh anzufangen oder so.“

Wichtige Hilfe bei den schrecklichen Erfahrungen in der Kindheit

Die positiven Erfahrungen und die Gesprächsangebote in der Jugendwohngruppe des Kinderdorfs machten es Rosalind möglich, die schrecklichen Erfahrungen ihrer Kindheit, die mit den Übergriffen durch ihren Schwager zu tun hatten, zu verarbeiten. Die schlimmste Erfahrung damals war, dass sie so allein war, niemand ihr geholfen hat, niemand ihr so richtig geglaubt hat. Heute ist es für Rosalind sehr wichtig, dass sie ihre Tochter dazu erzieht, sich zu wehren und auch mal frech zu sein.

„Ich hatte ja mit E. auch viel darüber gesprochen, was früher mit mir passiert ist und dann hat sie mir die Gespräche mit dir vermittelt und angeboten, ob ich das nicht machen möchte. Und das fand ich auch super, toll, wirklich. Weil man kann das nicht alleine verarbeiten alles, wenn ich so heute drüber nachdenk, wenn man älter ist, weiß man so viel mehr. Und man denkt, was war da eigentlich damals, warum ist es so gelaufen, warum haben die alle so reagiert? Jetzt weiß man das ja, aber wenn man so jung ist, man versteht das ja nicht, man versteht das wirklich nicht. Früher konnte ich das nicht verstehen, weil jeder auf mir rumgehackt hat. Wenn ich heute meinen Bruder seh, der sagt immer zu mir, ‚du hast so viel durchgemacht wie keiner von uns.‘ Dann sag ich, ‚jetzt merkst du das erst‘. Auch der andere große Bruder, keiner von denen hat mir geholfen. Die haben nichts getan, gar nichts. Das ist schon schlimm. Ich kann da jetzt auch mit meinem Mann drüber reden, dann sagt er ‚guck mal, du warst so klein gewesen, was da pas-

siert ist“. Da reden wir öfters drüber. Und das ist auch dann gut, weil ich lern jetzt meinen Kindern, auch mal nein zu sagen. Oder gleich zu kommen, wenn die irgendwas spüren oder irgendwas merken, was nicht stimmt, sollen die gleich zu mir kommen. Wenn man das selber durchgemacht hat, kann man das auch gut erklären, denk ich. Man merkt das gleich, wenn so was passiert, man spürt das auf jeden Fall. Ich sag immer zu denen, ‚ihr müsst nicht was machen was ihr nicht wollt, auf keinen Fall‘. Da bin ich ganz arg hinterher, die sollen lieber frech sein und eine große Klappe haben.“

Das „Heim“ hat mir das Leben gerettet . . .

„. . . wenn ich von zu Hause nicht weggegangen wär, ich hätte, glaub ich, versucht mich umzubringen, denk ich heute, das hätte ich bestimmt versucht . . . ich hab in der Zeit, wo das alles passiert ist, ich hab da nächtelang nur geheult. Oder ich hab daheim nichts mehr gesprochen oder ich weiß nicht, ich hab mir die Haare ausgerissen, ich hab mir selber weh gemacht, so weit ging es schon. Ich hab mich gekratzt oder mich selber geschlagen. Ich wusste keinen Ausweg mehr, da war es höchste Zeit, dass ich damals ins Kinderdorf gekommen bin, das war meine Rettung.“

Zusammenfassung des Gespräches mit Rosalind

Vor der Unterbringung im Kinderdorf

Rosalinds Eltern sind schwer alkoholabhängig, und schon bald nach der Geburt wurde vom zuständigen Jugendamt veranlasst, dass sie in den Haushalt der Großeltern gezogen ist, die strenggläubige Moslems waren. Mit beginnender Pubertät von Rosalind gab es immer wieder Spannungen und Streit mit den Großeltern, die in den Augen von Rosalind hoffnungslos altmodisch waren und ihre Enkeltochter in strenger islamischer Tradition erziehen wollten. Sie versuchten, ihrer Enkelin all die Freiräume zu verweigern, die für ein Mädchen gleichen Alters in der deutschen Gesellschaft selbstverständlich waren. Das Jugendamt wurde von den Großeltern als Drohgebäude aufgebaut; dies hatte bei Rosalind lange Zeit eine so starke Wirkung, dass sie sich im Jugendamt „schlimme Männer“ vorstellte, die die Kinder foltern und quälen.

Als der Streit wieder einmal eskalierte, hat Rosalind die Sache selbst in die Hand genommen und verlangt: „Wir gehen jetzt zum Jugendamt, ich will jetzt sehen, was das Jugendamt ist!“

Ihre Belastung war größer als die Angst von den „schlimmen Männern im Jugendamt“, doch die Belastung bestand nicht nur im ständigen Streit mit

den Großeltern, sondern hatte noch einen anderen schrecklicheren Grund: Rosalind hatte ein weiteres großes Problem, das sie niemand erzählen konnte: Sie wurde schon seit ihrer Kindheit von ihrem Schwager, dem Mann ihrer Schwester, bedroht, bedrängt und auch sexuell missbraucht. Lange Zeit konnte sie es ihren Großeltern nicht erzählen, und als sie später im Alter von 13, 14 Jahren darüber sprach und ihren Schwager beschuldigte und um Hilfe bat, wurde ihr die Schuld für alles zugeschoben.

„Ich war dann die Böse am Ende . . . die sagten dann: Du bist die Schlimme, du wolltest das so, du hast dich auf alles eingelassen.“

Rosalind wurde daraufhin über Wochen zu Hause festgehalten und durfte nicht mehr weggehen, weil die Familie Sorge hatte, sie würde alles weiter erzählen. Als sie dann eines Abends weglief, wurde sie anschließend von ihrem Großvater geschlagen und gewürgt, da ist in ihr der Entschluss gereift, selbst zum Jugendamt gehen zu wollen.

Dort hat sich Rosalind sehr wohl gefühlt, das erste Mal hat sich jemand für sie Zeit genommen und sie konnte Frau H. und Herrn Z. alles unter Tränen erzählen, was geschehen war. Vom Jugendamt wurde dann der Vorschlag einer Unterbringung im Kinderdorf gemacht, den Rosalind ohne großes Nachdenken angenommen hat.

Die Umstände der Aufnahme im Kinderdorf und die ersten Jahre

Das „Vorstellungsgespräch“

Beim ersten Gespräch im Kinderdorf hat Rosalind sich wie in einem Verhör gefühlt. Sie empfand, dass zu viele Personen an dem Vorstellungsgespräch teilgenommen haben. Es erging ihr so, dass sie sich wie eine Bettlerin gefühlt hat. Hier hat Rosalind aus Erfahrung ein paar Vorschläge, wie man das besser machen könnte.

Für Rosalind ist heute im Rückblick klar, dass es eine große Chance in ihrem Leben, ja eigentlich ihre Rettung war, dass sie damals ins Kinderdorf kommen konnte. Herr Z. vom Jugendamt hat in diesem Zusammenhang als wichtige Vertrauensperson für diese Phase des Wechsels eine ganz wichtige Rolle gespielt.

Die ersten Wochen waren schwer

Die erste Zeit im Kinderdorf war für Rosalind sehr belastend, sie kam sich verloren und verlassen vor. Rosalind hätte sich damals nichts sehnlicher gewünscht als Orientierung, Begleitung und Unterstützung.

„Ich hab jemanden gebraucht vielleicht mal, der sagt, ‚komm, setzen wir uns mal zusammen hin . . .‘ Also ich kann mich nicht daran erinnern, dass da jemand da war. Ja, es war fremd, total fremd.“

Nach dem Umzug in ein neues Haus im Kinderdorf

Da die Erzieherin in diesem Kinderdorf in den Mutterschutz ging, wurde Rosalind in das Haus P. „verlegt“ und kam zu einer neuen Erzieherin Frau S.

Frau S. praktizierte eine enge, streng an religiösen Regeln orientierte Erziehung und sie hatte große Probleme mit dem Drang nach Freiheit und den Wunsch nach neuen Erfahrungen bei Rosalind und anderen jungen Mädchen in der Gruppe zurechtzukommen. Rosalind hatte natürlich ein sehr großes Nachholbedürfnis im Ausleben von Erfahrungen als junges Mädchen bezüglich Discobesuche, Alkohol und erste Erfahrungen mit Jungen, von möglichen negativen Folgen wollte sie nichts hören.

„Ich hab dort, glaub ich, im Kinderdorf das letzte halbe Jahr Sachen gemacht, wo ich heute denken würde, bin ich verrückt, warum hab ich das gemacht? Ich weiß nicht, ich bin total geplatzt, ich wollte einfach raus . . .“

Die Zeit nach dem Kinderdorf – Wechsel in die Jugendwohngruppe

Eine sehr wichtige Erfahrung für Rosalind war der Wechsel in die Jugendwohngruppe, in die sie zur Berufsausbildung kam. Hier hat sie den Kontakt mit der neuen Erzieherin Frau E. sehr positiv erlebt. Frau E. hat sich von Beginn an Zeit für sie genommen und hat ihr angeboten, dass sie in der ersten Zeit ganz engen Kontakt mit ihr halten konnte. Das hat Rosalind ein Gefühl der Geborgenheit vermittelt, sie konnte zur Ruhe kommen, Vertrauen fassen und ihre Ängste ablegen.

Ganz besonders schätzte Rosalind, dass sie mit ihrer Erzieherin Frau E. und auch mit den anderen Mitarbeiterinnen über alles sprechen konnte. Sie hat

hier das erste Mal in ihrem Leben ein Gefühl von Geborgenheit und Wärme entwickeln können.

Das Schönste war, dass sie über alles sprechen konnte, dass es keine Tabus gab, ob es Fragen der Erfahrungen mit Jungen, Fragen der Verhütung oder die schmerzhaften Erfahrungen ihrer Kindheit und Jugend im Zusammenhang mit dem sexuellen Missbrauch waren. Später hat Rosalind dann auch auf Anraten von Frau E. fachliche Hilfe in Anspruch genommen.

Rosalind will aufgrund ihrer Erfahrungen heute ihre Kinder dazu erziehen, in diesem Bereich wachsam zu sein, sich auch mal, wenn nötig, zu wehren und frech zu sein:

„. . .die sollen gleich kommen, wenn die irgendwas spüren oder irgendwas merken, was nicht stimmt. Wenn man das selber durchgemacht hat, kann man das auch gut erklären, denk ich . . . Ich sag zu denen, ‚ihr müsst nicht was machen, was ihr nicht wollt, auf keinen Fall‘. Da bin ich ganz arg hinterher, die sollen lieber frech sein und eine große Klappe haben.“

Das Kinderdorf hat mir das Leben gerettet

Unter Tränen, die auch Tränen der Freude sind, betont Rosalind zum Ende des Gespräches, dass sie ihr Leben der Tatsache verdankt, dass sie im Jugendalter ins Kinderdorf und besonders dann in die Wohngruppe nach M. gekommen ist:

„. . . wenn ich nicht von zu Hause weggegangen wär, ich hätte, glaub ich, versucht, mich umzubringen, denk ich heut, das hätt ich bestimmt versucht . . . Ich wusste keinen Ausweg mehr, da war es höchste Zeit, dass ich damals ins Kinderdorf gekommen bin, das war meine Rettung.“

Aussagen auf der Basis des Gespräches mit Rosalind

Vor der Unterbringung im Kinderdorf: Streit mit den Großeltern

- Ein deutsch-türkisches Mädchen, das bei den Großeltern lebt und sehr viel Streit mit ihnen hat, kann den Gang zum Jugendamt und ins Heim als Befreiung erleben.
- Wird einem Mädchen von den Großeltern immer wieder mit dem Jugendamt und Heim gedroht, kann es sein, dass es große Angst vor dem Jugendamt entwickelt.

- Wird ein Mädchen schon als Kind von einem Familienmitglied sexuell genötigt und missbraucht und kann darüber mit niemandem sprechen, dann kann dies zu einer unerträglichen seelischen Not führen.
- Gefühle der Angst und Verzweiflung können sich bei einem sexuell missbrauchten Mädchen einstellen, wenn sie nach Hilfe ruft und diese Rufe in der eigenen Familie ignoriert werden.

Erste Erfahrungen mit dem Jugendamt und Unterbringung im Heim

- Findet eine Jugendliche, die in der Familie sexuell missbraucht wurde und Streit mit ihren Großeltern hat, weil sie den Missbrauch decken wollen, im Jugendamt erstmals eine Person, die ihr zuhört, dann kann sie in Tränen ausbrechen, und diese Erfahrung kann wie eine Erlösung für sie wirken.
- Es kann sein, dass eine Jugendliche, wenn beim Aufnahmegespräch viele Erwachsene sie mit Fragen bedrängen, das Gefühl bekommt, dass sie wie eine Angeklagte um die Gnade der Aufnahme betteln muss.
- Es kann sein, dass ein Mädchen, das die ganze Kindheit bei den Großeltern gelebt hat und sehr oft mit ihnen gestritten hat, dann die Trennung von ihnen mit einem „komischen“ Gefühl und als schmerzlich erlebt.
- Es kann sein, dass ein Mädchen, das unter einem sexuellen Missbrauch und den Streit in der Familie sehr gelitten hat, den Wechsel in ein Heim wie eine Rettung erlebt.

Belastungen im Kinderdorf

- Gefühle des Fremdseins und des Verlassenseins können sich bei einer Jugendlichen einstellen, wenn in den ersten Tagen und Wochen im Heim sich niemand um sie kümmert und sie weitgehend sich selbst überlassen bleibt.
- Es kann sein, dass ein Mädchen, die als Jugendliche ins Heim kommt und am Beginn keine Orientierung erfährt, ängstlich durchs Haus schleicht und sich nicht getraut, die Erzieherin etwas zu fragen, weil sie nicht auffallen will.

- Es kann sein, dass eine Jugendliche, die sich in der Anfangszeit im Heim alleingelassen fühlt, nicht gerne zugeben will, dass sie Hilfe braucht, und sich ganz sehlich jemand wünscht, „der mal sagt, komm wir setzen uns mal zusammen hin“.

Schlechte Erfahrungen mit einer Erzieherin im Kinderdorf

- Kommt eine Jugendliche, die zu Hause sehr streng erzogen wurde, in ein Heim, dann kann es sein, dass sie versucht, ein starkes Nachholbedürfnis zu zeigen, und gegen alle Regeln zu verstoßen.
- Es kann sein, dass eine Jugendliche, die im Heim auch einen rigiden und überstrengen Erziehungsstil erlebt, sich nicht wohl fühlt, gegen die Erzieherin rebelliert und das Gefühl hat, sie wird von ihr nicht gemocht.
- Übertritt eine Jugendliche ständig alle Grenzen in einem Heim, so kann es sein, dass sie sich eigentlich jemand wünscht, der mit ihr spricht, sie versteht und sie „ein wenig an die Hand“ nimmt.

Bedeutung einer wichtigen Bezugsperson

- Erlebt eine Jugendliche eine Erzieherin, die ihr mit Verständnis begegnet, ihr zuhört und bei ihr bleibt, dann kann es sein, dass sie Vertrauen gewinnt und ihre Ängste verliert.
- Wird eine Jugendliche im Heim in ihrem Selbstvertrauen gestärkt und wird ihr Verantwortung übertragen, dann kann es sein, dass sie sehr schnell Zuneigung fasst und die Erzieherin wie eine Freundin betrachtet.
- Erlebt eine Jugendliche in einer Wohngruppe eine Unterstützung, die von Offenheit und Vertrauen geprägt ist und um Erklärungen und Begründungen bemüht ist, so kann es sein, dass sie diese Hilfestellung gerne annimmt und ein nie gekanntes Gefühl von Wärme und Geborgenheit empfindet.

Stellenwert von hilfreichen Gesprächen

- Es kann sein, dass es für ein Mädchen, das als Kind sexuell missbraucht wurde, im Jugendalter zur Verarbeitung ganz besonders wichtig ist, Gesprächspartner zu haben, mit denen sie ohne Angst alles besprechen und verarbeiten kann.

Leben im Kinderdorf

- Manche Jugendliche in einem Kinderdorf finden die Möglichkeiten der Beschäftigung in einem Jugendtreff im Freizeitbereich des Kinderdorfes und auch das Spielplatzgelände als eine wertvolle Erfahrung.

Konsequenzen aus den Erfahrungen im Kinderdorf

- Es kann sein, dass für ein Mädchen, das sexuell missbraucht wurde und viele Jahre mit niemandem darüber sprechen konnte, das Vertrauen im Gespräch und die Ehrlichkeit im Umgang miteinander einen ganz hohen Stellenwert haben.
- Die Erfahrung eines sexuellen Missbrauchs kann später dazu führen, dass diese Person als Erwachsene bei ihren eigenen Kindern besonders darauf achtet, dass sie alles, was ihnen komisch vorkommt, ansprechen.
- Die Erfahrung eines sexuellen Missbrauchs kann bei einer Mutter dazu führen, dass sie großen Wert darauf legt, ihre Kinder dazu zu erziehen, dass sie lieber mal frech sind und sich wehren.

„Das Heim hat mir das Leben gerettet . . .“

- Ein Mädchen, das von einem Familienangehörigen sexuell missbraucht wurde und mit niemandem darüber sprechen konnte, kann dazu kommen, dass sie sich selbst verletzt und den einzigen Ausweg im Suizid sieht.
- Für ein Mädchen mit der Erfahrung eines sexuellen Missbrauchs kann die Heimunterbringung und die positiven Erfahrungen im Heim die Rettung für ihr Leben gewesen sein.

7.1.3.5 Gespräch mit Sandra – Verdichtungsprotokoll

Persönliche Situation:

Sandra ist heute 34 Jahre alt, hat eine Ausbildung als Ernährungsberaterin gemacht und ist auch als Ernährungsberaterin tätig. Sie ist verheiratet und hat eine 2-jährige Tochter. Sandra kam schon vor ihrem 6. Lebensjahr in ein Kinderheim; nach einem ca. 1-jährigen Aufenthalt in einer Kinder- und Jugendpsychiatrie kam sie in das Kinder- und Jugenddorf.

Ihre alkoholranke Mutter war nicht mehr in der Lage, angemessen für sie zu sorgen. Bis heute hat sie ein sehr ambivalentes Verhältnis zu ihrer Mutter und schämte sich lange Zeit wegen ihr.

Das Gespräch fand im Sommer 2003 auf der Terrasse von Sandras Wohnung statt. Zu Beginn des Gespräches und zur Einstimmung zeigt sie mir Fotos aus der Kinderdorf-Zeit. Sie ist sehr positiv gestimmt und freut sich, mit mir über die Erfahrungen im Kinderdorf sprechen zu können; das Gespräch dauert ca. 2 Stunden. Anspannung und Wut werden deutlich, wenn sie über ihre Mutter und eine bestimmte Erzieherin spricht, mit der sie große Probleme hatte.

Stationen von Sandra und die Ankunft im Kinderdorf

Die erste Fremdunterbringung vor dem Kinderdorf war ein Kleinstheim in W.

Sandra hat vor der Unterbringung ins Kinderdorf schon einige Stationen hinter sich. Die häufigen Schlägereien und Wutausbrüche im Kindergarten und die Unfähigkeit der Mutter, sie angemessen zu versorgen, führten zu einer Unterbringung im Heim.

„Als es daheim einfach nicht mehr ging, immer Ärger im Kindergarten und meine Mutter dauernd mit dem Trinken unterwegs, ich saß oft allein in der Wohnung. Dann kam ich in so ein kleines Heim, da war ich nicht ganz 6 Jahre alt. Da war meine Mutter auch öfter da und wenn ich dann abends zum Schlafen ins Bett gegangen bin, weiß ich noch, war sie bei mir im Zimmer und hat dann abends meine Namensschilder eingebügelt. Also sie hat da auch ein bisschen unterstützend mitgewirkt. Die Erzieher haben auch viel mit uns unternommen. Schnitzeljagd im Garten und so, das war ein großes Gelände, wir sind viel draußen gewesen. Aber schon nach einem halben Jahr musste ich da wieder weg . . .“

Die nächste Station war ein nahezu 1-jähriger Aufenthalt in der Kinder- und Jugendpsychiatrie in G.

Nachdem keine Besserung eintrat, wurde Sandra zur Diagnostik und Therapie in eine Kinderpsychiatrie gebracht. Verbunden damit war wohl auch das Ziel, für Lydia eine langfristige Unterbringung weg von zu Hause zu finden.

„Dort gab’s dann immer Musiktherapie, Schwimmen, da war ja unten ein Schwimmbad, die Schule war auch oben mit drin, da war ich dann in der ersten Klasse. Und da bin ich dann auch später vom Kinderdorf mit der Erzieherin immer noch zur Therapie runter gefahren. Ich weiß halt, da war die Schule oben drin, das war eigentlich auch ganz schön immer. Außer halt die Kinder untereinander, die haben sie mich immer so geärgert. Da waren Hochbetten, wir waren zu sechst im Zimmer. Dann hat meine Mutter mir immer Poster mitgebracht, die hab ich da hingehängt, und die haben sie mir dann immer kaputt gemacht. Das war aber immer das einzige so. Ah, die K. hat mich zur Weißglut gebracht. Ansonsten war das eigentlich auch immer ganz schön.

Süßigkeiten wurden da im Schrank eingeschlossen und abends nach dem Essen, alle haben da gemeinsam gegessen immer im Speisesaal und danach durfte sich jeder aus seiner Kiste was rausnehmen und danach war Zähneputzen und ins Bettgehen angesagt. Und beim ins Bettgehen haben wir dann auch immer noch Faxen gemacht. Aber das in der Kinderpsychiatrie in G. war eigentlich auch nicht schlecht, da war ich fast ein ganzes Jahr, ich glaub, die wussten nicht so recht, wohin mit mir. Heim konnte ich ja nicht mehr . . .“

Freude über die Ankunft im Kinderdorf

Sandra hat sich sehr gefreut auf den Umzug in das Kinderdorf, war aber sehr unzufrieden mit der Regelung, dass in den ersten 3 Monaten eine Kontaktsperre zur Mutter angeordnet wurde.

„ . . . da hab ich mich drauf gefreut, als dann klar war, dass ich in das Kinderdorf komme. Also ich war ja vorher schon mal in W. in einem Heim und hab mich eigentlich auf jeden Fall drauf gefreut, weil ich ja wirklich weg wollte von daheim. Was aber dann für mich überhaupt nicht gut war, zu der Zeit fand ich es überhaupt nicht gut, das war dreimonatiger Kontaktabbruch von zu Hause. Kein Telefonat, keine Besuche, das war ja zu dieser Zeit noch so geregelt. Ich weiß nicht, ob es nur bei uns im Haus so war, aber da war absoluter Kontaktstillstand von daheim, zum Einleben, das war die Eingewöhnungszeit damals. Und heutzutage würd ich sagen, das würd vielleicht manchem auch nicht schaden, wenn sie aus der Umgebung von zu Hause wirklich rausgenommen werden. Weil so machen die Erzieher vielleicht grad wieder was gut, und dann kommen sie nach Hause und sind grad wieder den Bach runter, muss man wieder von vorne anfangen. Auf der einen Seite find ich es heute wirklich gut, wenn ich das heute sehe . . . vielleicht nicht ganz so extrem. Dass man wenigstens mal ein bisschen telefonieren kann oder grad wenn die Kinder noch so klein sind, ich mein ich war ja auch erst fünf oder sechs.

Das war schon hart, jede Nacht mit Heulen einschlafen, dass war dann nicht so schön . . .“

Probleme mit der Erzieherin Frau J. und der Tatsache, dass in ihren Augen die beiden Kinder der Erzieherin bevorzugt behandelt wurden

Die Erfahrungen von Angeschrienwerden und auch körperlicher Züchtigung beschäftigen Sandra heute noch sehr. Ebenso andere Ungerechtigkeiten, die sie erlebt hat, aufgrund der Tatsache, dass die beiden leiblichen Kinder der Erzieherin mit im Kinderdorfhaus gelebt haben.

„Sie hat dann oft auch richtig rumgeschrien mit uns. Die hat da eigentlich nicht viel gekannt. Und sie hat auch oft geschlagen und so. Als Kind hab ich das nicht verstanden. Und auch immer, wenn was geklaut wurde, dann wurde ich meistens beschuldigt. Gut, am Anfang man hat halt seine Verhaltensauffälligkeiten, hat irgendwann mal geklaut, so wie ihre eigenen Töchter, die hatten halt ihre Süßigkeiten im Schrank gehabt und unsere waren weggeschlossen, das fanden wir so ungerecht, dass die einfach was Besseres waren. Die waren dann immer geizig, und da nimmt man sich halt mal was, so ist das halt. Geärgert hat mich einfach auch ihre ganze Art und Weise mit uns umzugehen. Wenn was fehlte, dann sofort: wir haben's geklaut und dafür hat sie auch wirklich Schläge ausgeteilt. Und dann war mal die Situation da, dass das angeblich Geklaute wieder aufgetaucht ist, das war dann peinlich. Aber die Schläge haben wir schon kassiert gehabt. Wir haben damals wirklich gedacht, wir wollen sie weghaben und versucht, sie zu vergiften. Ich weiß genau, wir wären ins geschlossene Heim gekommen, wenn wir was Giftiges in die Finger gekriegt hätten . . . Jetzt im Nachhinein finde ich wirklich schlimm, dass ein Erwachsener so etwas auslösen kann . . .“

Die Enttäuschung, dass ein Versprechen nicht eingehalten wurde

Sandra war versprochen worden, sie könne wieder nach Hause gehen zu ihrer Mutter, wenn es ihr im Kinderdorf nicht gefällt. Auch der Kontaktabbruch für ihre Mutter hat ihr sehr wehgetan.

„Als ich im Kinderdorf gekommen bin, da hat man mir im Kinderdorf noch gesagt, wie ich hingekommen bin, ich muss da jetzt hin, aber wenn es mir nicht gefällt, kann ich wieder nach Hause. So dieses Versprechen. Da hab ich gesagt, als ich mit der Erzieherin nicht so gut ausgekommen bin, ich möchte jetzt wieder nach Hause und dann ging das nicht. Vor allem mit fünf, sechs Jahren ist das dann schon ganz schön heftig. Und ich mein, mit der J., das war schon ganz schön extrem von ihrer Erziehungsmethode her. Die hat dann den Kontakt total abgebrochen zu meiner Mutter, wenn sie mal angerufen hat, hat sie gesagt, ich schlaf schon oder ich darf jetzt nicht mit ihr sprechen.“

Probleme im Kontakt mit der alkoholkranken Mutter

Enttäuschung darüber, dass ihre Mutter nicht gern gesehen war im Kinderdorfhaus und später dann der Kontakt völlig abgebrochen ist.

Sandra war sehr enttäuscht darüber, dass ihre Mutter von der Erzieherin schlecht gemacht wurde und allgemein nicht gerne gesehen war, dass ihr der Umgang mit ihrer Mutter faktisch verboten wurde.

„Die Erzieherin Frau J. hat meine Mutter dann schon auch schlecht gemacht, und sie hat sich mit meiner Mutter auch manchmal gestritten, wenn sie da war zu Besuch, das fand ich dann auch immer das Schlimme, und meine Mutter ist auch nicht gern gekommen deswegen. Und dann war der Kontakt so abgebrochen, dass ich bald acht Jahre keinen Kontakt mehr hatte zu meiner Mutter, außer ein bisschen telefonieren. Ich hab's einfach nicht verstanden und versteh's auch heute noch nicht, warum das so war, die Erzieherin hat ja sicherlich auch Recht gehabt in manchen Punkten, nehm ich an. Ich versteh's ja heut auch noch nicht so ganz, weil ich nicht weiß, um was es ging, warum das so war. Was ich genau weiß, als ich dann eine Pflegefamilie hatte in M., hab ich sie mit meiner Mutter zusammenbringen wollen, einfach dass sie sich kennen lernen, das ist ja nichts Schlimmes, hab ich gedacht. Und dann haben wir, meine Mutter und ich, da auch einen mordsmäßigen Anschiss gekriegt, weil wir da hin sind, man könnte ja die Leute nicht einfach so besuchen, wir hätten das vorher anmelden müssen und so, der Besuchssonntag wäre nur für mich und meine Mutter. Und wir haben ja was voneinander gehabt. Und es ist ja nicht falsch, dass die Besuchsfamilie die Mutter kennen lernt und umgedreht. Wir waren zusammen spazieren, wir haben zusammen Mittag gegessen und das war gut. Ja, meiner Mutter hat es auch mal gut getan vielleicht, zu sehen wo ich sonst so bin auch außerhalb des Kinderdorfs. Und das war dann wieder nichts. Und meine Mutter kam dann auch zu dem Besuchssonntag nicht mehr. Das alles hat mir sehr weh getan . . .“

Erleben von Ambivalenz: einerseits Zufriedenheit mit der Trennung von der Mutter und all den Problemen mit dem Alkohol zu Hause, andererseits der Schmerz über die Trennung von der Mutter

Sandra macht ihre Ambivalenz deutlich in Bezug auf den Kontakt mit ihrer Mutter. Sie macht auch deutlich, welche Belastung sie als Kind empfunden hat mit ihrer alkoholkranken Mutter. Das Leben im Kinderdorf war für sie durchaus auch eine Entlastung.

Erst als 14-Jährige nimmt sie selbst wieder den Kontakt zur Mutter auf, und es gelingt eine Annäherung.

„Aber im Nachhinein betrachtet bin ich eigentlich froh, dass ich nicht ganz so viel Kontakt nach Hause hatte, das ist natürlich schade, ich hab zu meiner Mutter ein schlechtes Verhältnis eigentlich. Aber ich bin froh, dass ich das mit dem Alkohol und so nicht so miterleben musste. Ich find's ne Zumutung, dass ein Kind, das sowieso im Kinderdorf ist und da seine Probleme hat und so, dass so jemand dann auch noch mit den Problemen zu Hause, ich da bin und hin und her, und das konnt ich mir nicht anhören. Ich hab gesagt, das war so wie es war und wir machen das Beste draus.

Es macht einem halt als Kind auch viel kaputt in der Seele. Das Jugendamt, das ich dann an-

schließlich hatte danach, hat eigentlich auch gesagt, es war ne gute Idee von mir, meine Mutter mit den Pflegeeltern zusammenzubringen. Weil das ist das Natürlichste von der Welt. Wenn ich von zu Hause raus komme und ich komm in eine Pflegefamilie, dann haben die auch Kontakt miteinander, und das Jugendamt sagt, wenn ein Kind von der Mutter weg kommt in eine Pflegefamilie, die Mutter sollte den Kontakt beibehalten. So hab ich es eigentlich auch gewollt. Und so war es für mich einfach so, die S., die Erzieherin hat das alles kaputt gemacht.“

Ich hab mich eigentlich immer wegen meiner Mutter geschämt . . .

Sandra bearbeitet in den folgenden Passagen ihre Beziehung mit ihrer Mutter. Es werden Gefühle von Wut, Enttäuschung und auch Scham angesprochen. Sie ist aber froh, dass sie heute zu einer Versöhnung auch in ihrem Inneren in der Lage ist.

„Immer gehen mir noch viele Gedanken durch den Kopf wegen meiner Mutter. Und da hat mir die C. viel gehoffen, dass meine Mutter mal wieder ins Licht gerückt wurde. Wir hatten einen im Haus, die hatten sechs Kinder, da gibt es ja viele Eltern, die geben ihre Kinder weg, aber wollen immer noch das Sagen haben. Und so was funktioniert halt nicht. Und meine Mutter hat immer gesagt, das ist gut so, ich hab kein Geld und keine Zeit für mein Kind, und hat das dem Kinderdorf überlassen und hat mit den Erziehern im Kinderdorf auch mitgearbeitet, das fand ich gut von ihr. Wenn was war, zu den Gesprächen ist sie auch gekommen. Das waren dann wieder die ersten Kontakte, wo ich dachte, ist vielleicht auch alles gut gewesen so. Sie ist meine Mutter, sie hat ihr Bestes probiert. Damals hat mir vieles so arg weh getan, ich hab einfach gesehen, sie kam nicht, und das war für mich unvorstellbar. Und wenn sie da war, dann, also ich war neun, als ich zu ihr gesagt hab, ich möchte nicht mehr, dass sie das ganz Kinderdorffest über kommt, weil mir dann doch die Leute wichtiger sind, die das ganze Jahr da sind. Das war dann auch so, wenn sie da war, und ich wollte ein Eis, oder auch ein zweites Eis, das ist halt mal so, wenn Besuch da ist, da möchte man dann schon mal ein paar extra Sachen, dann war da kein Geld da. Und fünf Minuten später konnt sie sich ihren Wein gönnen und gleich mehrere Gläser . . . Und das hab ich dann zu der Zeit auch registriert und hab gesagt, ne, also so was will ich nicht. Ich denk, das hat ihr auch weh getan . . .

Ich hab mich für meine Mutter immer schämen müssen. Ich schäm mich eigentlich heute noch für sie, aber nicht so richtig, weil ich mich nicht so richtig dazugehörig fühl zu ihr. Aber ich geh hin zu ihr auf Besuch. Wir kommen ab und zu vorbei mit meinem Sohn, sie sagt immer, sie kann mit Kindern nicht, aber der K. ist eigentlich immer recht begeistert von ihr. Vieles seh ich heut auch wieder mit anderen Augen. Auf der einen Seite tut sie mir Leid, auf der anderen Seite kann ich nichts dran ändern, dass es ist wie es ist.“

Positive Erfahrungen mit einer neuen Erzieherin

Nach einigen Jahren kam eine neue Erzieherin, zu der Sandra ein Vertrauensverhältnis fand, ja sie wurde für sie fast ein Mutterersatz.

„Dass ich heut auch wieder Kontakt zu meiner Mutter hab, das hab ich ja auch der C. zu ver-

danken, einer neuen Erzieherin, die nach der S. kam. Es ist einfach nichts da, was ich von meiner Mutter oder auch von der J. bekommen habe, deswegen sag ich, die C. hat bei mir viel gut gemacht. Und zu der ist das Gefühl einfach da, die könnte meine Mutter sein. Die ist einfach mehr meine Mutter als meine richtige Mutter, das ist einfach so, die kam ja erst, als ich elf war. Und die S. hab ich fünf Jahre erlebt und die C. dann auch noch mal fünf, sechs Jahre. Aber die hat in schneller Zeit vieles für mich wieder gut gemacht.“

Was mich bei der Erzieherin C. am meisten beeindruckt hat: Gespräche, viel Lob, lockerer Umgang und auch dass sie ein Vorbild für uns war.

„Mit der C. war es wirklich ganz gut. Und ganz besonders gut getan hat mir auch die Frau M., sie hat später bei mir die Nachbetreuung gemacht und ich hab sie später immer noch besucht. Sie hat kein Kind und auch mich nicht geschlagen, sie ist zwar dann eher mal laut geworden, wenn es irgendwie Arger gab. Dann hat sie uns auch vermittelt, wie wir gut lernen, wir haben oft auch so Aufgaben am Tisch gemacht zu Erdkunde oder so und dafür haben wir unseren Nachtsch gekriegt. Wenn wir was gut gemacht haben, sie hat uns dann auch immer irgendwie belohnt. Oder Gespräche sind halt mit ihr ganz anders verlaufen. Auch in einer lockeren Umgebung. Wenn wir irgendwelche problematischen Gespräche hatten, hat sie gesagt, wir gehen mal wieder Eis essen oder so in der Richtung. Oder wenn sie mir mal wieder so ein anderes Mädchen als positives Beispiel vorgesetzt hat, da konnte ich einfach mit ihr richtig reden; Ich hab gesagt, ich bin ne eigene Person, wir verstehn uns bestimmt gut, ich bin auch bereit, die Regeln einzuhalten, aber ich bin ne eigene Person, ich will nicht immer mit der T. verglichen werden.“

Hilfreiche Erfahrungen im Zusammenhang mit der Berufswahl und -ausbildung

Wertvolle Erfahrung im Kinderdorf: Die Aufmerksamkeit für sich und die Beschäftigung mit sich selbst

Für Sandra war sehr wichtig, dass sie bei Frau C. Anleitung und Unterstützung im autogenen Training und für anderen Entspannungsverfahren fand. Sehr wertvoll war für sie auch, dass sie gelernt hat, sich mehr mit sich selbst zu beschäftigen und den Tagesablauf zu reflektieren.

„Das war auch was, was die C. noch mit reingebracht hat. Dieses an sich selbst Arbeiten. So autogenes Training und in die Richtung. Die Menstruation hat bei mir sehr früh eingesetzt, mit 10, und da hat sie mir das erklärt mit dem autogenen Training. Das war bei mir ganz heftig, die fünf Tage hab ich grundsätzlich gefehlt in der Schule, wegen Schmerzen. Sie hat mir dabei nicht so direkt geholfen, sie hat mich aber angeleitet und unterstützt. Also ich hab auch versucht, mich mit mir selbst und meinen Gefühlen zu beschäftigen. Und ich bin abends bestimmt ne Stunde wach gelegen und hab überlegt: was fand ich jetzt gut, was fand ich nicht so gut an meinem Tagesablauf? Und das hat mir einfach geholfen . . .“

Beschäftigung mit Träumen und Energiearbeit

Schon sehr früh hat sich Sandra mit Träumen beschäftigt. Ihr besonderes Interesse galt der Energiearbeit. Sie ist überzeugt, dass im Leben vieles vorbestimmt ist. „Alles im Leben hat seinen Sinn!“

„Da hat einmal meine Mutter einen Unfall gehabt und den hab ich damals geträumt gehabt, vorher. Also auch später habe ich viel geträumt, was dann noch passiert ist.

Oder dass wir was unternommen haben, wo ich noch nie war, und ich hab mich ausgekannt oder ich hab genau gewusst, was sie jetzt sagt. Das Gespräch sogar wusste ich, ich hab nur gedacht, ich komm mir vor wie im Film. ‚Die hat doch genau das Gleiche schon mal gesagt, in der gleichen Situation.‘ Und in dem Moment kommt man sich eigentlich nur vor wie ne Puppe . . .

Und das war halt was, wo ich auch heute sagen muss, Zufälle gibt es nicht. Da bin ich heute fest von überzeugt, wo ich dann auch wieder denk, das hat alles seinen Sinn gehabt und seine Bestimmung. Auch mit dem Kinderdorf, das ich dahin gekommen bin und die C., meine Erzieherin, die für mich wie eine Mutter war, getroffen habe . . .“

Erfahrungen mit der Schule im Kinderdorf

Der Wunsch, auf die Realschule zu gehen, konnte leider nicht verwirklicht werden

Sandra war mit der Schule und den Lehrern im Großen und Ganzen zufrieden, sie bedauert jedoch sehr, dass die Entscheidung zum Besuch der Realschule immer wieder hinausgezögert wurde. Das nahm ihr dann die Motivation, sich noch weiter anzustrengen.

„Na ja die Lehrer waren ganz gut, mit denen bin ich gut ausgekommen, außer dass ich ne Zeit lang immer in die Realschule wollte, ab der sechsten Klasse waren die Noten ziemlich gut, und dann hätte ich die Schule wechseln sollen. Die Lehrer haben es immer wieder ein halbes Jahr rausgeschoben und wieder ein halbes Jahr und irgendwann hab ich dann von mir aus gesagt, gut, jetzt hab ich keine Lust mehr zu warten.

Wie dann das letzte Gespräch war und da hieß es dann noch mal ein halbes Jahr, da hab ich dann aufgegeben und hab dann auch nichts mehr gemacht groß. Da war’s dann halt so durchschnittlich, normal Zweier . . . grad in den Fächern, die mich nicht so interessiert haben. Davor waren halt immer Einsen, Zweier und die wo mich nicht so interessiert haben Dreier vielleicht. Also es war noch nie ein Problem gut in der Schule zu sein, also ich musste jetzt nie den ganzen Tag drauf lernen, oder auch so, in den anderen Schulen, die ich jetzt danach gemacht habe. Aber ich hab das einfach verloren dann immer dieses Aufschieben wieder, immer wieder ein halbes Jahr. Drum wollte ich dann auch weggehen vom Kinderdorf.“

Ich sag meine Meinung, ich setz mir hohe Ziele und die ziehe ich dann auch durch

Sandra betont ihre Willensstärke und ihre Stärke, sich für wichtige Ziele einzusetzen.

Dabei wirft sie der Schule vor, dass sie in der Frage der weiterführenden Schule nicht unterstützt wurde.

„Ich sag einfach immer meine Meinung, das trennt mich ein bisschen von anderen. Und das ist auch heut noch so. Ich setz mir meine Ziele immer so hoch, dass ich mindestens so hoch komme. Wenn ich mir eine Villa bauen will, dann bau ich mir irgendwann ein Haus. Ja, auch meine Ausbildungen, die hab ich unbedingt machen wollen. Und wenn ich dafür sonst wo arbeiten gegangen wär, dass ich das Geld zusammengekriegt hätt.

Wenn ich die Realschule gemacht hätte, das wär vielleicht schöner gewesen. Nicht nur unbedingt wegen den Möglichkeiten. Es ist einfach was anderes, ob man ein Hauptschulzeugnis da liegen hat, oder von der Realschule was. Irgendwie ärgert's mich noch heute, dass es dreimal um ein halbes Jahr verschoben wurde. Das dritte Mal hätten sie sich sparen können, da hätte es dann heißen müssen, so, jetzt!“

Erfahrungen aus der Zeit im Kinderdorf

Wertvolle Erfahrung im Kinderdorf: Frühe Übernahme von Verantwortung

Die Notwendigkeit einer frühen Verantwortungsübernahme hat Sandra sehr geholfen, später ganz gut mit einem selbstständigen Leben zurechtzukommen.

„Was gut war im Kinderdorf, ich musste schon früh viel Verantwortung übernehmen, in einem Haushalt mit 10 Kindern oder mit 9, da muss man sich an bestimmte Regeln halten. Es gibt auch Regeln, die passen einem nicht. Wenn ich so viel Pflichten hab und alles selber mach, dann möchte ich auch meine eigenen Regeln machen. Dann kann ich auf die Schnauze fallen, und nun hab ich ja mit 16 dann auch, oder ich bin grade 17 geworden, wo ich dann meine eigene Wohnung auch hatte mit Nachbetreuung. Und da bin ich ja dann in die Nähe von meinem Freund gezogen, wo dann die Familie auch noch da war und alles.“

Fehlender Kontakt nach außen: Probleme durch eine zu geringe Unterstützung durch Personen außerhalb des Kinderdorfes

Sandra empfand es im Kinderdorf von Nachteil, dass sie zu wenig Kontakt nach außen gehabt hat, zumindest in der Anfangszeit. Dadurch gab es für sie kaum positive Anregungen durch Kontakte außerhalb des Kinderdorfes.

„Ja, das waren halt alles so Sachen, wo ich denk, es hätte manches anders laufen können. Das hätte anderes laufen können und wer weiß, vielleicht hätte man da auch ganz andere Möglichkeiten gehabt, hätte man eher Leute kennen gelernt. Ich mein durch meine Pflegefamilie hatte ich ja Gott sei Dank schon ein bisschen Kontakt nach außerhalb und dann waren die Freundschaften vielleicht auch schon mal eher nach außerhalb. Und ich denk, das war vielleicht auch kein Fehler. Im Kinderdorf selber hab ich niemanden so groß gehabt, die haben mich eher immer aufgezogen. Und heute brauchen sie mich. Und damals oft nur dumme Sprüche. Da hab ich aber gar nicht reagiert, ich hab mir, das ist mir sonst wo vorbeigegangen. Und deshalb hab ich mir gedacht, was sitz ich denn jetzt hier rum, ich könnt doch eigentlich woanders sein, wo ich noch mehr Kontakt nach außen und gute Freunde hätte . . .“

Manchmal waren sie älter und die hatten dann Zigaretten. Viele waren ja so, die haben dann geraucht, dann gehören sie zu den Großen. Ich hab halt auch gemerkt bei den Großen, wenn du Zigaretten hast, bist du o. k., und wenn du keine hast, bist du wieder der Arsch. Da hab ich gesagt, verarschen lass ich mich nicht von denen, ich bin doch nicht denen ihr Hampelmann. Das können die gerne unter sich weiter so machen, haben sie ja auch gemacht. Das war für mich klar. Also dass ich auch immer viel Sachen gesehen hab durch Genau-hingucken, das war einfach immer so wie Inspiration. . . . Eben auch dieses Fest nach Pfingsten immer, dieses interessante, was machen die Leute jetzt, beruflich, wie ist es mit der Familie zu Hause, wie funktioniert das und wie ist das soziale Verhältnis so.“

Gesunder Egoismus: Stolz auf den enormen Überlebenswillen und dem „Sich-nie-unterkriegen-lassen“

Sandra blickt heute mit Zufriedenheit auf ihr bisheriges Leben zurück, besonders dass ihr ein gesundes Egoismus dazu verholfen hat, dass sie sich niemals unterkriegen lässt und trotz aller Tiefschläge immer wieder aufgestanden ist. Sie erkennt, dass dieser Egoismus sie am Leben gehalten hat.

„Ich find’s halt einfach interessant, wie das ganze jetzt so seinen Lauf genommen hat. Wenn ich so zurückschaue, da muss ich sagen, ich bin ich eigentlich sehr zufrieden. Ich bin eigentlich auch sehr zufrieden, dass diese ganzen Tiefs da waren. Weil die eben auch wieder ein Ansporn waren aufzustehen. Jemand anders braucht diesen Ansporn nicht, den macht das so nieder, dass der ganz absäuft. Ich hab gesagt, ich lass mich nicht unterkriegen. Ich habe ein wahnsinniges Ego entwickelt, wo T., mein Mann, heute noch manchmal sagt, ich bin viel zu egoistisch. Aber ich leg diesen Egoismus nicht ab, der hat mich am Leben gehalten, sag ich. Warum soll ich was ablegen, was mit gut getan hat, was mir weitergeholfen hat?“

Freude an musischen Aktivitäten und am Tanz in der Freizeit

Sandra hat begeistert bei vielen unterschiedlichen Tanzaktivitäten mitgemacht und hier sehr viel Engagement gezeigt. Sie hat hier einen sehr hohen Anspruch an sich gehabt und wollte alles ganz perfekt machen.

„Ich hab Jazztanz gemacht, Gardetanz, Schautanz und so . . . Gardetanz hab ich gleich gemacht, wo ich hingekommen bin in das Kinderdorf, ich bin ja im Januar gekommen und hab gleich im Februar mitgetanzt. Und am besten war dann, wo dann die Frau M. uns Videos vom Kölner Fasching, dem Funkenmariechentanz gezeigt hat. Das war halt wieder so, ich hab diesen Ansporn gebraucht, wenn ich es mache, dann musste es auch 100 % sein. Nur so larifari ein bisschen mittanzen, wie es andere manchmal gemacht haben, das kann ich nicht. Also ich hätte eigentlich Funkenmariechen allein tanzen sollen, aber da hab ich gesagt, ne, allein tanz ich das nicht. Da hat die A. gesagt, gut, sie tanzt mit. Dann hat die Frau M., die das mit uns eingeübt hat, gesagt, sucht euch mal Musik raus, in einer Stunde komm ich wieder. Und als sie dann wieder kam, da haben wir Musik rausgesucht, das war nach fünf Minuten, dann haben wir den Tanz schon fertig gehabt. Da haben wir jeder ein paar Schritte, haben uns eine schöne Reihenfolge überlegt und nach einer Stunde hatten wir den Tanz komplett. Dann haben wir noch ein paar Mal geübt und dann haben wir ihn aufgeführt.“

Im Sport immer ein Ziel vor Augen, das erreicht werden muss

Sandra hat in extremer Weise Sport getrieben bis sie Herzprobleme bekam und an Depressionen erkrankt ist. Die Ausübung des Sports hat bei Sandra schon Suchtcharakter angenommen. Eine Leistung war immer wieder Ansporn zu neuer Höchstleistung, bis es ihr gesundheitlich geschadet hat.

„Da sind wir auch viel nach außerhalb gegangen und das fand ich halt immer gut, alles, was so an Sportangeboten war, Tischtennis, Volleyball und Laufen, ich bin eigentlich so viel wie möglich raus und hab ganz viel Sport gemacht. Für mich war es Freizeit und hat mir Spaß gemacht, da wusste ich ja nicht, dass ich Leistungssport mach. Mit dem Schwimmen waren wir ja auch oft bei Wettkämpfen, und bei Bundesjugendspielen war ich eigentlich auch immer mit dabei. Da hat dann ein Arzt festgestellt, dass ich ne Herzvergrößerung hab. Also ich hab wohl durch den ganzen Sport, wo ich gemacht hab, in meiner Freizeit, hab ich ne Herzvergrößerung. Und da hatte ich in der Ausbildung Schwierigkeiten. Ich hab gedacht, ich bin nicht mehr ich selbst, ich steh neben mir. Ich war eigentlich schon ein bisschen depressiv, ich war so viel krank, wie in meinem Leben noch nicht. Ich bin morgens aufgestanden, bin ins Bett gefallen, ich hab das eine Mal, deswegen hab ich dann auch oft in der Schule gefehlt, bin ich wieder ins Bett gefallen und hab zwei Tage geschlafen, weil der Körper stellt auf Schlafen um. Und es war ja niemand mehr da, der sich groß drum gekümmert hat, oder der einen dann geweckt hat. Und dann bin ich mal irgendwann, also ich bin zu vielen Ärzten, da hieß es dann immer ist doch nichts, ist doch nichts. Dann bin ich mal zu einem Arzt, der hat gesagt, haben sie früher viel Sport gemacht, dann sag ich ja, schon. Das sollte ich dann wieder machen, abends um acht nach der Arbeit zehn Runden um den Sportplatz und mir ging's wieder gut. Wo andere nach dem Sport kaputt sind, kann ich danach Bäume ausreißen . . .“

Benachteiligung als Heimkind in finanzieller Hinsicht

Sandra bedauert, dass sie in finanzieller Hinsicht immer im Nachteil war anderen gegenüber, die zu Hause lebten. Sie ist gezwungen für Weiterbildungskurse Kredite aufzunehmen, es quält sie die Sorge, asozial zu werden.

„Viele haben ja auch gesagt ‚Fahrrad, bezahlt das Jugendamt‘. Und wenn man so das schon weiß und ein bisschen engeren Kontakt hat, dann weiß man auch, was untereinander gesprochen wird, oder man kriegt es zufällig mit. Und wenn jemand so spricht, das find ich dann auch nicht o. k., ich mein, im Endeffekt ist es vielleicht auch ne FrustEinstellung, dass man sagt: ‚Ich hab nun mal nicht das Glück, zu Hause bei den Eltern zu leben, die Kinder zu Hause kriegen immer was, für uns ist das Jugendamt da, das soll mal schön bezahlen.‘ Das kann schon so ne Einstellung sein. Das hab ich mir auch zum Teil manchmal gedacht. Das muss jetzt einfach jemand anderes bezahlen, weil die Kinder zu Hause haben das ja, ich will jetzt auch mal was kriegen, ohne dass ich danke sagen muss oder sonst was.

Und ich denk mal, für manche Sachen, grad für Leute, die was aus sich machen wollen, da fehlt das Finanzielle. Ich musste jetzt einen Kredit aufnehmen, damit ich meine Schulungen machen kann. Wenn ich den nicht abbezahlen kann, seh ich alt aus. Und dann hab ich auch für mich gesagt, dann schließ ich ab, dann will ich nicht mehr weiter machen. Weil ich werd mich niemals in das Verhältnis bringen, dass ich asozial leben muss. Also was ich für mich asozial find, weil ich will mir mein Ziel stecken können. Aber ich nehm jetzt nicht an, dass es nicht funktioniert, weil ich hab mir das Ziel gesteckt und ich will es erreichen. Aber es ist schwer zu erreichen.“

Sorge vor der Abhängigkeit von anderen und die Angst, angestrebte Ziele nicht zu erreichen

Sandras Angst, dass sie ihre Ziele nicht erreichen könnte und unter die Räder kommen könnte, ist so groß, dass sie sogar manchmal an Suizid denkt. Doch sie ist dennoch optimistisch gestimmt, dass sie es schafft mit ihrem Mann, den Kredit abzubezahlen.

„Ja, ich will nie in das Verhältnis einer völligen Abhängigkeit kommen und asozial werden. Vorher bring ich mich echt um, da hab ich auch kein Problem mit. Ich mein, ich könnt mich nicht umbringen, und ich glaub auch nicht, dass es so weit kommt. Weil ich steck mir meine Ziele und ich versuch sie auch zu erreichen und wenn ich, ich weiß nicht wie, viele Arbeitsstellen annehmen müsste, dass das Geld irgendwie zusammen kommt, es gibt viele Möglichkeiten um an Geld zu kommen. Ja, das ist halt alles mit Banken und mit dem Euro und falsch kalkuliert, das Geld reicht jetzt schon gar nicht. Und deswegen bin ich da im Moment ein bisschen negativ eingestellt. Aber die Kundschaft kommt und, na ja, machen wir das Beste draus, da müssen wir mal gucken. Weil die Kalkulationen sind halt nicht ganz so aufgegangen, und den Kredit zu erhöhen das ist dann immer so ne Sache, und ich hab Null, wo ich drauf zurückgreifen kann. Und wenn die sagen, die brauchen jetzt ihr Geld, dann wäre das Geschäftsauto weg und das private Auto wär weg und alles. Und wenn ich alles weg hab, dann will ich auch nicht mehr da sein, weil dann ist das dahin, was ich mir aufgebaut hab, weg . . .“

Fehlende Finanzielle Vorsorge durch das Kinderdorf macht den eigenen Start im Leben schwer

Nach Sandras Ansicht sollte das Kinderdorf mehr Vorsorge treffen für sie und für die Situation der Jugendlichen nach der Entlassung. Es ist sehr

schwer, wenn nichts für sie angespart wurde und sie dann ganz auf sich gestellt dastehen, weil ja auch die Unterstützung durch die Eltern fehlt.

„ . . . ich fänd's jetzt zum Beispiel gut, wenn ich sagen könnte, für mich ist damals gespart worden, ich möchte mich weiterbilden. Diese Ausbildung kostet mich ein Wahnsinnsgeld, ich brauch Geld. So muss ich jedes Mal einen Kredit aufnehmen der höchstens 5000 DM betragen kann, das hat mir auch schon geholfen. Ich hab ihn auch jedes Mal bisher zurückgezahlt. Es läuft jetzt noch ein kleiner Kredit, den muss ich noch abbezahlen. Aber immer wieder dieser Gedanke, man braucht Geld, es ist auch schön, dass man einen kleinen Kredit vom Kinderdorf bekommt, aber immer wieder dieses Zurückzahlen . . . der T. kann von seinen Eltern auch nichts kriegen, die stehen ja noch schlechter da als wir. Die haben ein Telefon, das nicht funktioniert, weil sie es gesperrt gekriegt haben. Die haben auch ihre Probleme, und für T. wurde halt auch nichts gespart. Das wurde auch falsch gemacht von den Eltern aus. Ich find das ist was Wichtiges, das sollten die Eltern machen. Und für H., wir haben nicht viel, 50 Mark oder so was wir angelegt haben. Und dann natürlich noch mit den Versicherungen, wenn uns was passiert, dass er da noch abgesichert ist. Also mit Schulden da haben wir grad Sorgen, aber man fängt immer wieder von vorne an. In dem Bereich muss man immer wieder von vorne anfangen, weil halt gar nichts da ist.“

Bedeutung eines regelmäßigen Tagesablaufes

Etwas, das Sandra heute noch für wertvoll hält, ist die Erfahrung eines regelmäßigen Tagesablaufes im Kinderdorf. Darauf versucht sie heute in der Erziehung ihres Sohnes zu achten. Sandra ist sehr sensibel und spürt eine starke Unzufriedenheit, wenn sie nicht so viel Zeit hat für ihn.

„Die Regelmäßigkeit von einem Tagesablauf, die sehe ich im Nachhinein als wichtig an, als Bestätigung für ein Kind. Und heute, bei meinem Sohn, versuche ich es so gut es eben geht, das ist im Moment auch so ein bisschen, ich merk's auch, ich bin, wenn ich für ihn nicht genug Zeit habe, bin ich mit mir selbst unzufrieden. Also wenn ich nicht die Zeit haben kann, die ich will. Dann ist da so ein Zwiespalt in mir, ich möchte dann mehr Ruhe in sein Leben reinbringen, doch es ist oft so schwer . . .“

Fähigkeit, sich in jemand anderen hineinzusetzen

Sandra möchte sich die Spontaneität und das Mitgefühl wie bei einem Kind bewahren, sie möchte in diesem Sinne nie erwachsen werden, nie ihre eigene Kindheit vergessen und ihr Einfühlungsvermögen aufgeben.

„Bei meinem Kind möchte ich nicht nur Erwachsene sein – so wie das auch bei meiner Erzieherin war –, ich möchte auch Freund sein. Aber zu viel Freund darf man ja dann auch wieder nicht sein, sonst wird man wieder nicht respektiert. Und ich möchte nie richtig erwachsen werden. Also ich möchte nie verlernen, wie es mir ging als Kind, wie ich mich in einer Situation gefühlt hab, ich möchte mich noch reinsetzen können. Weil ich hab oft bei Erwachsenen gemerkt,

die verstehen das gar nicht, die können sich gar nicht reinversetzen. Die haben ihre eigene Kindheit vergessen. Und alles was sie sagen ist richtig und alles was Erwachsene sagen, ist eben nicht immer richtig.

Mein Sohn weiß auch, er kann mit mir viel machen, mit Fahrradtouren, Inliner fahren, Schlittschuh fahren, wir bringen ihm viel bei, er darf viel machen, wir unternehmen viel. Wenn er aber zu überdrüssig wird, wird das ganze gestoppt. Und er wird trotzdem in dem ganzen freien und in dem ganzen was wir unternehmen, ja auch praktisch gefördert. Dass er rumkommt, dass er viel sieht, dass er kennen lernt und auch gleichzeitig Lernprozesse hat. Da merk ich doch immer wieder, wie gut viele Sachen im Kinderdorf waren . . .“

In der Erziehung ist das Gespräch wichtig und kommt es darauf an, welchen Bezug das Kind zu mir hat.

„Also wenn er wirklich schlimme Sachen gemacht hat, also verhältnismäßig schlimme Sachen, da hat er einen Klaps auf den Hintern gekriegt, da hat er noch Windel angehabt, also so zwischen eins und zwei. Oder er musste in sein Zimmer. Also mit offener Tür, nicht abgesperrt, da hab ich gesagt, ich möchte ihn jetzt hier nicht sehen und wenn er sich überlegt hat, wenn er wieder lieb sein will, dann darf er zu mir kommen und wir sprechen darüber. Oder wenn er nicht runter kommt, er hat oben sein Zimmer, oder wenn er heut noch hoch muss, und er hat oben einen Wutanfall, dann fängt er an, oben alles kaputt zu treten oder gegen die Tür zu treten, dann muss ich ihm da noch mal Einhalt gebieten. Dann ist er erst mal trotzig oder heult rum. Weil es kommt immer drauf an, was geb ich dem Kind, was hält das Kind von mir, welchen Bezug hat das Kind zu mir. Umso mehr tut es ihm weh, wenn ich mit ihm böse bin. Aber nicht wirklich böse, dass ich sag ich entzieh mich jetzt ganz. Sondern so dass ich sag, du hast das jetzt falsch gemacht, du denkst da jetzt drüber nach und wir können da auch noch mal drüber sprechen. Aber ich will dich jetzt erst mal ein paar Minuten nicht sehen, weil ich jetzt böse bin. Oder weil mir das jetzt wehgetan hat, was du gemacht hast, so sag ich ihm das dann auch. Und das tut ihm dann weh, dass er mir wehgetan hat. Das merk ich oft.“

Zusammenfassung des Gespräches mit Sandra

"Die wussten nicht so recht, wohin mit mir!"

Verschiedene Stationen vor der Unterbringung im Kinderdorf

Aufgrund der Alkoholabhängigkeit der Mutter von Sandra und der Probleme, die im Kindergarten auftraten, war eine Heimunterbringung von Sandra schon vor ihrem 6. Lebensjahr notwendig geworden. Sandra kannte ihren Vater nicht, er war ebenfalls Alkoholiker. Erst nach einem 1-jährigen Aufenthalt in einer Kinder- und Jugendpsychiatrie wurde die Entscheidung einer dauerhaften Fremdunterbringung getroffen.

Sandra freute sich, als dann endlich klar geworden war, dass sie in das Kinderdorf kommt. In der ersten Zeit des Aufenthaltes wurde ein Kontaktverbot zur Mutter angeordnet, das Sandra sehr belastete: „Das war schon hart, jede Nacht mit Heulen einschlafen . . .!“

Als besonders belastend war für Sandra auch die Tatsache, dass sie anfangs eine Erzieherin hatte, von der sie nicht angenommen fühlte, sie wurde von ihr oft angeschrien und auch körperlich gezüchtigt.

Besonders tief hat sich ein Erleben von Ungerechtigkeit eingestellt, Sandra empfand, dass die beiden leiblichen Kinder der Erzieherin, die auch in der Gruppe lebten, von der Erzieherin bevorzugt wurden.

Kontakt und Auseinandersetzung mit der alkoholkranken Mutter

Sandra war sehr enttäuscht darüber, dass ihre Mutter von der Erzieherin schlecht gemacht wurde, und dass sie bei Besuchen nicht gerne gesehen war. Für Sandra als Kind war dies nicht nachvollziehbar, besonders dass ihr der Umgang mit ihrer Mutter faktisch verboten wurde. („Es macht einem als Kind auch viel kaputt in der Seele!“)

Im Gespräch macht Sandra ihre Ambivalenz deutlich in Bezug auf den Kontakt mit ihrer Mutter. Es werden die Ängste und Sorgen und auch die Wut ausgedrückt, die sie als Kind empfunden hat und auch heute noch fühlt. Sandra hat sich auch wegen ihrer Mutter geschämt und sie schämt sich auch heute noch. Sandra entwickelte starke Schuldgefühle, weil sie im Alter von 9 oder 10 Jahren ihrer Mutter zu verstehen gegeben hat, dass sie sie gar nicht so viel sehen will, weil ihr der Kontakt mit den anderen Kindern wichtiger ist. Hier hat sie das Leben im Kinderdorf durchaus als eine Entlastung erlebt.

Sandra ist froh, dass sie heute mit Hilfe ihrer späteren Erzieherin Frau C. eine Aussöhnung mit ihrer Mutter auch in ihrem Inneren geschafft hat.

Positive Erfahrung mit einer neuen Erzieherin: „. . . das Gefühl, die könnte meine Mutter sein!“

Nach einigen Jahren kam eine neue Erzieherin, Frau C., in die Gruppe von Sandra. Zu ihr fand Sandra ein sehr positives Verhältnis. Sie hat ihr viel Verständnis und Einfühlung entgegengebracht. In vielen vertrauensvollen Gesprächen trug diese Erzieherin dazu bei, dass sie nach und nach ihre Mutter etwas besser verstehen lernte und ihr heute verzeihen kann und sich mit ihr ausgesöhnt hat.

Es entwickelte sich zur Erzieherin Frau C. ein Gefühl, dass sie für Sandra fast zum Mutterersatz wurde. („Die hat in schneller Zeit viel für mich wieder gut gemacht!“)

Unterstützung im Zusammenhang mit ihrer Berufswahl

Entscheidende Unterstützung und Anleitung im autogenen Training und anderen Entspannungsverfahren erhielt Sandra von Frau C. Sie hat ihr dazu verholfen, die Aufmerksamkeit auf das eigene Selbsterleben zu lenken und sie angeregt, über sich und ihren Tagesablauf abends zu reflektieren. Sie hat Sandra auch unterstützt und gefördert in dem Wunsch, eine Ausbildung in medizinischen Bereich zu machen.

Erfahrungen im Kinderdorf

Mangelnde Unterstützung in der Schule

Sandra beschreibt sich als eine Person mit Willensstärke und der Fähigkeit, sich für ihre hohen Ziele einzusetzen. Sie ist sich sicher, dass sie es sonst nicht so weit geschafft hätte.

Der Schule, den Lehrern und den Verantwortlichen im Kinderdorf wirft sie vor, dass sie in ihrem Wunsch, auf die Realschule zu gehen, nicht unterstützt wurde.

Frühe Übernahme von Verantwortung und Überlebenswille

Die Notwendigkeit einer frühen Verantwortungsübernahme hat Sandra sehr geholfen, später gut mit ihrem Leben zurechtzukommen. Sie blickt heute mit großer Zufriedenheit auf ihr bisheriges Leben zurück, besonders, dass ihr ein gesunder Egoismus dazu verholfen hat, dass sie sich niemals unterkriegen lässt und trotz aller Tiefschläge – auch aktuell – immer wider aufgestanden ist. Manchmal ist ihre Angst, dass sie ihre Ziele nicht erreichen könnte, so groß, dass sie sogar an Suizid denkt. Dennoch ist sie optimistisch gestimmt, weil sie weiß, dass ihr gesunder Egoismus sie auch jetzt wieder überleben lassen wird.

Tanz und Sport als wichtige Betätigungsfelder

Voller Begeisterung hat Sandra beim Jazztanz und den Tanzaktivitäten bei Frau G. mitgemacht und eigene kreative Ideen mit eingebracht. Viele Sportangebote im Freizeitbereich hat Sandra voller Begeisterung mitgemacht: Schwimmen, Tischtennis, Volleyball, Laufen . . . Die Ausübung des Sports hatte zeitweise bei Sandra Suchtcharakter angenommen. Eine Leistung war bei ihr immer wieder Ansporn zu neuer Höchstleistung, bis sie gesundheitliche Probleme, d. h. Herzprobleme, bekommen hat.

Gedanken im Rückblick

Benachteiligung als „Heimkind“ und fehlende finanzielle Vorsorge

Sandra bedauert, dass sie in finanzieller Hinsicht immer im Nachteil war gegenüber Kindern, die zu Hause bei ihren Eltern gelebt haben und immer wieder mal Unterstützung von ihnen erhalten. Sie ist gezwungen, für Weiterbildungskurse und die Praxis Kredite aufzunehmen, die ihr und ihrem Mann zurzeit das Leben schwer machen. Es ist bei ihr eine Sorge vorhanden, „abzustürzen“ und „asozial“ zu werden. Sie macht dem Kinderdorf den Vorwurf, dass hier nicht genügend beim Ansparen getan wird und in der Unterstützung mit vergünstigten Krediten für Ehemalige.

„Nie erwachsen werden!“

Sehr beeindruckt haben mich zum Ende des Gespräches Worte von Sandra, die viel aussagen über die Natürlichkeit und Lebendigkeit, die sie sich trotz vieler widriger Umstände bewahrt hat: „Und ich möchte nie richtig erwachsen werden. Also ich möchte nie verlernen, wie es mir ging als Kind, wie hab ich mich in der Situation gefühlt, ich möchte mich noch reinversetzen können. Weil ich hab oft bei Erwachsenen gemerkt, die verstehen das gar nicht, die können sich gar nicht reinversetzen. Die haben ihre Kindheit vergessen!“

Aussagen auf der Basis des Gespräches mit Sandra

Aufnahme im Kinderdorf

- Es kann sein, dass sich ein Mädchen, deren Mutter Alkoholikerin ist, sehr darauf freut, in ein Heim auf Dauer zu kommen, wenn es vorher mehrere Jahre in verschiedenen Einrichtungen war und es den Eindruck hatte, „die wissen nicht, wohin mit mir“.
- Es kann sein, dass bei einem Mädchen von 6 Jahren, deren Mutter Alkoholikerin ist, auch ein langer Psychiatrie-Aufenthalt überwiegend positiv erlebt wird.
- Wird einem Mädchen nach Aufnahme im Kinderdorf das Versprechen gemacht, es dürfe wieder heim, wenn es ihr nicht gefalle, nicht eingehalten, so kann das zu Verbitterung und Wut führen.
- Es kann sein, dass ein kleines Mädchen, wenn es angeschrien und geschlagen wird, hilflos und wütend reagiert, ja sogar daran denkt, ihre Erzieherin umzubringen.
- Wird ein Mädchen, das im Heim lebt, von der Erzieherin ungerecht behandelt und werden die eigenen Kinder der Erzieherin bevorzugt, kann dies zu heftiger Wut und zu Racheplanen führen.
- Wird bei einem Mädchen im Heim ein Kontaktverbot zur Mutter ausgesprochen und der Kontakt zur Mutter unterbunden, so kann das mit ständigem Weinen vor dem Einschlafen verbunden sein und viel „kaputt machen in der Seele“.

Ambivalente Beziehung zur alkoholkranken Mutter

- Wenn ein Mädchen als Jugendliche erlebt, dass der Kontakt zu ihrer alkoholkranken Mutter erschwert wird, dann kann es sein, dass es ihr sehr wehtut.
- Es kann sein, dass ein Mädchen als Jugendliche Verständnis dafür entwickelt, dass im Heim der Kontakt mit ihrer alkoholkranken Mutter verboten wurde, und sie es im Nachhinein als Erleichterung empfindet.
- Wenn ein Mädchen als Jugendliche das Selbstmitleid und die Selbstanklage ihrer Mutter hört, sie hätte alles falsch gemacht, dann kann es sein, dass die Tochter dafür nicht mehr zugänglich ist und die Verantwortung für die Beziehung in der Zukunft übernimmt („ . . . und das

konnte ich mir nicht anhören. Ich hab gesagt, das war so, wie es war und wir machen das Beste draus!“).

- Wenn ein Mädchen als Jugendliche Besuch von ihrer Mutter bekommt, die Alkoholprobleme hat, dann kann es sein, dass sie sich vor allem vor den Gleichaltrigen für das Verhalten ihrer Mutter schämt.
- Es kann sein, dass ein kleines Mädchen, wenn sie immer wieder die Entscheidungsschwäche ihrer alkoholkranken Mutter erlebt hat, in ihrem späteren Leben auch Schwierigkeiten hat, sich zu entscheiden.

Bedeutung einer wichtigen Bezugsperson

- Eine Erzieherin, die in der Lage ist, einen sehr einfühlsamen und vertrauensvollen Kontakt zu einem Mädchen aufzubauen, kann bei diesem Mädchen Gefühle wie zu einer Mutter wecken.
- Wenn ein Mädchen als Jugendliche in einem Heim auf eine verständnisvolle und einfühlsame Erzieherin trifft, dann kann diese Erfahrung helfen, sich wieder mit der eigenen Mutter auszusöhnen.
- Eine verständnisvolle Erzieherin, die gut zuhören kann und es versteht, die Aufmerksamkeit des Heimkindes auf das Selbsterleben und Selbstreflexion zu lenken, kann eine Jugendliche in vielen Bereichen und besonders auch in der Berufswahl unterstützen.
- Es kann sein, dass ein junges Mädchen bei freundlicher und unterstützender Begleitung durch die Erzieherin eine große Sensibilität für ihre Umwelt und die Wahrnehmung ihrer Energien entwickelt.

Leben in Schule und Kinderdorf

- Wird eine Schülerin in der Heimschule nicht mit ihrem Wunsch, auf eine weiter führende Schule gehen zu wollen, ernst genommen, so kann das bei der Schülerin zu Resignation führen.
- Für ein Mädchen, das im Kinderdorf aufwächst und eine alkoholkranken Mutter hat, können sportliche Aktivitäten fast Suchtcharakter annehmen.
- Es kann sein, dass ein Mädchen im Kinderdorf eine große Freude am Sport, an musischen Aktivitäten und Tanz entwickelt.

Erfahrungen mit dem Anderssein

- Ein Mädchen, das unter schwierigen Bedingungen im Heim aufgewachsen ist, kann Verhaltensweisen wie einen starken Egoismus und Durchsetzungswillen entwickeln und so einen starken Unterschied zu anderen erleben.
- Die Sorge, seine Ziele nicht zu erreichen, in starke Abhängigkeit zu kommen oder asozial zu werden, können bei einem Mädchen, das in einem Heim gelebt hat, dazu führen, dass es daran denkt, sich umzubringen.
- Ein Mädchen, das im Kinderdorf aufgewachsen ist, kann die eingeschränkten Kontakte nach außen als belastend erleben.
- Eine Jugendliche, die im Heim aufgewachsen ist, kann die Nachteile in finanzieller Hinsicht gegenüber einem anderen Kind, das in der Familie sein konnte, als belastend und ungerecht erleben. Dies kann dazu führen, dass Vorschläge nach verstärkter Vorsorge gemacht werden.

Rückblick auf die Zeit im Kinderdorf

- Wächst ein Mädchen im Kinderdorf auf, so kann es sein, dass es lernt, früh Verantwortung zu übernehmen und sich an Regeln zu halten und dies als wertvoll für sein Leben zu empfinden.
- Für ein Mädchen, das im Heim gelebt hat, kann die Erfahrung eines geordneten Tagesablaufes etwas sehr Wertvolles sein, das es auch für die Erziehung der eigenen Kinder übernimmt.
- Eine junge Mutter, die als kleines Mädchen eine einfühlsame Erziehung erfahren hat, kann manchmal versuchen, diese Erfahrung auch bei der Erziehung der eigenen Kinder umzusetzen.
- Es kann sein, dass ein Mädchen, das einen Großteil seiner Kindheit und Jugend im Heim verbracht hat, sich eine große Sensibilität und Ursprünglichkeit und die Fähigkeit, die Welt aus der Perspektive eines Kindes zu sehen, bewahrt hat.

Die Erfahrung im Heim als lebensrettend erlebt

- Es kann sein, dass ein Mädchen rückblickend die Zeit im Heim als sehr wertvoll und den gesunden Egoismus, den es sich angeeignet hat, als lebensrettend erlebt hat.

7.2 Datenerhebung 2. Schritt

Mit dem folgenden Analyseschritt beschreibe ich die Voraussetzungen und allgemeine Situation der Gruppe von Kindern und Jugendlichen aus dem Kinderdorf, die im Zeitraum von 1981 – 1985 das Kinderdorf verlassen haben. Aus dieser Gruppe habe ich meine GesprächspartnerInnen für die Interviews ausgewählt. Im Einzelnen werde ich unter anderem neben allgemeinen persönlichen Daten die Situation der Herkunftsfamilie und Problemlage bei der Aufnahme, die individuellen Ressourcen der Kinder und die Elternarbeit im Kinderdorf genauer in den Blick nehmen. Ich habe mich hier an dem Analysebogen der Tübinger Studie zu Jugendhilfeleistungen (JULE, Baur, u. a. 1998) orientiert. Dieses Vorgehen ermöglicht mir, dass ich meine Erhebung in einen größeren Zusammenhang der Leistungen von Jugendhilfe allgemein und von Heimerziehung im Besonderen stellen kann. Zugleich möchte ich aber auch die Besonderheiten einer Erziehungshilfe im Rahmen einer Erziehung im Kinderdorf im Zeitraum von 1961 – 1985 verdeutlichen: Thomas wurde 1961 in das Kinderdorf aufgenommen und hat 1981 nach seiner Berufsausbildung das Kinderdorf verlassen. (vgl. S. 76)

7.2.1 Aktenanalyse der Ehemaligen der Entlassjahrgänge 1981-1985

Im letzten Abschnitt habe ich exemplarisch fünf Gesprächsprotokolle der von mir befragten Ehemaligen etwas ausführlicher dargestellt. Hier stehen das subjektive Erleben und die individuellen Erfahrungen des Einzelnen im Vordergrund.

Ich habe nun, um die „objektive“ Seite der Situation der Ehemaligen näher zu betrachten, eine Aktenanalyse von 66 Ehemaligen vorgenommen, die im Zeitraum von 1981 – 1985 das Kinderdorf verlassen haben. Diese Aktenanalyse dient vornehmlich der Beschreibung der Stichprobe der Kinder und Jugendlichen in dem von mir untersuchten Kinderdorf.

Ergebnissen aus der Evaluationsstudie zu Jugendhilfeleistungen (JULE, Baur, u. a. 1998) gegenüber, um einige spezifische Voraussetzungen und Besonderheiten im Kinder- und Jugenddorf zu verdeutlichen: Gesellschaftliche und fachliche Rahmenbedingungen wie z. B. der veränderte Blick auf die Bedeutung der Elternarbeit, der durch die Entwicklung der Familientherapie in den 70-er Jahren angestoßen wurde.

Die Ergebnisse der JULE-Studie habe ich jeweils in Klammern gesetzt. Die Prozentangaben werden im Text gerundet wiedergegeben.

Ich möchte damit einige spezifische Voraussetzungen und Besonderheiten in meiner Stichprobe im Kinderdorf verdeutlichen und auch die zeitbedingten gesellschaftlichen Voraussetzungen näher betrachten. So zeigt es sich, dass vor allem bei

1. der Unterbringung von Geschwistern,
 2. der Aufenthaltsdauer und
 3. der Bilanzierung der Hilfen im Rückblick
- große Unterschiede bestehen.

Im Kinderdorf wurden zur damaligen Zeit und z. T. auch heute noch sehr viel mehr Geschwistergruppen aufgenommen, da die Möglichkeit des Geschwisterzusammenhaltes ein wichtiges Kriterium für einweisende Jugendämter darstellte.

Bei der Dauer der Hilfe wird deutlich, dass die Aufenthaltsdauer bei den Ehemaligen im Kinderdorf sehr viel höher liegt als dies in der JULE-Studie der Fall ist; dies stellt einen generellen Vorteil der Erziehung im Kinderdorf dar, da die Dauer der Hilfe bei entsprechender Qualität einen großen Einfluss auf die Entwicklung der Kinder darstellt.

Hinsichtlich der Bilanzierung der Hilfen im Rückblick wird deutlich, dass in der von mir untersuchten Stichprobe im Kinderdorf jeweils ein sehr hoher Prozentsatz auf die Bereiche „Beheimatung“, Bereitstellung stabiler Strukturen und die Unterstützung für ein selbständiges Leben fällt. Es wird dabei die besondere Situation eines Kinderdorfes deutlich: Die Unterbringung erfolgte häufig unter dem Gesichtspunkt, den Kindern ohne Bindung und Kontakt zu den Eltern eine neue „Heimat“, ein „Zweites Zuhause“ zu geben. Das wichtige, erste Ziel der Jugendhilfe – die Rückkehr in die Herkunftsfamilie – konnte bei gewissen Anzahl von Kindern damals im Kinderdorf nicht erreicht werden, da entweder die Familie nicht mehr existierte oder keine Basis für eine förderliche Entwicklung der Kinder darstellen konnte.

Im Folgenden stelle ich die Ergebnisse der Aktenanalyse im Einzelnen dar, wobei die Ergebnisse aus der JULE-Studie jeweils in Klammern gegenübergestellt werden. Die Prozentangaben werden gerundet wiedergegeben.

7.2.2 *Ergebnisse der Aktenanalyse*
(*Entlassjahrgänge im Kinderdorf: 1981 – 1985, N = 66*)

7.2.2.1 *Geschlechterverteilung*

		Häufigkeit	Prozent	Kumulierte Prozente
Gültig	weiblich	28	42,4	42,4
	männlich	38	57,6	100,0
Gesamt		66	100,0	

Tab. 2: Geschlechterverteilungen der Entlassungen aus dem Kinderdorf zwischen 1981 und 1985

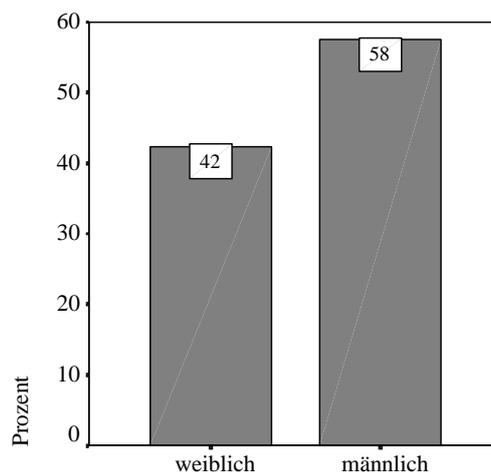


Abb. 1: Geschlechterverteilungen der Entlassungen aus dem Kinderdorf zwischen 1981 und 1985

Bezüglich der Geschlechterverteilung wird deutlich, dass in der untersuchten Stichprobe die Jungen in der Überzahl sind. In fast allen Untersuchungen wird von einer vergleichbaren Geschlechterverteilung gesprochen. (Ergebnisse der JULE-Studie; N = 197: 47 % Mädchen und 53 % Jungen.)

7.2.2.2 Alter zu Beginn der Unterbringung im Kinderdorf

		Häufigkeit	Prozent	Kumulierte Prozente
Gültig	<1 Jahr	6	9,1	9,1
	1-<3 Jahre	12	18,2	27,3
	3-<6 Jahre	7	10,6	37,9
	6-<9 Jahre	6	9,1	47,0
	9-<12 Jahre	15	22,7	69,7
	12-<15 Jahre	15	22,7	92,4
	15-<18 Jahre	5	7,6	100,0
Gesamt		66	100,0	

Tab. 3: Alter zu Beginn der Unterbringung im Kinderdorf

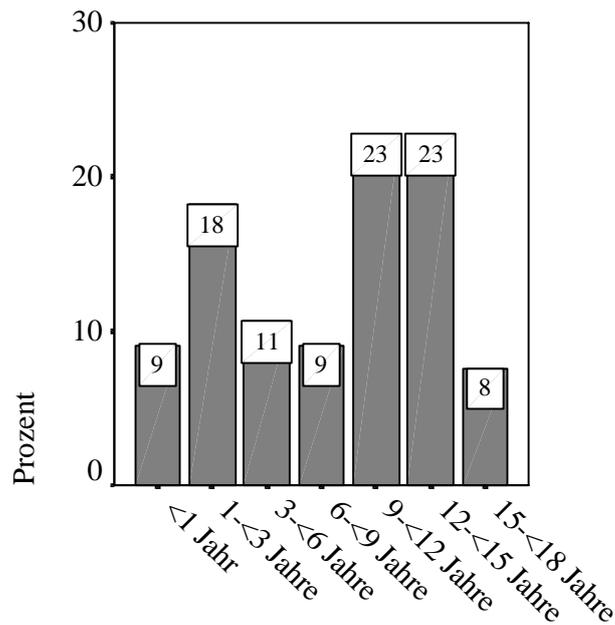


Abb. 2: Alter zu Beginn der Unterbringung im Kinderdorf

Beim Blick auf das Alter zur Zeit der Aufnahme im Kinderdorf wird die besondere Situation im Kinderdorf deutlich, es werden hier sehr viel mehr Kinder im Kleinkind- und Säuglingsalter aufgenommen: 38 % der Kinder in der Stichprobe wurden im Alter von 1 – 6 Jahren in das Kinderdorf aufgenommen (JULE: 9 %).

Diese Unterschiede sind darauf zurückzuführen, dass Kinderdörfer immer schon speziell darauf eingerichtet waren, auch Geschwistergruppen mit Kleinkindern und Säuglingen aufzunehmen. Es gab in den 70er Jahren Bestrebungen, die Unterbringung von Kleinkindern in Heimen zu vermeiden und geeignete Pflegefamilien zu suchen. Doch dies gelang schon damals nur in wenigen Fällen. Die Familienwohngruppen wurden hierfür als besonders geeignet betrachtet. Bezieht man das Geschlecht und das Aufnahmealter mit ein, so zeigt sich, dass Mädchen später in Hilfemaßnahmen kommen und bei der Gruppe der 12-15-jährigen den überwiegenden (ca. 65 %) Anteil haben (JULE: 55 %). Es lässt sich durch die eher expressiven Auffälligkeiten bei Jungen (Aggression, ADS) erklären, dass für sie früher schon im Kindesalter eine stationäre Hilfe gesucht wird, Mädchen dagegen zeigen im Kindesalter weniger Auffälligkeiten, sind aber eher bereit, als Jugendliche selbstständig um Hilfe nachzufragen (vgl. Rosalind).

Diese Besonderheit im Hilfeangebot eines Kinderdorfes wird auch in der folgenden Tabelle zur Anzahl der Geschwister deutlich. In 86 % der Fälle waren im Kinderdorf noch weitere Geschwister untergebracht (JULE: 14 %).

7.2.2.3 Anzahl fremduntergebrachter Geschwister

		Häufigkeit	Prozent	Kumulierte Prozente
Gültig	0	9	13,6	13,6
	1	15	22,7	36,4
	2	17	25,8	62,1
	3	13	19,7	81,8
	4	9	13,6	95,5
	5	3	4,5	100,0
Gesamt		66	100,0	

Tab. 4: Anzahl der fremduntergebrachten Geschwister

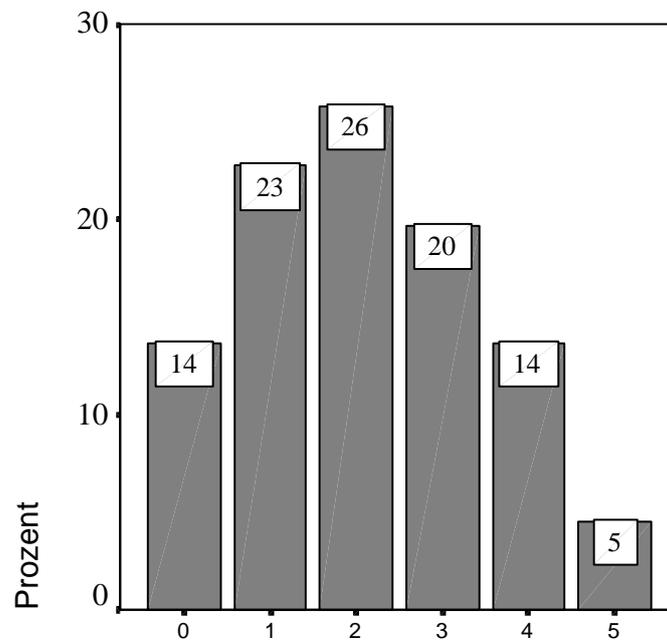


Abb. 3: Anzahl der fremduntergebrachten Geschwister

7.2.2.4 Situation und Problemlage in der Herkunftsfamilie

Bezeichnung	Name	Häufigkeit	Prozent d. Antworten	Prozent d. Fälle *
Alleinerziehende Mutter	V3A_1	23	29,5	37,1
Stieffamilie	V3A_2	10	12,8	16,1
Vollständige Familie	V3A_3	22	28,2	35,5
Scheidungsfamilie	V3A_4	23	29,5	37,1
	Gesamt	78	100,0	125,8

4 fehlende Werte; 62 gültige Werte

*Mehrfachnennungen – Prozentanteil an der Personenzahl

Tab. 5: Situation der Herkunftsfamilie

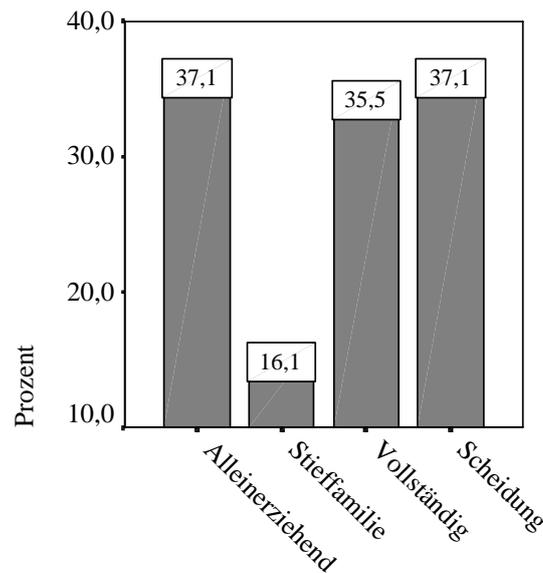


Abb. 4: Situation der Herkunftsfamilie

Zur Situation der Herkunftsfamilien lässt sich sagen, dass 37 % der Kinder in der Stichprobe vor Beginn der Aufnahme bei der alleinerziehenden Mutter lebten (JULE: 42 %). 16 % stammten aus Stieffamilien (JULE: 17 %) und der Anteil der vollständigen Familien liegt bei 36 % (JULE: 33 %). Die veränderte gesellschaftliche Situation bezüglich der Scheidungskinder spiegelt sich in den entsprechenden Zahlen wider, in meiner Stichprobe betragen die Scheidungsfamilien 37 %, während in der JULE-Studie sich 58 % der Kinder fanden, die aus Scheidungsfamilien stammten. Diese Da-

ten spiegeln die Zunahme der Scheidungsraten in den letzten 30 – 40 Jahren wider.

Bezeichnung	Name	Häufigkeit	Prozent d. Antworten	Prozent d. Fälle *
Geringes Einkommen	V3B_1	35	10,3	53,0
Arbeitslosigkeit	V3B_2	21	6,2	31,8
Hohe Verschuldung	V3B_3	14	4,1	21,2
Problematische Wohnverhältnisse	V3B_4	36	10,6	54,5
Sozialer Brennpunkt	V3B_5	23	6,7	34,8
Soziale Isolation	V3B_6	15	4,4	22,7
Problematische Partnerbeziehung	V3B_7	36	10,6	54,5
Überforderung	V3B_8	35	10,3	53,0
Wechselnde Familienzusammensetzung	V3B_9	14	4,1	21,2
Gewalt	V3B_10	27	7,9	40,9
Suchtproblematik der Eltern	V3B_11	27	7,9	40,9
Langfristige Krankheit	V3B_12	17	5,0	25,8
Psychiatrieaufenthalt	V3B_13	8	2,3	12,1
Gefängnisarrest	V3B_14	10	2,9	15,2
Besondere Notlagen	V3B_15	5	1,5	7,6
Tod der Eltern / eines Elternteils	V3B_16	18	5,3	27,3
	Gesamt	341	100,0	516,7

0 fehlender Wert; 66 gültige Werte

* Mehrfachnennungen – Prozentanteil an der Personenzahl

Tab. 6: Problemlage in der Herkunftsfamilie zu Beginn der Aufnahme in das Kinderdorf

Durchgängig zeigt sich, dass ein wesentlicher Indikator für die Inanspruchnahme von stationärer Jugendhilfe im Kinderdorf schwierige sozioökonomische Verhältnisse sind, d. h. 53 % der Familien sind als arm zu bezeichnen (JULE: 40 %). In 55 % (JULE: 31 %) der Fälle bestimmen problematische Wohnverhältnisse und in 32 % (JULE: 23%) der Fälle Arbeitslosigkeit die Ausgangssituation der Familien. Aus diesen Daten wird die

soziokulturelle Benachteiligung dieser Gruppe deutlich und der enge Zusammenhang zur Inanspruchnahme von Heimerziehung.

Neben diesen strukturellen Benachteiligungen der Familien sind weitere Belastungen genannt, die eher im Beziehungsgefüge der Familien liegen. So zeigen die Zahlen in der Stichprobe, dass in 41 % der Fälle die Kinder Gewalt im Elternhaus ausgesetzt sind (JULE: 43 %). Ebenfalls mit 41 % wird die Suchtproblematik der Eltern genannt (JULE: 35 %). Hier liegt eindeutig eine nicht mehr zu hinterfragende Begründung für die Notwendigkeit stationärer Jugendhilfe deutlich auf der Hand. Die unterschiedlichen Zahlen zum Tod der Eltern oder eines Elternteil machen wieder die besondere Angebots- und Hilfeform eines Kinderdorfes deutlich. Im Vergleich zur Heimerziehung (JULE: 8 %), sind in der Stichprobe des Kinderdorfes 27 % Kinder untergebracht, deren Eltern oder Elternteil gestorben sind. Das hat sicher zu tun mit dem Selbstverständnis der Kinderdörfer seit Gründung, Waisenkinder der Nachkriegsjahre aufzunehmen. Bei Tod eines Elternteiles wurden sicherlich auch in den 70er Jahren immer noch verstärkt die Kinderdörfer angefragt.

7.2.2.5 Beziehungen innerhalb der Familie vor Aufnahme im Kinderdorf

Bezeichnung	Name	Häufigkeit	Prozent d. Antworten	Prozent d. Fälle *
Förderliches Beziehungsinteresse	V4_1	20	29,0	30,8
Ambivalentes Beziehungsinteresse	V4_2	22	31,9	33,8
Ausbeutendes belastendes Beziehungsinteresse	V4_3	11	15,9	16,9
Ausdrückliche Ablehnung des Kindes / Jugendlichen	V4_4	13	18,8	20,0
Verhärtete Strukturen in der Familie	V4_5	3	4,3	4,6
	Gesamt	69	100,0	106,2

* Mehrfachnennungen – Prozentanteil an der Personenzahl

Tab. 7: Beziehungen innerhalb der Familie vor Aufnahme im Kinderdorf

Die oben abgedruckte Tabelle macht deutlich, in welchem Ausmaß bei den fremdunterbrachten Kindern die Beziehungskonstellationen problema-

tisch waren. Bei 70 % (JULE: 81 %) der Familien gab es für die Kinder kein psychosoziales Klima, das eine günstige Entwicklung der Kinder in der Familie hätte erwarten lassen.

Die problematischen Beziehungen innerhalb der Familien zeigen sich in den Symptomen, mit denen die Kinder im Kinderdorf angekommen sind. Die nächste Tabelle verdeutlicht dies.

7.2.2.6 Problemlage zu Beginn der Hilfe

Bezeichnung	Name	Häufigkeit	Prozent d. Antworten	Prozent d. Fälle *
Störung der Eltern-Kind-Beziehung	V5A_1	43	11,9	66,2
Kind als Opfer fam. Kämpfe	V5A_2	31	8,6	47,7
Gewalt / Missbrauch	V5A_3	23	6,4	35,4
Loyalitätskonflikte	V5A_4	6	1,7	9,2
Vernachlässigung	V5A_5	44	12,2	67,7
„Verwahrlosung“	V5A_6	17	4,7	26,2
Problematisches Milieu	V5A_7	21	5,8	32,3
Trebe	V5A_8	7	1,9	10,8
Abweichendes Verhalten	V5A_9	13	3,6	20,0
Aggressives Verhalten	V5A_10	25	6,9	38,5
Autoaggressives Verhalten	V5A_11	6	1,7	9,2
Hyperaktivität	V5A_12	5	1,4	7,7
Psychische Auffälligkeit	V5A_13	16	4,4	24,6
Behinderung	V5A_14	6	1,7	9,2
Entwicklungsrückstand	V5A_15	16	4,4	24,6
Suchtproblematik	V5A_16	2	0,6	3,1
Auffälligkeit in soz. Beziehungen	V5A_17	20	5,5	30,8
Konzentrationsprobleme	V5A_18	12	3,3	18,5
Lern- / Leistungsrückstände	V5A_19	30	8,3	46,2
Fernbleiben von Schule / Ausbildung	V5A_20	19	5,2	29,2
	Gesamt	362	100,0	556,9

1 fehlender Wert; 65 gültige Werte

* Mehrfachnennungen – Prozentanteil an der Personenzahl

Tab. 8: Problemlage zu Beginn der Aufnahme in das Kinderdorf

Die oben abgedruckte Tabelle ist vor dem Hintergrund zu lesen, dass sich die Probleme und Symptome der Kinder und Jugendlichen immer auf die familiären Belastungen beziehen. Eine einzelne Problembelastung ist sicherlich noch in vielen Fällen mit einer ambulanten Hilfeform anzugehen, hier haben aber die Symptome in ihrer Häufung dazu geführt, dass eine Fremdunterbringung unumgänglich schien. Diese Tatsache weist auch auf die Bedeutung der Elternarbeit im Rahmen der stationären Erziehung hin, unabhängig davon, ob eine Rückführung in das Elternhaus angestrebt wird oder die Verselbstständigung des Jugendlichen das Ziel der Hilfe darstellt. In 66 % der Fälle wird eine Störung der Eltern-Kind-Beziehung als Begründung für eine Fremdunterbringung angesehen. (JULE: 68 %). In 48 % (JULE: 54 %) wird das Kind Opfer familiärer Kämpfe, nicht selten im Kontext von Alkohol- und Drogenkonsum oder Scheidung der Eltern. Es fällt die hohe Rate der Gewalt- und Missbrauchserfahrungen mit 35 % auf. In der JULE-Studie wird diese Zahl mit 43 % angegeben. Diese Steigerung ist vermutlich auch darauf zurückzuführen, dass das Thema der sexuellen Gewalterfahrungen heute weitgehend aus dem Tabu-Bereich genommen ist. Im Zuge der allgemeinen Sensibilisierung für das Thema wird der sexuelle Missbrauch und seine Folgen heute häufiger und sicherer erkannt. Hartwig schätzt, „dass die Hälfte bis zwei Drittel der Mädchen in öffentlicher Erziehung in ihrer Herkunftsfamilie oder im familialen Umfeld sexuell missbraucht wurden“ (Hartwig 1990, S. 79). In der von mir untersuchten Stichprobe ist die Vernachlässigung des Kindes mit 68 % sehr hoch, diese hohe Zahl lässt sich dadurch erklären dass die Kinder oftmals schon sehr früh im Kleinkindalter ins Kinderdorf kamen und die Eltern bzw. der Elternteil keinen Kontakt mehr zu den Kindern halten konnten oder wollten (vgl. Thomas, Claudia, Rosalind). In der JULE-Studie wird diese Zahl mit 48 % angegeben.

7.2.2.7 Individuelle Ressourcen der Kinder und Jugendlichen

Bezeichnung	Name	Häufigkeit	Prozent d. Antworten	Prozent d. Fälle *
Sorge um Geschwister	V5B_1	31	16,2	51,7
Zuverlässigkeit / Verantwortungsbewusstsein	V5B_2	40	20,9	66,7
Hilfsbereitschaft	V5B_3	37	19,4	61,7
Gute Schulleistungen / Fleiß	V5B_4	21	11,0	35,0
Guter Umgang mit Geld	V5B_5	4	2,1	6,7
Gute Sozialkontakte	V5B_6	15	7,9	25,0
Liest gerne Bücher	V5B_7	6	3,1	10,0
Gute sportliche Leistungen	V5B_8	10	5,2	16,7
Selbstständigkeit	V5B_9	27	14,1	45,0
Spezielle Fähigkeiten	V5B_10	6	3,1	10,0
	Gesamt	191	100,0	318,3

6 fehlende Werte; 60 gültige Werte

* Mehrfachnennungen – Prozentanteil an der Personenzahl

Tab. 9: Individuelle Ressourcen der Kinder und Jugendlichen

Bei den individuellen Ressourcen fallen besonders die Sorge um die Geschwister mit 52 %, die Zuverlässigkeit mit 67 % und Hilfsbereitschaft mit 62 % bei den Kindern und Jugendlichen auf. Diese Zahlen machen deutlich, dass die Kinder im Kinderdorf bei aller Problematik in einem sehr hohen Maß über soziale Kompetenzen verfügen, die ihnen auch bei der späteren Lebensbewältigung eine Hilfe sind. Sicherlich trägt die Erfahrung in der Fremderziehung in einer Familiengruppe von bis zu 9 Kindern und mehreren Erwachsenen in einem hohen Maß dazu bei, diese Fähigkeiten auszubilden. Soziale Fähigkeiten stellen für Ehemalige ganz wertvolle Schutzfaktoren für die Bewältigung ihres Lebens dar (vgl. Thomas, Claudia). Es fällt auch die hohe Zahl der Selbstständigkeit der Kinder und Jugendlichen mit 45 % auf. Heimkinder sind aufgrund des Fehlens der familiären Unterstützung und der Notwendigkeit, den Anforderungen in einer Gruppe in Bezug auf Selbstständigkeit gerecht zu werden, gezwungen, sehr früh ein hohes Maß an eigenständigen Bewältigungsaktivitäten zu entwickeln.

7.2.2.8 Hilfen im Vorfeld der Aufnahme im Kinderdorf

Bezeichnung	Name	Häufigkeit	Prozent d. Antworten	Prozent d. Fälle *
Ambulante Beratung durch das Jugendamt	V6_1	45	30,2	68,2
Erziehungsberatungsstelle	V6_2	29	19,5	43,9
Soziale Gruppenarbeit	V6_3	3	2,0	4,5
Krisenintervention	V6_4	14	9,4	21,2
Betreuungshelferin	V6_5	6	4,0	9,1
Familienhilfe	V6_6	16	10,7	24,2
Vollzeitpflege	V6_7	3	2,0	4,5
Tages- / Wochenpflege	V6_8	8	5,4	12,1
Soz. Päd. Einzelbetreuung	V6_9	2	1,3	3,0
Kinder- und Jugendpsychiatrie	V6_10	9	6,0	13,6
Therapeutische Angebote	V6_11	7	4,7	10,6
Sonstiges	V6_12	2	1,3	3,0
Keine Angaben	V6_13	5	3,4	7,6
	Gesamt	149	100,0	225,8

0 fehlender Wert; 66 gültige Werte

* Mehrfachnennungen – Prozentanteil an der Personenzahl

Tab. 10: Hilfen im Vorfeld der Aufnahme im Kinderdorf

In der Folge des KJHG nach 1991 wurden die Bemühungen um den Ausbau ambulanter Hilfen verstärkt; und dies war verbunden mit der Vorstellung, dass so eine große Zahl von Heimunterbringungen vermieden werden könnte. Doch die Zahlen zeigen, dass sich hier in 30 Jahren nicht so viel verändert hat: Nach wie vor ist es so, dass trotz der Hilfen im Vorfeld einer stationären Unterbringung diese nicht ausreichen und bei den entsprechenden Kindern dann doch eine stationäre Unterbringung nötig wurde. Im Vorfeld der Erziehung im Kinderdorf haben 68 % der Stichprobe der Ehemaligen im Kinderdorf eine mehr oder weniger intensive ambulante Beratung durch das Jugendamt in Anspruch genommen (JULE: 47 %). In 44 % der Fälle wurde die Erziehungsberatungsstelle in Anspruch genommen, in der JULE-Studie haben nur 20 % die Hilfe einer Erziehungsberatungsstelle in Anspruch genommen. Dies könnte ein Hinweis auf abnehmende Bemühungen und Einsparungen auf Seiten der Beratungsstellen sein.

In 21 % der Fälle handelte es sich um eine Krisenintervention (JULE: 19 %) und 14 % der Kinder waren vor der Unterbringung im Kinderdorf in einer Kinder- und Jugendpsychiatrie (JULE: 12 %).

7.2.2.9 *Elternarbeit im Kinderdorf*

Betrachtet man die Untersuchungen zum Erfolg der Heimerziehung, so fällt auf, dass es, wie in den Untersuchungen zur Bewährung dargestellt, zu verblüffend ähnlichen Resultaten kommt bezüglich der erfolgreichen Heimbiografien: Zwei Drittel werden als erfolgreich dargestellt, etwa ein Drittel als gescheitert. Doch jenseits dieser Globalergebnisse war es als erstes die JULE-Studie, die einen deutlichen Zusammenhang festgestellt hat zwischen guter Fachlichkeit und dem Erfolg von Heimerziehung. Wenn fachliche Standards wie z. B. die Einbeziehung der Herkunftsfamilien in den Prozess der Erziehung eingehalten wurden, so war die Chance auf ein positives Ergebnis bis zu sechsmal höher.

So wird deutlich, dass der Elternarbeit in jeder Form der stationären Jugendhilfe eine große Bedeutung zukommt. Sie wird allgemein angemahnt und durch die rechtlichen Rahmenbedingungen zur Pflichtaufgabe. Die konkreten Formen der Elternarbeit können sehr unterschiedlich sein; sie reichen von Besuchen und informellen Gesprächen bis zu gezielten Formen wie individuelle Beratungsangebote und Familientherapie.

Im vorliegenden Zusammenhang verwende ich einen weiten Begriff von Elternarbeit in Anlehnung an Conen (1990). Unter Elternarbeit werden alle Kontakte zwischen Eltern, Erziehungsberechtigten der Einrichtung und den Kindern verstanden, die sich informell ergeben oder planmäßig gestaltet werden.

Es fällt auf, dass beim Anlegen einer weiten Definition von Elternarbeit bei 70 % der Stichprobe Elternarbeit durchgeführt wurde. Diese relativ hohen Zahlen weisen darauf hin, dass im untersuchten Kinderdorf in den 70er Jahren als Folge der Heimkampagne und der beginnenden Entwicklung im Bereich der Familientherapie ein großer Stellenwert auf die Arbeit mit der Herkunftsfamilie gelegt wurde, es wurden regelmäßige gezielte Gespräche in 32 % der Fälle geführt, in Einzelfällen auch Familientherapie. Bei 20 Ehemaligen konnten hierzu keine Angaben gemacht werden. Betrachten wir jedoch die vorwiegende inhaltliche Ausrichtung der Elternarbeit, so

wird deutlich, dass es sich in der Regel jedoch um Besuche der Eltern oder anderer Familienangehöriger im Kinderdorf gehandelt hat.

Bezeichnung	Name	Häufigkeit	Prozent d. Antworten	Prozent d. Fälle *
Besuche der Eltern	V8_1	47	44,8	100,0
Informelle Gespräche	V8_2	31	29,5	66,0
Elternabende	V8_3	4	3,8	8,5
Gezielte Gespräche	V8_4	15	14,3	31,9
Familientherapie	V8_5	3	2,9	6,4
Hospitationsbesuche	V8_6	4	3,8	8,5
Hausbesuche	V8_7	1	1,0	2,1
	Gesamt	105	100,0	223,4

19 fehlende Werte; 47 gültige Werte

* Mehrfachnennungen – Prozentanteil an der Personenzahl

Tab. 11: Formen der Elternarbeit bei Kindern im Kinderdorf zwischen 1981 und 1985

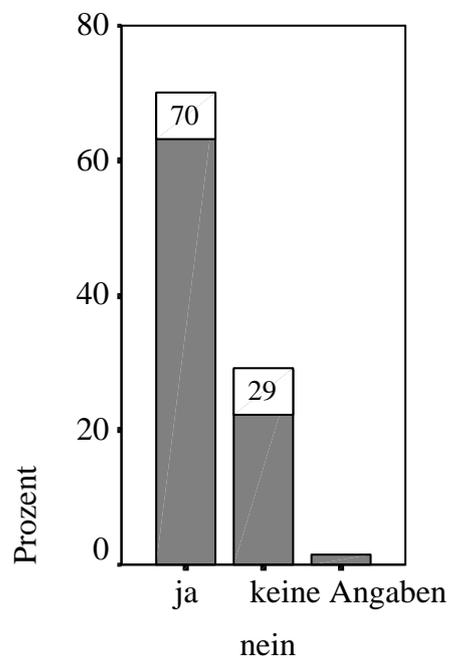


Abb. 4: Formen der Elternarbeit bei Kindern im Kinderdorf zwischen 1981 und 1985

Die JULE-Studie stellt hier ernüchternd fest, dass nach ihren Ergebnissen in nur etwa 50 % der Fälle überhaupt Elternarbeit stattgefunden hat, und davon waren es dann wiederum 33 % Besuche oder informelle Gespräche. Die Zahl der Heimaufenthalte mit gezielter Elternarbeit ist in beiden Stichproben als sehr gering anzusehen. Es wird hier ein verstärkter Handlungsbedarf deutlich (vgl. auch Gespräche mit Thomas, Claudia, Sandra und Rosalind).

Werden die positiven und in Ansätzen positiven Entwicklungen der Kinder und Jugendlichen im Kinderdorf zusammengefasst, so kann gezeigt werden, dass in 53 % der Fälle, in denen Elternarbeit stattgefunden hat, sich dies grundsätzlich positiv auf die Entwicklung der Kinder und Jugendlichen ausgewirkt hat (JULE: 87 %).

Findet dagegen keine Elternarbeit statt, so wirkt sich dies jedenfalls nicht günstig auf den weiteren Entwicklungsweg der Kinder aus, es war nur in bei 17 % (JULE: 63 %) eine positive Veränderung zu erkennen. Aus diesem Ergebnis ergibt sich, dass die Arbeit mit den Herkunftsfamilien einen hohen Anteil am Gelingen einer Erziehungshilfemaßnahme hat.

Bilanzierte Entwicklung mit Elternarbeit

		Häufigkeit	Prozent	Kumulierte Prozente
Gültig	positiv	20	30,3	30,3
	in Ansätzen positiv	15	22,7	53,0
	keine maßgebliche Veränderung	5	7,6	60,6
	negativ	5	7,6	68,2
	keine Angaben	21	31,8	100,0
Gesamt		66	100,0	

Tab. 12: Bilanzierte Entwicklung der Elternarbeit

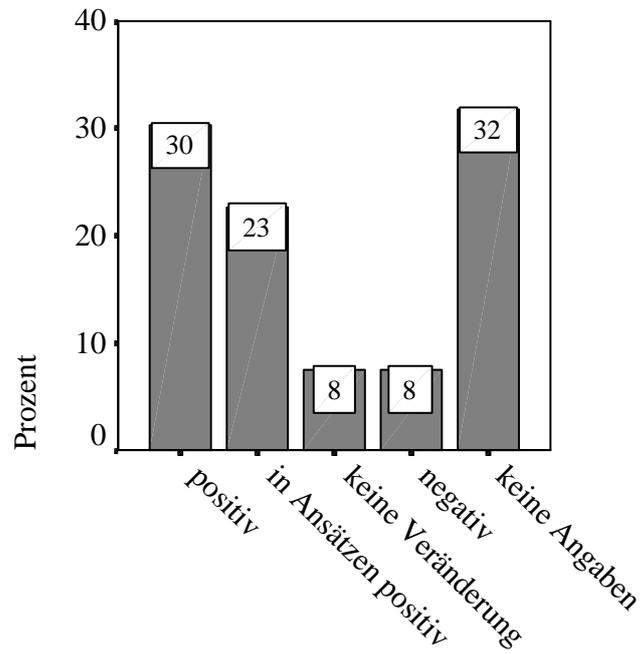


Abb. 6 a: Bilanzierte Entwicklung mit Elternarbeit

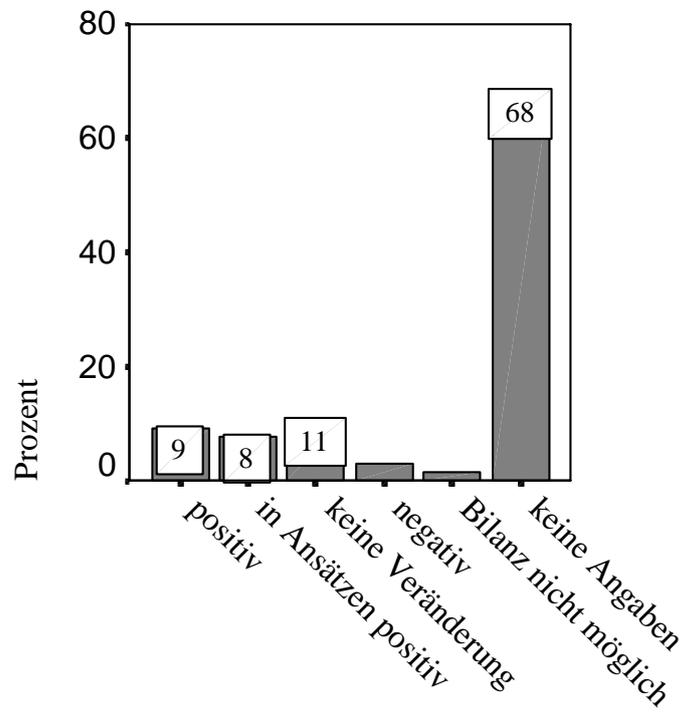


Abb. 6 b: Bilanzierte Entwicklung ohne Elternarbeit

7.2.2.10 Gesamtaufenthaltsdauer im Kinderdorf

Die durchschnittliche Aufenthaltsdauer in stationären Erziehungshilfen beträgt nach der Bundesstatistik zur Jugendhilfe 3 Jahre und 3 Monate. In der Stichprobe der Kinderdorfkinder bleiben 11 % der Kinder zwischen 1 und 3 Jahren. In der JULE-Studie haben 56 % der Kinder eine Verweildauer von 1 – 3 Jahren. Deutlich zeigt sich der Unterschied auch bei der Verweildauer von über 13 Jahren. Hier sind es im Kinderdorf 30 % aller BewohnerInnen (JULE: 4 %). Diese Besonderheit in der Verweildauer hängt von der Aufnahmepraxis in den 70er Jahren und dem besonderen Angebot familienorientierter Erziehung ab, da viele Kinder schon im Kleinkindalter in das Kinderdorf gekommen sind. Nach Baur u. a. (1998) ist die Verweildauer ein wichtiger Indikator für die Entwicklungschancen der jungen Menschen. „Die Dauer einer Hilfe und die damit verbundene Zielsetzung des Hilfeangebots ist ein entscheidender Faktor für das Gelingen der Hilfe.“ (Baur u. a., 1998, S. 223).

Es fällt auf, dass die Dauer der Hilfe für die Entwicklungsmöglichkeiten des jungen Menschen einen sehr hohen Einfluss darstellt. Baur u. a. haben eine Differenzierung zwischen den eher kurzen Hilfeverläufen unter einem Jahr und längeren Hilfeverläufen von über einem Jahr vorgenommen. Bei Hilfen von über einem Jahr konnten 59 % der Fälle als erfolgreich erfasst werden, lag die Dauer darunter, waren es nur 29 %. Diese Befunde stützen die Annahme, dass erst nach einer Eingewöhnungszeit von ca. einem Jahr eine kontinuierliche erzieherische Arbeit möglich ist. Junge Menschen brauchen Zeit, sich in die neue Umgebung und auf die neuen Menschen im Heim einlassen zu können; erst dann ist es ihnen möglich, die sozialen Lern- und Erfahrungsangebote und das Beziehungsangebot anzunehmen und für die individuelle Entwicklung zu nutzen.

Diese Zahlen erklären auch, dass die untersuchte Stichprobe im Kinderdorf eine erfreuliche Gesamtbilanz positiver Entwicklungen mit über 70 % aufweist, ist es doch so, dass über 73 % der Kinder und Jugendlichen sich 5 Jahre und länger im Kinderdorf aufgehalten haben und die Gruppe derer, die länger als 13 Jahre in der Einrichtung waren immerhin noch 30 % betragen haben. Es ist klar, dass es nicht die Dauer der Hilfe allein ist, die diese Ergebnisse erklärt, doch es kann gesagt werden, dass die Dauer der Hilfe, gekoppelt mit gewissen fachlichen Standards, die sich besonders in einem hohen Maß an Kontinuität im Hilfeverlauf auszeichnen, zu diesen Ergebnissen führen. Erziehende und Kinder brauchen Zeit, um eine tragfä-

hige Beziehung aufbauen zu können, sich aufeinander einstellen zu können und in einen Prozess von Veränderung und Weiterentwicklung eingehen zu können. Der Faktor Zeit ist auch von entscheidender Bedeutung, wenn es darum geht, Abstand zu gewinnen von den belastenden Vorerfahrungen im Elternhaus und zu einer Neubewertung zu kommen. Eine Beschränkung auf eine bestimmte Dauer der Hilfe darf deswegen nicht unter dem Diktat des Sparens geschehen, sondern muss sich immer am individuellen Stand der Entwicklung und den entsprechenden Zielen orientieren.

Gesamtaufenthaltsdauer im Kinderdorf

		Häufigkeit	Prozent	Kumulierte Prozente
Gültig	7 bis 12 Monate	2	3,0	3,0
	1 bis 1,5 Jahre	1	1,5	4,5
	1,5 bis 2 Jahre	2	3,0	7,6
	2 bis 3 Jahre	2	3,0	10,6
	3 bis 4 Jahre	5	7,6	18,2
	4 bis 5 Jahre	6	9,1	27,3
	5 bis 6 Jahre	3	4,5	31,8
	6 bis 7 Jahre	8	12,1	43,9
	7 bis 8 Jahre	2	3,0	47,0
	8 bis 9 Jahre	4	6,1	53,0
	9 bis 10 Jahre	3	4,5	57,6
	10 bis 11 Jahre	2	3,0	60,6
	11 bis 12 Jahre	3	4,5	65,2
	12 bis 13 Jahre	3	4,5	69,7
	> 13 Jahre	20	30,3	100,0
Gesamt		66	100,0	

Tab. 13: Gesamtaufenthaltsdauer im Kinderdorf

7.2.2.11 Bilanz der Kinderdorferziehung im Rückblick

In Anlehnung an die Studie von Baur u. a. (1998) wurden aufgrund der Aktenlage die realen Funktionen der stationären Jugendhilfe im Kinderdorf erfasst. Sie spiegeln wichtige Leistungsaspekte der untersuchten Hilfen wieder und lassen sich wie folgt einteilen:

- Stationäre Erziehungshilfen als „Beheimatung“ in 47 % der Fälle (JULE: 10 %)
- Stationäre Erziehungshilfe als intensive therapeutisch/heilpädagogische Förderung in 49 % der Fälle (JULE: 9 %)
- Stationäre Erziehungshilfe als Bereitstellung stabiler Strukturen und Schutz in 62 % der Fälle (JULE: 9 %)
- Stationäre Erziehungshilfe als Krisenintervention in 20 % der Fälle (JULE: 11%)
- Stationäre Erziehungshilfe als Hilfe und Unterstützung für ein selbstständiges Leben in 80 % der Fälle in der Stichprobe (JULE: 28 %)

Es fallen die im Vergleich zu den Zahlen der JULE-Studie relativ hohen Zahlen für therapeutische und heilpädagogische Förderung auf. Dies mag zum einen damit zusammenhängen, dass die Bewertung in der Kinderdorf-Stichprobe etwas weiter angelegt wurde und auch Fördermaßnahmen wie Hausaufgabenhilfe, Bewegungsförderung und anderes miteinbezogen wurden. Zum anderen zeigen die Zahlen, dass im untersuchten Unterbringungs-Zeitraum von 1965 bis 1985 die im Kinderdorf tätigen Psychologen, Heilpädagogen, Sport- und Freizeitpädagogen und Erziehungsleiter vielfältige therapeutische Maßnahmen zur Unterstützung der Entwicklung der jungen Menschen geleistet haben.

Besonders auffällig ist ein anderes Ergebnis: Es fällt auf, dass bei der von mir untersuchten Stichprobe im Kinderdorf jeweils ein sehr hoher Prozentsatz auf die Bereiche „Beheimatung“, Bereitstellung stabiler Strukturen und die Unterstützung für ein selbstständiges Leben fällt.

Hier geht es um die besondere Situation junger Menschen in einem Kinder- und Jugenddorf: Die Unterbringung erfolgt häufig unter dem Gesichtspunkt: den Kindern eine „Heimat“ zu bieten, ein „zweites Zuhause“, in dem sie Rückhalt bekommen und wichtige Erfahrungen für ihr zukünftiges Leben machen können. In den weit überwiegenden Fällen war es damals

diesen Kindern nicht möglich, in ihre Ursprungsfamilien zurückzukehren, da entweder die Familie nicht mehr existierte oder keine Basis für die Entwicklung der Kinder mehr bieten konnte.

„Der Begriff der Beheimatung mag etwas altmodisch wirken, vermag aber einen ganz wichtigen Aspekt von Heimerziehung zu fassen, nämlich eine ‚Heimat‘, sei sie auch nur für eine begrenzte Zeit, aber zumindest sichere Zeit, zur Verfügung zu stellen, um für die Kinder eine neue Vertrauensbasis und einen grundlegenden Rückhalt zu schaffen. Um Heimerziehung als Ort der Beheimatung bzw. als ein zweites Zuhause positiv nutzen zu können, ist es notwendig, dass neben einer materiellen auch eine immaterielle Grundversorgung für die Kinder gewährleistet ist. Dazu gehören Erfahrungen emotionaler Geborgenheit, Akzeptanz, Sicherheit, Zuwendung und vor allem eine grundlegende Unterstützung und Auseinandersetzung mit den Kindern . . . Der Gesamtrahmen kann so dem Kind das Gefühl der Kontinuität und des Angenommenseins vermitteln, so dass das Kind sich in dieser Umgebung wohl- und aufgehoben fühlt. Eine zweite Heimat entsteht. Ohne Zweifel stößt öffentliche Erziehung hier an ihre Grenzen. Bestimmte Bedürfnisse der Kinder können nicht ganz erfüllt werden und allen Wünschen der Kinder kann eine organisierte Erziehung nicht gerecht werden.“ (Baur u. a. 1998, S. 239).

In vielen meiner Gespräche mit Ehemaligen wurde deutlich, dass das Kinderdorf für sie zu einer Heimat geworden war und die Erzieherin wie eine Mutter erlebt wurde (vgl. Claudia, Thomas, Johannes und Katharina). Viele der Ehemaligen konnten im Kinderdorf Eigenständigkeit entwickeln und einen Weg finden, auch ohne die eigene Mutter und den eigenen Vater zurechtzukommen. Mit Hilfe der ErzieherInnen ist es ihnen gelungen, diese Verlusterfahrung zu verarbeiten. Das Kinderdorf ist für sie zu einem neuen, einem „zweiten Zuhause“ geworden, von hier aus konnten sie ihren Weg zur Selbstständigkeit gehen. Verselbstständigung als Aufgabe eines Kinderdorfes bedeutet intensive Unterstützung und Beratung für die praktischen Aspekte der individuellen Perspektiven. Die ErzieherInnen haben hier eine zweifache Aufgabe: Zum einen ein hohes Maß an Stärkung im psychischen Bereich für die Kinder zu leisten: Stärkung des Selbstbewusstseins und Fähigkeit zur Verantwortungsübernahme und zum anderen auch das Einüben von alltäglichen Fähigkeiten und Fertigkeiten wie Haushaltsführung und Bewältigung von Alltagsaufgaben. Ein schon in den 70er Jahren etabliertes Angebot von fachlichen Pflegestellen, Jugendwohngruppen und einer Nachbetreuung im Sinne eines betreuten Jugendwohnens hat dazu beigetragen, diese Aufgaben der Verselbstständigung zu leisten, die nicht zuletzt darin liegt, dass der junge Mensch in die Lage kommt, Beziehungen aufzubauen und sich ein soziales Umfeld zu schaffen, das ihn im weiteren Leben trägt.

Bezeichnung	Name	Häufigkeit	Prozent d. Antworten	Prozent d. Fälle *
Krisenintervention	V16_1	13	3,6	19,7
Rückkehr in die Familie	V16_2	10	2,8	15,2
Erziehung in anderer Familie	V16_3	9	2,5	13,6
Langfristige Lebensform / Beheimatung	V16_4	31	8,6	47,0
Situationsklärung	V16_5	19	5,3	28,8
Verselbstständigung	V16_6	53	14,7	80,3
Entlastung für Familie	V16_7	20	5,6	30,3
Trennung vom bish. Lebens- feld	V16_8	27	7,5	40,9
Wohnmöglichkeit	V16_9	37	10,3	56,1
Überbrückung von Zwi- schenzeiten	V16_10	7	1,9	10,6
Versorgung und stabile Strukturen	V16_11	41	11,4	62,1
Aufarbeiten von belastenden Erfahrungen	V16_12	28	7,8	42,4
Therapeutisch / heilpäd. Hilfen	V16_13	32	8,9	48,5
Individuelle Betreuung	V16_14	33	9,2	50,0
	Gesamt	360	100,0	545,5

0 fehlender Wert; 66 gültige Werte

* Mehrfachnennungen – Prozentanteil an der Personenzahl

Tab. 14: Bilanz der Erziehungshilfe im Rückblick

Bilanzierte Entwicklung / Gesamtbilanz

		Häufigkeit	Prozent	Kumulierte Prozente
Gültig	positiv	26	39,4	39,4
	in Ansätzen positiv	21	31,8	71,2
	keine maßgebliche Veränderung	13	19,7	90,9
	negativ	5	7,6	98,5
	Bilanzierung nicht möglich	1	1,5	100,0
Gesamt		66	100,0	

Tab. 15: Bilanzierte Entwicklung/Gesamtbilanz

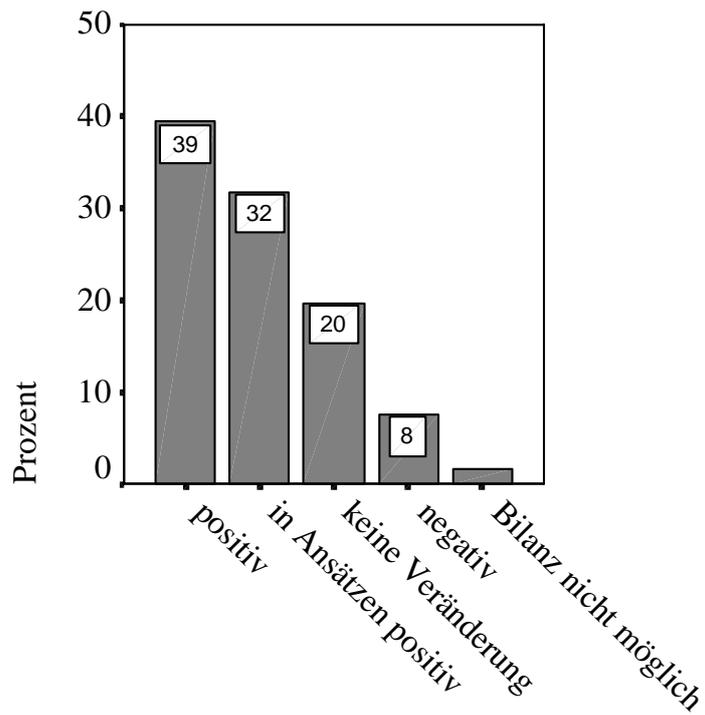


Abb. 7: Bilanzierte Entwicklung/Gesamtbilanz

8 Gesamtergebnisse

Im folgenden Abschnitt gebe ich die Gesamtergebnisse der Gespräche mit den Ehemaligen in zwei Teilen wieder: Einmal in einem Panorama der Lebenswirklichkeit der ehemaligen KinderdorfbewohnerInnen und zum anderen in zusammenfassenden übergeordneten Aussagen.

8.1 Das Panorama der Lebenswirklichkeit ehemaliger Kinder im Kinderdorf

Die Grundlage für die nachfolgende Darstellung der Ergebnisse bilden 15 Gespräche, die ich mit Ehemaligen geführt habe, die in den Jahren 1965 – 1985 im Kinderdorf gelebt haben. Ich habe die Gespräche auf gleiche Weise dokumentiert wie die Gespräche mit Thomas, Claudia, Rosalind, Guido und Sandra im vorigen Abschnitt.

Die wörtlichen Gesprächsprotokolle und die Verdichtungsprotokolle habe ich den Interviewten zur Überprüfung zugeschickt. Von allen wurden die Aussagen als für sie zutreffend bewertet und das Einverständnis zur Veröffentlichung gegeben.

Aus den Inhalten aller Gespräche ergeben sich folgende Ergebnisse, die ich im Folgenden wiedergebe:

8.1.1 *Heimunterbringung und die Umstände der Aufnahme*

8.1.1.1 *Biografische Brüche*

Kinder und Jugendliche können die Unterbringung im Kinderdorf als einen Bruch in ihrem Leben empfinden.

11 der 15 befragten Ehemaligen beschrieben ihre Heimunterbringung als ein Erlebnis, das sie sehr belastet hat. In den meisten Fällen war ihnen die Unterbringung im Kinderdorf zu Beginn unverständlich und sie erlebten die Trennung von den Eltern als schweren Eingriff in ihr Leben und als

deutlichen Bruch in ihrem Leben. Sie fühlen sich wie besonders Claudia, Sandra und Johannes hin und hergeschoben und haben wie auch Karola, Thomas und Ramona schon eine Reihe von „Stationen“ in ihrer frühen Kindheit durchlaufen.

Sich selbst überlassen: . . . “warum kommt keiner zu mir?”

Thomas: „. . . Ich hab ja nicht gewusst gehabt, wie eigentlich das Leben abläuft. Ich war plötzlich da gewesen, also musste ich mich einfügen. Und später, wo man sich dann Gedanken gemacht hat, wenn die anderen Besuch gehabt haben, dann die Frage, warum kommt keiner zu mir? Es gab keinen Kontakt mit meinen Eltern seit der Abgabe in der Klinik. Mein Vater hat sich mal gemeldet gehabt, dass er uns mal besuchen wollte, und aber die haben es dann gleich der Frau L., meiner Erzieherin, mitgeteilt, die hat's dann auch gleich an die Verwaltung weitergegeben, aber es kam nie zustande. Warum, weshalb, ich weiß es nicht.

Kein ruhiger Ort in der Kindheit, . . . “rumgeschubbt und immer wieder rausgerissen!”

Claudia: „. . . Und aus der Akte geht auch hervor, dass ich also wirklich rumgeschubbt wurde. Also schon ab dem ersten Jahr. Und das ging immer so weiter. . . Ich muss da und da hin, wieder kurz Unterkunft suchen, . . . wieder rausgerissen. Und das lief dann hat wirklich bis zu meinem sechsten Lebensjahr. Und da war es dann auch irgendwann mal in der Akte gestanden, dass jetzt was gesucht werden muss, wo ich dann auch definitiv bleib, dass das nicht die ganze Zeit so läuft. Und dann war das das Kinderdorf damals.“

Sandra: „. . . Als es daheim einfach nicht mehr ging, immer Ärger im Kindergarten und meine Mutter dauernd mit dem Trinken unterwegs, ich saß oft allein in der Wohnung. Da kam ich in so ein kleines Heim, da war ich noch nicht ganz 6 Jahre alt. . . Aber schon nach einem halben Jahr musste ich da wieder weg . . .“

„. . . Aber das in der Kinder-Psychiatrie in G. war eigentlich auch nicht schlecht, da war ich fast ein ganzes Jahr, ich glaub, die wussten nicht so recht, wohin mit mir. Heim konnte ich ja nicht mehr . . .“

Rosalind: „. . . In das Kinderdorf bin ich gekommen, als es zu Hause immer unerträglicher geworden ist – ich bin ja bei Opa und Oma aufgewachsen, und da haben wir uns nicht mehr gut verstanden, weil die waren so altmodisch. Die haben mir überhaupt keine Freiheit gelassen, ganz andere Ansichten und wir haben uns nur noch gestritten, nur noch. Das war furchtbar . . . Ich war in der Pubertät damals, mit 14, 15, und die haben mich überhaupt nicht verstanden. Ich weiß nicht, wir haben uns total immer in die Haare gekriegt, bis zum Gehnichts mehr.“

„. . . Und wenn ich ihnen wieder mal gesagt hab, was der mit mir gemacht hat, dann haben sie zu mir gesagt, dass es meine Schuld wär. Ich war dann die Böse am Ende. Ich hab immer wieder gesagt, ‚helft mir bitte, es ist das und das passiert‘. Aber irgendwo haben die dann zu mir gesagt, ‚du bist die Schlimme, du wolltest das so, du hast dich auf das alles eingelassen‘. Alle waren gegen mich, auch meine Eltern, alle. Ich war die Böse, und das wurde immer schlimmer, immer schlimmer. Und die sind dann total ausgerastet am Schluss . . .“

„. . . Und ich hab dann gesagt, das mach ich nicht mehr mit. Ich brauch irgendwo Hilfe. Die können mir nicht helfen, keiner kann mir helfen, also hilft nur noch das Jugendamt. Ich musste ja was tun, ich konnte mit niemand da drüber reden . . .“

Nach Streit der Eltern Notaufnahme im Kinderdorf

Frank: „Also ich bin dann auch in das Kinderdorf gekommen . . . Und nachdem dann meine Mutter mit ihrem Freund wieder so heftig gestritten hat . . . ich war ja schon öfter zu Besuch dort gewesen, es hat mir da schon ganz gut gefallen. Dann bin ich im November irgendwann in das Kinderdorf hoch, ich war ja mehr so eine Notaufnahme, sag ich mal. Weil ich das ja nur eigentlich angucken sollte. Aber das Jugendamt hat verstanden, dass ich gleich dort bleiben sollte, und da stand ich dann mit Taschen und allem voll bepackt . . .“

„. . . übergangsweise“ war (ich) erst mal bei der Frau M. im Haus B. Und wenn man der M. ihren Erzählungen glaubt, war ich ganz schön frech am Anfang . . . es war halt schwer für mich, die Trennung von den Eltern. Ich war zehn. Mit zehn Jahren kann dir das schon was aus machen . . .“

Nach häufigem Wechsel das Kinderdorf als Ort, der Vertrauen und Zuversicht bot

Johannes: „Ja, da habe ich viel Zuversicht und Zutrauen in meine Kräfte bekommen. Und das ist auch für meine religiöse Überzeugung, einfach immer zu wissen, es kann gar nichts so richtig schief laufen. Es gibt immer irgendwelche Kräfte, die sorgen für mich . . . ich hab so eine Grundgeborgenheit, so ein Angenommensein hab ich schon. Und ich denk, das war so eine ganz wichtige Erfahrung. Wenn man so meine Sozialisation anguckt: Ich musste relativ früh aus der Familie raus, verschiedene Pflegefamilien, auch unterschiedliche Heime, aber letztendlich fühl ich mich schon sehr getragen. Das erfüllt mich auch mit Dankbarkeit für das Kinderdorf.“

„. . . Ich war ja die ersten vier Jahre zu Hause und da ist auch schon was an Vertrauen und so aufgebaut worden . . . Und ich hätte nicht zurückgehen können, das war mir dann auch relativ schnell bewusst . . . und es war dann gut, hier zu sein, das war einfach wie mein Zuhause.“

Nach Streit und Scheidung der Eltern eine Odyssee durch andere Heime

Karola: „Meine Eltern haben sich scheiden lassen, oder was heißt, die waren da noch nicht geschieden, aber diese Verhältnisse zu Hause, mein Vater hat meine Mutter geschlagen, hat auch getrunken . . . Alkohol war da im Spiel. Meine Mutter war selber dann auch labil oder hat sich halt gehen lassen und hängen lassen. Oder sagen wir mal, die ist eher mit der Situation nicht zu recht gekommen . . . meine Mutter hat halt nicht nach ihm geguckt, sie war überfordert, sie konnte es nicht . . .“

„. . . Und das ging ein paar Mal so hin und her und dann sind wir mal in ein Kinderheim gekommen, dann sind wir wieder aus dem Kinderheim raus und dann ging's halt irgendwann nicht mehr gut, dann hat das Jugendamt gesagt, so jetzt müsst ihr weg von zu Hause, das hat keinen Sinn mehr.“

„. . . Ja, und dann hab ich noch ne Tante und einen Onkel in R., wir kamen ja aus L. in Norddeutschland und die waren damals kinderlos, waren aber auch schon älter. Und hätten aber gern

ein Kind gehabt, hätten also mich gern genommen . . . da hab ich gesagt ne, ich bleib bei meinen Geschwistern. Ne, also ohne meine Geschwister konnte ich da nicht hingehen und sie allein lassen . . .“

„. . . Also zuerst sind wir in ein anderes Heim gekommen, bevor wir in das Kinderdorf gekommen sind. Und im anderen Heim waren wir vielleicht ein viertel Jahr und kamen dann in das Kinderdorf . . . Es gab da Geschlechtertrennung, es war da ein Jungen- und ein Mädchenhaus. Und es gab so viel Drill, würd ich sagen, und diese Strafen und Verbote. Ich weiß gar nicht mehr, was ich da gemacht hab, aber ich hab das noch in Erinnerung, dass ich da den ganzen Tag nicht aus dem Zimmer hab raus dürfen. Das war schlimm. Und in dem Heim da war alles dann so begrenzt, eingezäunt und so.“

Katharina: „Ich bin da von meiner Mutter weggerissen worden und auf einmal war im Kinderdorf meine Erzieherin Frau K. halt da. Dann hab ich vielleicht Angst gehabt, dass sie nie mehr wiederkommt und ich sie auch nicht mehr seh, so wie meine Mutter, das hätt ich nicht ertragen. Mein Bruder und meine Schwester, die sind im November 1975 in das Kinderdorf gekommen und im Mai 1975 bin ich auf die Welt gekommen und dann haben meine Eltern es noch mal mit mir versucht, die Ehe zu kitten oder wie auch immer . . . Und dann hat mich das Jugendamt vom Krankenhaus aus direkt in das Kinderdorf gebracht . . . ich hab sie dann erst mit 14 kennen gelernt, da gab's dann keine Beziehung mehr . . .“

„. . . Ich konnte es einfach nicht akzeptieren und es hat mich nur genervt, weil sie konnte es nicht akzeptieren, dass sie für mich nicht die Mama ist. Ich hab sie ab einem bestimmten Alter nur mit dem Vornamen genannt. Sie wollte, dass ich nach 14 Jahren an ihren Hals spring und sag, hallo Mama. Dann hab ich gesagt, das geht nicht, die Frau K. ist für mich meine Mutter und damit, ich mein klar, wenn mein Sohn heut zu mir sagen würd, ich bin nicht seine Mutter, die Susi ist die Mutter, vom Papa die Freundin, dann wär das für mich auch schlimm. Aber bei mir war das ganz anders, ich hab ja nie was von meiner Mutter gehabt . . .“

„. . . ganz schlimm für mich war, als ich gehört hab, dass mein Vater gestorben ist. Ich hab ihn gar nicht gekannt, der ist 1991 gestorben und da haben wir grad, ich glaub 1990 haben wir meine Mutter kennen gelernt und 1991 wollten wir ihn kennen lernen im Sommer. Wir haben auch schon gewusst, wo er wohnt und, . . . am achten Mai ist er gestorben und am ersten kam er ins Krankenhaus . . . Damals hab ich gesagt, es gibt keinen lieben Gott, damals war ich echt verzweifelt. So im Nachhinein denk ich auch, das hätte nicht so kommen müssen, der hätte auch ein bisschen noch warten können. Ich hätt ihn so gern gesehen, das tut mir jetzt noch weh . . .“

Die Trennung von der Mutter hat weh getan

Ramona: „. . . damals wo meine Mutter sich hat scheiden lassen von meinem Bruder seinem Vater und dann gab es halt Probleme in der Schule, ich wollte nicht mehr und so. Und dann irgendwann kam ich zur Pflegemutter, dann hat es da auch nicht mehr geklappt und dann bin ich in das Kinderdorf gekommen . . . Das war damals schlimm für mich gewesen die erste Zeit. Ich fand das so respektlos gegenüber meiner Mutter . . . aber trotzdem, die war halt nicht mehr da gewesen, ich konnte sie halt nicht mehr sehen. Die Trennung war das Schlimme in der ersten Zeit . . .“

„. . . Es hat schon weh getan, so alleine zu sein, dann irgendwie halt. Ich hab viel runtergeschluckt, aber ich hab doch Heimweh gehabt. Obwohl die Erzieherin meinen Einstieg doch irgendwie leicht gemacht hat, oder versucht hat. Aber das ist normal, dass es für manche Kinder

nicht so einfach ist, wenn sie getrennt werden von ihrer Mutter. Ja, das ging eigentlich, die ersten paar Monate und dann zwischendurch war es öfter mal wieder, dass ich eine Phase gehabt hab, wo ich zurück wollte, wenn Ferien waren oder so . . . Und dann waren da plötzlich Phasen da, wo ich dann nicht mehr zurück wollte, da war das schlimm gewesen, und meine Mama hat das gar nicht verstanden, ich selber ja auch nicht.“

Nach dem Tod der Mutter ins Kinderdorf . . . „verfrachtet!“

Rene: „Als ich damals in das Kinderdorf gekommen bin, war ich neun Jahre alt. Und das war deswegen, weil zwei Jahre vorher, 1977, meine Mutter gestorben ist, dann war ich bei Pflegeeltern und die Pflegeeltern haben immer nur gestritten und sich 1979 scheiden lassen, und dann hat mich das Jugendamt hierher verfrachtet, kann man sagen.“

So als Neunjähriger, da bist du ja auch nicht so, da weißt du ja auch nicht, was passiert ist mit dir . . . Und als ich dann hierher gekommen bin, war das dann schon schlimm, da hab ich zum ersten Mal erlebt, wie das ist, wenn man eigentlich gar niemand mehr hat . . . wenn ich dann in den Ferien hier war, bin ich dann in eine andere Gruppe reingekommen, im Kinderdorf war ich halt immer allein . . . Als Erzieher war da ein Ehepaar, die V's., die waren dann ein Jahr da, dann sind die fort, ich glaub die kamen da nicht so zurecht mit uns und mit dem Kinderdorf . . .“

„. . . Danach kam dann die A. und die war ja dann von 1980 – 1982 da und das war ja dann damals, als sie gegangen ist, schwer. Weil du hast sie gekannt und alles, ich hab dann auch ihre Verwandtschaft kennen gelernt . . . Als sie dann ging, war es schlimm, weil du hast sie gekannt, du hast ihre Eltern gekannt und auf einmal ist sie fort und da fehlt dann jemand. Und jemand neues wieder kennen zu lernen ist halt auch wieder einfach schwierig. Wir waren alle traurig in der Gruppe. Weil die Gruppe wurde dann aufgelöst. Es kam ja nicht eine neue Hauserziehung oder Hausleitung, sondern die ganze Gruppe wurde aufgelöst . . .“

„. . . Ich kam dann zu Familie V., die waren zuerst auch im Kinderdorf, die haben ein Haus geleitet im Kinderdorf und dann wollten sie eigene Kinder und dann haben sie gedacht, sie bauen, kaufen in R. ein Grundstück und haben ein Haus gebaut und sind dann 1980 umgezogen . . . Das hat mir gut gefallen dort. Weil das war halt ein Ehepaar, die haben selber drei Kinder gehabt und dann war da einfach der Zusammenhalt besser, noch besser als in dem Kinderdorf-Haus . . .“

Andrea: „. . . Meine Eltern haben sich ja damals getrennt und wir waren dann alle bei meinem Vater. Das war dann etwas zu viel, auch für mich. Und dann kam das Jugendamt und hat gesagt, wir sollen uns das doch mal anschauen. Dann haben wir das angeguckt und waren dann auch gleich einverstanden. Also ich war ja mit zwei Geschwistern, zwei Mädchen, die waren aber im anderen Haus . . . da war ich ja erst 14, 15 so. Natürlich, so bestimmte Vorstellungen hat man immer . . . ich hab mir vielleicht gedacht, das wär so ein Riesenhaus und da stehen dann so einzelne Betten in einem großen Raum, so wie man es vielleicht mal im Fernsehen gesehen hat oder so . . .“

Vom Säuglingsheim ins Kinderdorf – . . . „aus der Umgebung herausgerissen“

Franziska: „. . . ich war ja bis drei Jahre im Säuglingsheim gewesen . . . da bin ich mit meinen Brüdern gewesen, ich war drei, mein Bruder zwei und der andere war acht Jahre älter . . .“

„. . . und da war es so, dass da vier Geschwister kamen, die hätten getrennt werden müssen, und dann bin ich halt gegangen. Aber das war dann auch ein bisschen so ein Zwang, ich bin ja jetzt wieder aus meiner Umgebung rausgerissen worden und wieder ein Wechsel . . .“

„. . . Und dann war es so, ich bin von Haus B. raus, weil die vom Jugendamt haben ja nicht mehr bezahlt . . . Eigentlich hab ich nicht mehr zum Kinderdorf gehört, die haben mir wieder jetzt den Teppich unter den Füßen weggezogen. Und dann bin ich noch, neben Haus R. da waren lauter Praktikanten . . . Und da war es auch nur eine Notlösung. Ich wollt mich immer irgendwo heimisch fühlen, aber man hat mir immer den Teppich unter den Füßen weggezogen . . . der Herr L. hat mich dann angerufen in der Firma, dass ich da jetzt raus muss. Und ich hab versucht zu klammern irgendwo, weil ich war eigentlich noch nicht so weit. Wär ich vielleicht auch nie gewesen . . . ich bin vor vollendete Tatsachen gestellt worden . . . dann war ich mit der Lehre fertig und dann hab ich die Wohnung gekriegt. Gut, jeder hat da anfängliche Schwierigkeiten . . .“

8.1.1.2 Die Auseinandersetzung mit den Eltern oder einem Elternteil

Kinder, die ins Heim kommen, können die Heimunterbringung als ein „Abgeschobenwerden“ durch die Eltern erleben und einen Schmerz darüber empfinden, dass sie nie ein richtiges Elternhaus gehabt haben. Diese Erfahrungen können zu kritischen Auseinandersetzungen mit den Eltern führen.

In 10 von 15 Gesprächen berichten die Ehemaligen, dass sie sehr darunter gelitten haben, dass ihre Eltern es zugelassen haben, dass sie ins Heim mussten. Die Eltern können so zur Chiffre für Probleme im eigenen Leben werden. Ein Großteil der Befragten ist verletzt durch die Erfahrungen mit den Eltern, die sie ins Heim „abgeschoben“ haben, oder die Umstände wie Krankheit oder Tod der Eltern, die dazu führten, dass sie fremduntergebracht wurden, und sie sind enttäuscht, dass sie das nicht haben, was in ihren Augen alle anderen haben, „richtige Eltern“. Diese Verletzungen und Enttäuschungen können ein Leben lang ihr Selbstbild überschatten. Das „Scheitern“ ihrer Eltern überschattet das eigene Leben auch deshalb, weil sie überzeugt sind, dass diese Unfähigkeit im Umgang mit Kindern „vererbt“ wird und sie so unentrinnbar mit ihren Eltern verbunden bleiben.

Bei Sandra, Guido, Andrea und Uwe ist es im Lauf des Heimaufenthaltes gelungen, dass hier ein neues Verständnis für die Eltern mit Hilfe der Erzieherinnen entwickelt wurde und eine Aussöhnung mit den Eltern stattgefunden hat. Karola hat sehr darunter gelitten, dass nach dem Tod der Mutter kein Kontakt zum Vater mehr zustande kam, sie leidet noch heute da-

runter, dass sie dann einen letzten Kontaktversuch ihres Vaters selbst ablehnt hat.

Claudia: „. . . Meine Mutter hat mir nichts über meine Kindheit erzählt. . . Ja, was will ich denn von der erfahren. Wenn die den Mund aufgemacht hat, lügt die doch nur.“

Und immer wieder die Frage: „. . . warum sind meine Eltern nicht da?“

Thomas: „. . . Ich hab gar nicht so recht gehofft, dass da jetzt endlich mein Vater kommt. Oder auch an Weihnachten, wenn die Kinder plötzlich alle weg sind, und es sind nur noch drei oder vier Kinder da. Da muss man sich fragen, warum sind meine Eltern nicht da? Ich musste halt irgendwie damit fertig werden . . . gerade an Weihnachten hat es besonders wehgetan, da hab ich gemerkt, dass ich allein bin, andererseits hat's mir auch nichts ausgemacht, weil ich's nicht anders gekannt hab. Das hat dann erst später wehgetan, wo man eigentlich kapiert hat, um was es geht. Und ich sag, dann war das Thema für mich auch abgehakt, weil ich gewusst hab, o. k. ich kann die Situation nicht ändern, ich mach das Beste draus. Und dann war natürlich der Sport wieder an erster Stelle gestanden. Wenn Weihnachten war, bin ich raus und bin gelaufen. Bin durch S. gelaufen und hab gehört, wie die gefeiert haben. Das hat schon weh getan.“

„. . . Ich hab dann erst kapiert gehabt, was es eigentlich bedeutet, Familie zu haben. Der Zusammenhalt, dass jeder für den anderen da ist. Hier im Kinderdorf muss jeder auf sich selber gucken. Dass er weiterkommt . . .“

Abstand von der Mutter und spätere langsame Wiederannäherung

Sandra: „. . . Aber im Nachhinein betrachtet bin ich eigentlich froh, dass ich nicht ganz so viel Kontakt nach Hause hatte, das ist natürlich schade, ich hab zu meiner Mutter ein schlechtes Verhältnis eigentlich. Aber ich bin froh, dass ich dieses Asoziale, auch mit dem Alkohol und so, bin ich froh, dass ich da weg war. Ich find's ne Zumutung, dass ein Kind, das sowieso im Kinderdorf ist und da seine Probleme hat und so, dass so jemand dann auch noch mit den Problemen zu Hause kämpfen muss . . . Es macht einem halt als Kind auch viel kaputt in der Seele!“

„. . . Immer gehen mir noch viele Gedanken durch den Kopf wegen meiner Mutter . . . Und meine Mutter hat immer gesagt, das ist gut so, ich hab kein Geld und keine Zeit für mein Kind und hat das dem Kinderdorf überlassen dann. Hat mit den Erziehern dann auch mitgearbeitet, aber wenn was war, zu den Gesprächen ist sie auch gekommen. Das waren dann wieder die ersten Kontakte, wo ich dachte, ist vielleicht auch alles gut gewesen so. Sie ist meine Mutter, sie hat ihr Bestes probiert. Damals hat mir vieles so arg weh getan, ich hab einfach gesehen, sie kam nicht, und das war für mich unvorstellbar . . .“

„. . . Ich hab mich für meine Mutter immer schämen müssen. Ich schäm mich eigentlich heute noch für sie, aber nicht so richtig, weil ich mich nicht so richtig dazugehörig fühl zu ihr . . . Vieles seh ich heut auch wieder mit anderen Augen. Auf der einen Seite tut sie mir leid, auf der anderen Seite kann ich nichts dran ändern, dass es ist, wie es ist.“

Meine Mutter: „... sie wollte nicht verstehen, dass wir älter werden!“

Guido: „... Wobei ich zu meiner Mutter nicht so einen guten Kontakt habe, muss man dazu sagen. Vielleicht so wie äh, andere, äh Heimkinder . . . es hat sich durch die Kinderdorf-Zeit verändert. Weil meine Mutter liebt mich ja auch wahrscheinlich auch heute noch. Die ist einfach nicht, oder hat einfach nicht wahrnehmen wollen, dass wir einfach älter werden. Wollt eigentlich immer so, dass wir ihre Kinder bleiben und, ja bleiben wir ja auch.

Aber sie wollte nicht verstehen, dass wir älter werden. Und dass man irgendwann auch einmal sein eigenes Leben leben will. Das machen wir halt . . .“

„... Zu meinem Vater hab ich ja eigentlich ein gutes Verhältnis, sag ich mal. Ja gut, das ist eigentlich so, ja, er hat sein Leben gelebt und wir haben unser Leben gelebt und aber, wenn wir uns heute sehen, wir können uns gut unterhalten und wir nehmen uns auch mal in den Arm, wenn wir uns sehen. Es ist eigentlich eine normale Beziehung geworden.“

Beim Streit der Eltern zur „Vertrauten“ der Mutter geworden

Karola: „... und für die Mutter war dann ich irgendwie auch noch so ein, wie soll ich das sagen, ein Ansprechpartner . . . das war schon schlimm manchmal, also das war nicht schön . . . oder wenn man dann zwischen die Eltern gehen muss und sagt halt! Da haben wir Kinder oft einfach Angst um unsere Mutter gehabt und uns schon dazwischengestellt. Ich war auch neun, also ich bin neun geworden, da bin ich in das Kinderdorf gekommen. Ja, man kriegt halt schon was mit, und wenn der Vater dann halt wieder meint, er muss die Mutter schlagen oder randalieren und rumbrüllen und Sachen rumschmeißen, dann hab ich mich halt doch dazwischen gestellt. Da hab ich dann oft auch richtig Angst gekriegt . . .“

Missglückte Kontaktversuche zum Vater: „... und dann war das Thema Vater für mich erledigt!“

Karola: „... Und als ich dann elf, zwölf war, dann hab ich nichts mehr gehört vom Papa, also auch kein Schreiben mehr, kein Brief mehr, und dann ist er auch nicht mehr gekommen. Und dann hab ich ja noch ne Tante gehabt und nen Onkel, die, also das war ne andre Tante und ein Onkel, das war von meinem Vater der Bruder . . . irgendwie ist mein Vater dann auch abgesackt mit Alkohol und so. Und er hat sich nicht mehr gemeldet, ich hab halt immer versucht, meinem Vater zu schreiben und es ist dann nichts mehr zurückgekommen . . .“

„... dann kommst du in das Alter 16, 17, da hat es mich dann sehr interessiert. Was macht jetzt mein Vater? Was ist los oder warum schreibt er uns nicht mehr? Und dann hab ich ja damals den S., meinen jetzigen Mann kennen gelernt und ein Jahr später . . . da war ich das erste Mal allein im Urlaub . . . Dann waren wir noch kurz bei meiner Tante und dann die Nachfrage ‚was ist mit dem Papa, was ist los?‘ Dann hat sie gesagt ‚der ist jetzt wieder hier und wir probieren den mal anzurufen.‘ Wir haben ihn dann auch erreicht, da war er erst mal ganz platt, dass ich dran war und hat mich dann gefragt ‚Hast du noch deine blonden Haare?‘ ‚ja‘, ‚kommt doch mal vorbei, oder guckt doch mal vorbei‘“.

„... Und das war dann das Negative. Man hat zwar versucht wieder irgendwas aufzubauen, oder versucht Kontakt aufzunehmen. Die Tante hat gesagt der muss da und da wohnen, also der muss da sein, fährt mal hin . . . und wir haben auch in dem Ort gefragt. Nein, der war nicht da . . . Und dann haben wir telefonisch gesprochen und daraufhin hat er gesagt, er meldet sich . . .

Und dann kam nichts mehr. Und dann war für mich das Thema Vater erledigt . . . das war dann für mich auch abgeschlossen.“

„. . . Aber die Entscheidung war einfach schwierig damals, außerdem war ich ja schon verheiratet, ich mein unser Sohn war da noch nicht auf der Welt, es war endlich so eine schöne, ruhige ‚normale‘ Zeit . . . Und jetzt wieder das: Was ist mit meinem Vater? Kommt er her? Hängt er mir dann ständig auf der Pelle? Das hätte ja auch meine Familie belastet, da hab ich damals einfach so entschieden, auch wenn es so irgendwie weh getan hat, als ich es so schwarz auf weiß gesehen habe . . .“

Nach Scheidung der Pflegeeltern in das Kinderdorf gekommen

Rene: „Ja, und die Pflegeeltern die haben sich ja damals dann auch scheiden gelassen, weil sie selber auch Probleme dann hatten miteinander. Und dann bin ich halt dadurch und weil ich ein paar Sachen getrieben hab, in das Kinderdorf gekommen . . .“

„Im Nachhinein hab ich erst mitbekommen, was ich überhaupt angestellt habe. Und das da das Jugendamt einiges bezahlen musste für das, was ich angestellt habe. Ha ja, begreifen tust du das nicht. Du siehst es als Spiel an und andere sagen, ich hab einen großen Schaden angerichtet. Also einmal hab ich zum Beispiel ein kleines Feuerle gemacht und das war nachher so groß, dass die Feuerwehr kommen musste und den Brand löschen. Wir haben damals ein Feuerzeug gefunden und dann haben wir gesagt, komm wir machen jetzt ein kleines Feuerle. Ha ja, mit Feuer hab ich damals gern gespielt. Wir haben damals auch bei meinen Pflegeeltern einen Kamin gehabt und da haben wir immer Feuer gemacht, das hat mir so gut gefallen . . . ja, der Nachbar hat damals Brennholz aufgestapelt gehabt und dann haben wir das auf das Feuerle draufgetan und dann ist es groß geworden und dann sind wir abgehauen, dann gab es einen kleinen Waldbrand nebenbei und dann ist die Feuerwehr schon gekommen, das war schon ein ziemlich großer Schaden.“

Sorge um den Vater, der allein zu Hause ist

Andrea: „Es war Trauer halt da bei mir irgendwie, von zu Hause jetzt weg und so. Und auch natürlich, das war ja auch ne Belastung für uns, dass die Mutter jetzt plötzlich nicht mehr da war und der Vater war allein zu Hause . . . oder man ist traurig darüber, der ist jetzt alleine . . . Das war natürlich am Anfang da, aber später dann nicht mehr. Man hat sich gefreut, wenn man nach Hause gekommen ist. Zu der Mutter weniger. Also eher zum Vater. Da sind wir dann auch immer hin. Das mit der Mutter hat sich dann mehr oder weniger erst in den letzten fünf Jahren entwickelt. Mein Vater ist gestorben 1993, war auch noch sehr jung . . .“

„. . . mit meiner Mutter war es besonders schlimm, weil jetzt wieder so ne Annäherung da war und dann ist sie gestorben . . . das find ich jetzt als fast noch schlimmer wie der Tod damals von meinem Vater. Muss ich ehrlich sagen, für mich war das ein Schock gewesen . . . Ja, die K., unsere Große, die kennt sie ja auch, wie soll man das so kleinen Kindern erklären? Das ist halt, sie hat sie ja auch gerne gesehen die Kinder, war stolz. Und sie hat, glaub ich, auch versucht, ein bisschen was gut zu machen bei mir. So hatte ich den Eindruck auch. Ich hätte sie auch gerne noch so viel gefragt, was halt jetzt nicht mehr geht. Dann war ich auch grad nicht da, als sie gestorben ist, ich war ja im Urlaub, aber das geht auch vorbei . . .“

Oberflächliches Verhältnis zum Vater: „. . . ich wusste nicht mal, wie ich ihn anreden sollte.“

Franziska: „. . . (mein Vater) . . . vielleicht wollte er auch nur sein Gewissen beruhigen, ich weiß es nicht. Und er hat immer gesagt, ich weiß genau, dass du geschlagen wirst, und ich hab halt als Kind gesagt, nein. Die Angst halt, die saß mir im Nacken. Und so ein Verhältnis hatte ich ja gar nicht zu meinem Vater. Ich wusste nicht mal, wie ich ihn anreden sollte. Das war alles so oberflächlich. Ich denk mal, dass er selber vielleicht Kindheitsprobleme gehabt hat. Er hat mich nie in den Arm genommen, gar nichts. Und ich denk mal, Eltern, die dich schon freiwillig hergegeben haben das Fürsorgerecht für dich . . . Also immer war ich der Buhmann für alles. Und das Negative äußert sich heute in meinem Erwachsenenleben so, dass ich immer auf Abwehr bin oder ich seh immer alles negativ. Ich bemü mich zwar bewusst, aber ich hab immer das Gefühl, ich bin der Buhmann für alles, ich krieg alles Negative ab. Und vielleicht ist es gar nicht so. Und das macht vieles kaputt. Ich bin zum Beispiel nicht in der Lage, Freundschaften zu führen . . .“

„. . . Und wie gesagt, da hatte ich mich an meinem Vater hochgezogen, mein Vater ist dann wieder weg, und da war ich eigentlich noch recht lebendig, kräftiges Kind und von da an sieht man auf den Bildern also nur noch Traurigkeit . . . Das war so, dass er berufstätig war und mehr weiß ich auch nicht, die Mutter war immer krank. Und im Nachhinein, ja gut, er war immer im Kinderdorf, jede Woche, hat sich um uns gekümmert, aber nur oberflächlich . . .“

Uwe: „. . . ich hab die ganze Zeit so eine Wut auf meinen Vater gehabt, der hat sich scheiden lassen und mich dann ins Heim abgeschoben . . . erst später konnt ich ihn ein wenig verstehen, da hat mir die Frau T. wirklich geholfen, wir haben da oft darüber geredet, wie schwer es vielleicht auch für ihn war . . .“

8.1.1.3 Die Umstände der Aufnahme in das Kinderdorf und die ersten Tage

Die erste Zeit im Kinderdorf und die Durchführung der Aufnahmegespräche können für Kinder und Jugendliche belastend und verunsichernd sein

Es waren 6 (mehr als ein Drittel) der befragten 15 ehemaligen Heimkinder, die die Umstände der Aufnahme als belastend und unangenehm empfunden haben. Besonders von Sandra, Uwe, Rene und Rosalind wurde auch die erste Zeit im Kinderdorf so erlebt, dass sie auf sich alleingestellt waren, bestimmte Maßnahmen wie eine „Kontaktsperre“ oder „leere Versprechungen“ in den ersten Wochen nicht verstanden haben und nicht genügend Unterstützung und Hilfestellung in der ersten Zeit erhalten haben. Rosalind hat einerseits sehr geschätzt, dass sie hier das erste Mal in ihrem Leben jemanden gefunden hat, der ihr wirklich zugehört hat, doch sie hat das Aufnahmegespräch selbst in der großen Runde und mit den vielen Fragen als belastend und unangenehm empfunden.

Belastung durch die Trennung: „Das war schon hart, jede Nacht mit Heulen einschlafen . . .“

Claudia: „. . . Und ja, als wir in das Kinderdorf gekommen sind, weiß ich noch, das war schlimm für mich. Da hab ich immer gebrüllt ‚Mama, Mama, nimm mich wieder mit. Ich will wieder mit nach Hause.‘“

Sandra: „. . . Was aber dann für mich überhaupt nicht gut war, zu der Zeit fand ich es überhaupt nicht gut, das war dreimonatiger Kontaktabbruch von zu Hause. Kein Telefonat, keine Besuche, das war ja zu dieser Zeit noch so geregelt. Ich weiß nicht, ob es nur bei uns im Haus so war, aber da war absoluter Kontaktstillstand von daheim, zum Einleben, das war die Eingewöhnungszeit damals . . . Dass man wenigstens mal ein bisschen telefonieren kann oder grad wenn die Kinder noch so klein sind, ich mein ich war ja auch erst fünf oder sechs. Das war schon hart, jede Nacht mit Heulen einschlafen, das war dann nicht so schön . . .“

„. . . Als ich in das Kinderdorf gekommen bin, da hat man mir im Kinderdorf noch gesagt, wie ich hingekommen bin, ich muss da jetzt hin, aber wenn es mir nicht gefällt, kann ich wieder nach Hause. So dieses Versprechen. Da hab ich gesagt, als ich mit der Erzieherin nicht so gut ausgekommen bin, ich möchte jetzt wieder nach Hause, und dann ging das nicht. Vor allem mit fünf, sechs Jahren ist das dann schon ganz schön heftig. Und ich mein mit der B., das war schon ganz schön extrem von ihrer Erziehungsmethode her. Die hat dann den Kontakt total abgebrochen zu meiner Mutter, wenn sie mal angerufen hat, hat sie gesagt, ich schlaf schon oder ich darf jetzt nicht mit ihr sprechen. Und sie hat meine Mutter dann schon auch schlecht gemacht und die haben sich auch manchmal gestritten, wenn sie da war zu Besuch, und das fand ich dann auch immer das Schlimme, und meine Mutter ist auch nicht gern gekommen deswegen.“

Guido: „. . . Vielleicht waren wir es, ich weiß auch nicht . . . es hat einen Konflikt gleich zu Anfang gegeben zwischen mir und einem anderen, der hat versucht, ja sich als Chef hochzuspielen, und hat gemeint, er muss meine Schwestern drangsaliieren, und da hab ich ihm halt eine gedonnert, ne. Und dann war ich halt als Schläger verschrien. Wobei ich mich eigentlich nicht als Schläger bezeichnen würde. Das waren Konflikte, ja, und das war einfach die Reaktion da drauf.“

„. . . die Aufnahme die war auch für mich erst einmal so, ja mit gemischten Gefühlen zu betrachten. Ja, weil ich ja auch noch nicht gewusst hab. Wo kommst du da hin, wie wird's da weitergehen?“

Rosalind: „. . . Aber die haben sofort gemerkt dass mit mir was nicht stimmt und haben ihn und meine Oma erst mal weg und haben mich reingeholt. Dann haben sie lange mit mir allein gesprochen. Das fand ich super. Und ich hab total geheult und geweint und alles erzählt, was passiert ist. Und die haben sofort gesagt ich darf nicht mal, also normalerweise sollt ich gar nicht mehr nach Hause, die wollten mich gar nicht mehr heim lassen. Und der Opa musste versprechen, dass er mich in Ruhe lässt, also keinen Krach mehr macht wegen der Sache und ich die paar Tage zu Hause noch genießen darf. Es war ja sofort klar, dass ich in ein Heim gehen muss.“

„. . . Der hat dann richtig mit mir gesprochen, hat auch erkannt, um was überhaupt die ganze Sache geht. Er hat ja das Kinderdorf schon gekannt und hat mir auch Bilder gezeigt und hat erzählt, wie es da aussieht, ob ich mir das vorstellen könnte. Ich hab gesagt ‚ja, o. k., da fahren wir hin‘“.

Aufnahmegespräche wie ein Verhör: „Ich kam mir vor wie ein Bettler . . .“

„. . . Das Kinderdorf hat mir dann beim ersten beim Angucken ganz gut gefallen, das war o. k.. Nur, was nicht so schön war, wir sind in einen Raum gegangen, Besprechungszimmer, da war ein Pfarrer gesessen, ein paar Leute gesessen und da kam ich mir wieder so komisch vor. Weil die reden dann mit einem, die fragen warum und wieso und was weiß ich noch alles. Man kommt sich da vor wie bei einem Verhör, wirklich. Die gucken einem alle an und fragen und fragen. Ich weiß nicht, man kommt sich vor, wie ob man da aufgenommen werden möchte oder ob man überhaupt die Chance hat da hinzukommen. So komisch wie ein Bettler bin ich mir vorgekommen, der da um Gnade betteln muss. Ich hätt mir einfach gewünscht, dass da weniger Leute wären, ein oder zwei hätten gereicht, nicht so eine ganze Besetzung, ein Tisch voll. Ich weiß nicht, warum das so gemacht wird . . .“

Ein Gefühl der Fremdheit und Einsamkeit am Beginn

„. . . Also was ich nicht so gut fand, was ich gleich negativ fand, ich hab mich total verlassen gefühlt, wo ich dort angekommen bin . . . Ich kam mir ganz verlassen vor. Die Kinder, die dort ankommen, müssten noch mehr Liebe bekommen, find ich, von Anfang an. Und um mich hat sich keiner gekümmert. Ich bin zum Beispiel in das Zimmer reingekommen, dann hab ich meine Sachen selber ausgepackt und bei den Kindern sollte man, glaub ich, dabei bleiben. Grade bei den Sachen auspacken . . . Und da komm ich mir elendig vor, wirklich . . .“

„. . . Und ich hab halt immer jemanden gebraucht vielleicht mal, der sagt ‚komm, setzen wir uns mal zusammen hin. Wie ist das so?‘ Also ich kann mich nicht dran erinnern, dass da jemand da war. Ja, es war fremd, total fremd . . .“

Leiden unter der „Kontaktsperre“

Rene: „Meine Pflegemutter, die hat mich halt mit her begleitet. Und danach haben wir noch ein bisschen Kontakt gehabt und der ist dann aber abgebrochen, weil der Psychologe hat die Überzeugung gehabt, dass es besser wäre, wenn der Kontakt schnell abbrechen würde, dass ich mich schneller hier an das Kinderdorf anbinde . . . das war damals halt so. Erst ein paar Jahre später sind sie dann drauf gekommen, dass es besser ist, wenn man zuerst noch Kontakt an Verwandte oder Bekannte oder so hat, dass das besser aufrecht bleiben sollte . . .“

Uwe: „Diese ‚Kontaktsperre‘ in der ersten Zeit fand ich wirklich blöd, da hab ich dann eine Wut auf das Kinderdorf gekriegt, weil ich dachte, was ist das, jetzt darf ich nicht mal mehr meine Eltern sehen, es war ja schon schlimm, dass ich nicht daheim sein durfte wie mein Bruder . . . später war es ja dann anders, da bin ich oft heimgefahren . . .“

8.1.2 Lebenswirklichkeit und Erfahrungen während des Aufenthaltes

8.1.2.1 Das Erleben des „Andersseins“ und Ausgrenzungserfahrungen

Heimkinder können unter dem Erleben des „Anderseins“ leiden

Bei 5 (ein Drittel) von den 15 befragten Ehemaligen taucht in den Gesprächen immer wieder das Gefühl auf, anders gewesen zu sein als die Kinder, die in einer Familie aufgewachsen sind, und unter diesem Anderssein gelitten zu haben. Dies kann als ein erhebliches Risiko für die Entwicklung von Heimkindern angesehen werden. Die Sehnsucht nach einer Familie, nach Schutz, Unterstützung und nach Normalität im Leben ist besonders bei Thomas, Claudia und Uwe sehr ausgeprägt.

Leiden unter Vorurteilen gegenüber Heimkindern

Thomas: „. . . Ich wurde Jugendtrainer der Fußballmannschaft im Ort, da waren natürlich gleich wieder die Vorurteile da, plötzlich kommt da ein Heimkind und der soll mein Kind trainieren? Und erst als ich den Erfolg gehabt hab, da standen sie alle hinter mir. Erst durch Leistung kam die Anerkennung . . . Wir sind dann ein Jahr später fast Meister geworden, ein Tor hat uns gefehlt gehabt, und plötzlich waren alle Elternteile um mich herum und haben sich bedankt. Aber immer erst die blöden Vorurteile gegenüber Heimkindern. Das hat mich natürlich sehr geärgert.“

Thomas: „. . . Weil immer die Vorbezüge und immer die Vorurteile da waren, aber da kann man etwas tun, egal was, man muss man halt selber die Vorurteile abbauen durch Leistung. Durch Leistung kam bei mir die Anerkennung . . .“

Claudia: „. . . Ich mein, das hört sich jetzt vielleicht blöd an für jemand, wenn ich das so erzähl aber für mich war es schwer, war richtig schwer. Zu akzeptieren ich bin Ausländer, ich gehör eigentlich gar nicht hierher. Erst mal aus dem Heim und dann auch noch Ausländer. Weil in der Schule, das war zum Beispiel auch so was, die haben mich dann gefragt in der Berufsschule, woher ich komme. ‚Von Jugoslawien‘ und dass ich dann zugeben musste, dass ich eigentlich gar keine Ahnung habe. Dass ich nur weiß, dass es Serben und Kroaten gibt, und das war es dann schon . . .“

„Auch heut noch, so ein Gefühl, du gehörst nicht dazu, du bist einfach anders!“

Uwe: „. . . was mich am meisten geärgert, war, dass die in K. im Geschäft immer gesagt haben, wenn was geklaut wurde, das waren wieder die Kinderdorf-Kinder . . . oft hat das gar nicht gestimmt, aber immer hat's geheißen: ‚Ah, so, du kommst vom Kinderdorf, da können wir es uns schon denken‘ . . . immer diese Ablehnung, die ich gespürt hab, auch heute noch, so ein Gefühl, du gehörst doch nicht ganz dazu, du bist einfach anders . . .“

Egon: „... später hab ich dann daheim gar keine Freunde mehr gehabt, die wussten dann, dass ich im Heim gelebt hab. Und haben mich gefragt, wie es da so ist. Die haben ja gedacht, ich lebe im Gefängnis, oder so ähnlich . . . aber so richtig konnte ich denen das nicht klarmachen und ich war dann in den Ferien oft allein, immer allein in der Stadt rumgelaufen, das hat weh getan . . . ich hab einfach da nicht mehr dazugehört, ich glaub, die mochten mich nicht mehr: Wer will schon mit einem Heimkind was zu tun haben?“

Sandra: „Aber ich bin froh, dass ich dieses Asoziale, auch mit dem Alkohol und so, bin ich froh, dass ich da weg war. Ich find's ne Zumutung, dass ein Kind, das sowieso im Kinderdorf ist und da seine Probleme hat und so, dass so jemand dann auch noch mit den Problemen zu Hause kämpfen muss . . .“

8.1.2.2 *Die Bedeutung von Beziehungen*

Beziehungen zu Erwachsenen können für das zukünftige Leben von Heimkindern eine zentrale Rolle spielen.

Alle befragten Ehemaligen binden sich als Kinder an Menschen, nicht an Funktionsträger. Wenn sie Vertrauen entwickeln, d. h. wenn sie noch einmal nach vielen Enttäuschungen bereit sind, sich auf eine Person einzulassen, dann vertrauen sie einzelnen Menschen, nicht „den Erziehern“. Und jeder Abbruch von Beziehungen, der aus Sicht des Jugendamtes und des Heimes als notwendige Veränderung und logischer Schritt für den Heranwachsenden gesehen wird, wird von ihnen als erneuter Verlust erlebt. So stellt sich die Situation im Lebenslauf für manche als ein Wechsel dar: von Verlust, neue Wurzeln schlagen und Beziehungen eingehen und dem drohenden nächsten Verlust.

Besonders deutlich wurde dies an den Berichten von Sandra, Guido, Rosalind, Johannes, Karola und Katharina, die die Erwachsenen im Kinderdorf nicht als Erzieher erlebt haben, sondern als richtige Menschen mit ihren besonderen Eigenschaften und Fähigkeiten.

Alle 15 befragten Ehemaligen betonen die besondere Chance in ihrem Leben, eine wertvolle positive Beziehung zur Erzieherin – und meist war es die „Hausleitung“ – gehabt zu haben. Und ganz wichtig war es für fast alle, dass die Erzieherin im Haus mit den Kindern gelebt hat und so „immer da“ war. Wertvolle Beziehungserfahrungen können für Heimkinder einen ganz außerordentlichen Schutzfaktor für eine weitere positive Entwicklung der jungen Menschen darstellen.

Elf der Befragten betonen die Rolle der Erzieherin als „Mutterfigur“, die Sicherheit und Beständigkeit, aber auch Konsequenz und Strenge verkörpert, ebenfalls 11 der befragten Ehemaligen stellen die Rolle der Erzieherin als „Freundin und Vertraute“ heraus, die durch Kontakt, Nähe und Gespräch Anregungen zu selbstverantwortlichem Handeln gibt.

*Die ErzieherIn als „Mutter“:
Gewährung von Beständigkeit und Sicherheit*

Die Erzieherin kann von den Ehemaligen als Mutter erlebt werden, die Beständigkeit und Sicherheit, aber auch Konsequenz und Strenge verkörpert.

Die Erzieherin als die einzige Person, die dem Leben auch heute noch Beständigkeit gibt

Claudia: „. . . Natürlich war es schlimm für mich, was die Mama da getrieben hat die Jahre mit uns, aber das sag ich ja eben, wenn die Frau M. nicht dagewesen wäre, um das aufzufangen, ich weiß nicht, wie es dann gewesen wäre.“

„. . . du kennst ja nur deine Mutter und das ist ja klar, da sagst du immer Mama, Mama, willst bei ihr sein. Und dann hat das schlagartig nach nem Jahr aufgehört. Ich denk einfach so das Einleben, der Bezug zur Erzieherin, der Hausleitung Frau M., wo da eine Beziehung aufgebaut worden ist und so. Ich mein, selbst wenn du so klein bist, merkst du trotzdem, wo es jetzt besser geht. Da hast du dann gemerkt, Beständigkeit. Und das ist das was ich nach wie vor heut noch weiß, dass die Frau M. einfach die erste und ich würd sagen auch fast die einzige heut noch ist in meinem Leben, wo ich diese Beständigkeit hab. Nicht so dieses Larifari, oder mal für gewisse Zeit nur, sondern jeden Tag . . .“

„. . . Und trotzdem war das für mich so, wie wenn ich in ne fremde Einrichtung gekommen wär . . . das war ganz schlimm für mich, das war ganz schwer. Von der Frau M. halt weg, von der Gruppe weg, der Bruder weg. Die Frau M. war ja für mich praktisch die Mutter, praktisch wieder weggerissen werden.“

„Zu der ist das Gefühl einfach da, die könnte meine Mutter sein.“

Sandra: „Dass ich heut auch wieder Kontakt zu meiner Mutter hab, das hab ich ja auch der C. zu verdanken, einer neuen Erzieherin, die nach der S. kam. Es ist einfach nichts da, was ich von meiner Mutter oder auch von der S. bekommen habe, deswegen sag ich, die C. hat bei mir viel gut gemacht. Und zu der ist das Gefühl einfach da, die könnte meine Mutter sein. Die ist einfach mehr meine Mutter als meine richtige Mutter, das ist einfach so, die kam ja erst, als ich elf war. Und die S. hab ich fünf Jahre erlebt und die C. dann auch noch mal fünf, sechs Jahre. Aber die hat in schneller Zeit vieles für mich wieder gut gemacht.“

Guido: „. . . Die M. war eigentlich immer für uns da, die hat im Haus gewohnt, die ist nach Feierabend nicht weggefahren und erst nach ein paar Tagen wiedergekommen. Das war etwas ganz Wichtiges: Wann immer du das Bedürfnis danach hast, dass jemand für dich da ist.“

Rosalind: „Bei der Frau E. war alles viel besser. Bei ihr hab ich mich von Anfang an hab ich mich geborgen gefühlt. Also die E. hat mich die ersten paar Tage so wie so richtig bemuttert, das fand ich schön. Sie hat mich nicht einfach in das Zimmer reingetan, sondern ich bin zuerst mal zu ihr gekommen, zu ihr in die Wohnung. Sie hat auch gesagt, wenn ich mich alleine fühl, kann ich bei ihr schlafen. Das fand ich so was von schön, und dann erst hat sie mir Zimmer gezeigt und so. Aber sie war bei mir gewesen . . .“

Johannes: „Ich bin ja schon mit 6 Jahren ins Kinderdorf gekommen. Ja, ich denk zuerst immer an das Haus N. und vor allem dann an die Frau K., die Erzieherin. Da hab ich das Glück gehabt, dass ich die ganzen 15 Jahre die gleiche Erzieherin hatte, es waren auch noch andere Erzieherinnen da, aber ansonsten war sie so die Hauptbezugsperson . . .“

„Es war wirklich ein Glück oder eine Fügung, wie man es auch immer nennen will, dass ich in das Kinderdorf gekommen bin und zu Frau K. gekommen bin. Ja, was jetzt so als schicksalhaft und positiv war, war die Gruppe, das eine, es war auch so später die Entscheidung, aufs Gymnasium zu gehen, da hab ich mich auch sehr unterstützt gefühlt . . . sie hat an mich geglaubt. Und in der Zeit vorher war mein Leben ganz stark durch diese Beziehung geprägt zur Frau K.“

„. . . ja, diese Kontinuität hab ich mit als den größten Schatz erlebt, so persönlich für mich heute noch ist das ganz wichtig. Das war jetzt besonders durch die Frau K., aber diese Erfahrung habe ich auch bei anderen Mitarbeitern gemacht . . .“

„. . . Ich bewundere diese alte Riege von Erzieherinnen, sag ich jetzt mal, die wie auch Frau K. es so gemacht haben und für die die Arbeit mit uns ihr Leben war . . .“

Das Kinderdorf nicht als Heim erlebt, sondern wie ein „Zuhause“

Karola: „Das kann man gar nicht vergleichen mit dem Kinderdorf. Zu dem anderen Heim kann man wirklich sagen ‚Heim‘. Also zu dem Kinderdorf konnt ich jetzt nicht sagen, das war ein ‚Heim‘, mehr ‚Zuhause‘ oder so, weil da ja einfach die Frau U., die fast wie eine Mutter für uns da war.“

„. . . Die Frau U. war einfach mehr eine Mutter wie eine Erzieherin für mich. Ja, das würd ich schon sagen, als Mutter. Das Verhältnis ist ja auch geblieben oder sie guckt auch nach meinem Kind, wenn ich mal nicht da sein kann, oder mal was ganz dumm kommt, das ist dann ganz geschickt, oder sie ruft mal an . . .“

Katharina: „. . . Ich hab halt die Frau K. gehabt, und die Frau K. war meine Bezugsperson. Und nachher war auch noch die H. für mich da, die hat erst später ihre Gruppe angefangen. Und noch später, nachdem die Frau K. dann nach S. gezogen ist, bin ich ja wieder zur H. in die Gruppe gekommen. Für mich war das Kinderdorf einfach was Gutes, ich hab auch gewusst wo ich irgendwo hingehör . . .“

Unvorstellbar, das Leben ohne meine Erzieherin: „. . . dann lieg ich einfach nur da und heul!“

„. . . wenn meine Erzieherin, die Frau K., mal nicht mehr ist, dann bin ich ja ganz allein. Und das will ich nicht, ich glaub, wenn das mal so ist, da bricht für mich alles zusammen . . . Es gibt auch Phasen, wo ich dann abends im Bett lieg und mir vorstell, wie das ist, wenn die Frau K. nicht mehr da ist. Dann lieg ich einfach nur da und heul. Obwohl es ihr ja jetzt gut geht. Und oft

ist es so, dass wenn ich denk wenn sie nicht mehr da ist, geh ich auch. Also wenn mein Sohn, der F., nicht wär glaub ich, würd ich auch gehen.

Also die Bindung zu meiner Erzieherin Frau K., ich glaub die ist auch immer stärker geworden, als sie gegangen ist aus dem Kinderdorf. Die hat mich schon immer unterstützt . . .“

Rene: „. . . Ich kam dann zu Familie V., die waren zuerst auch im Kinderdorf, die haben ein Haus geleitet im Kinderdorf und dann wollten sie eigene Kinder und dann haben sie gedacht, sie bauen, kaufen in K. ein Grundstück und haben ein Haus gebaut und sind dann 1980 umgezogen . . . Das hat mir gut gefallen dort. Weil das war halt ein Ehepaar, die haben selber drei Kinder gehabt und dann war da einfach der Zusammenhalt besser, noch besser als in dem Kinderdorf-Haus . . .“

Andrea: „Die Hausleitung, Frau D., war sehr streng, aber auch sehr mütterlich, will ich mal sagen. Da waren wir abends bei ihr hinten in der Wohnung noch gesessen . . . ich mein, gut, sie hatte auch ihre Zeiten, da ging es dann jetzt nicht, aber das fand ich schon sehr gut . . . sie hat schon streng gezeigt, wo die Grenzen sind, aber andersrum war es auch so, dass sie einen schon bemuttert. Das kann man schon sagen. Das soll es ja auch überall geben, auch in der Familie. Das hat mir schon gut gefallen. Sie hat uns auch hin und wieder mit zu sich nach Hause genommen, ich war auch mal bei ihr im Haus, als ich mal krank war . . .“

Uwe: „. . . dass ich die Frau S. gehabt hab, die war wirklich wie eine Mutter zu mir . . .“

Egon: „. . . das Schönste war, dass ich bei Frau L. im Haus war, . . . da hab ich oft gedacht, es wär schön, wenn sie meine Mutter wär, sie war einfach immer da . . .“

Die ErzieherIn als „Freundin und Vertraute“

Unterstützung auf dem Weg, Verantwortung für das eigene Handeln zu übernehmen

Die Erzieherin kann als „Freundin und Vertraute“ erlebt werden, die durch Kontakt, Nähe und Gespräch, Anregungen zu selbstverantwortlichem Handeln gibt.

Elf der 15 befragten Ehemaligen haben ihre Erzieherin eher als Freundin erlebt, der sie vertrauen konnten, die immer zu einem unterstützenden Gespräch bereit war und die ihren Weg zur Selbstverantwortung gestärkt hat. Für Frank war die Erfahrung besonders wichtig, dass seine Erzieherin nicht nachtragend war, dass sie ihm trotz aller Probleme immer wieder eine Chance gegeben hat.

„Es war schön zu erleben, dass da jemand ist, der Vertrauen zu einem hat!“

Thomas: „. . . Ich hab damals einen Vorteil gehabt: ich hab immer die Frau L. gehabt. Ich musste mich nie umstellen auf andere Erzieher, wie das öfters heute der Fall ist.

Es war schön zu erleben, dass da jemand ist, der Vertrauen zu einem hat. Ohne Vertrauen geht heute gar nichts. Das ist egal, ob in der Partnerschaft oder in der Familie oder im Heim. Wenn du zu jemandem kein Vertrauen hast, tust du einfach blockieren.“

„. . . Und das war wieder ein gewisser Halt, wo ich sagen musste, ich bin hier irgendwo richtig. Und dass die Frau L. mir die Richtung zeigt. Auch wenn es mir manchmal schwer gefallen ist, weil ich es nicht eingesehen hab. Aber heut muss ich sagen, ich bin froh, dass die Frau L. mir gegenüber so konsequent war.“

„. . . Und deswegen bin ich auch mit elf Jahren Ministrant geworden durch den Pfarrer M. . . . Ich bin dann mit Pfarrer M. regelmäßig als Ministrant mitgefahren, auch als er schon im Rollstuhl war. Bis zu seinem Tode war ich eigentlich regelmäßig bei ihm gewesen. Und dann war es halt so gewesen, ich hatte dann wieder eine Operation und ich bin einen Tag vorher zu ihm gegangen und hab gesagt, dass ich jetzt wieder ins Krankenhaus muss, und dann sagt er zu mir, ich hab heut schon meinen Gesellenbrief bestanden.

Ja, und dann bin ich ins Krankenhaus gekommen, und zwei Tage später ist der Pfarrer M. . . . gestorben. Das war natürlich für mich ein harter Schlag, ganz klar.“

Claudia: „. . . Was halt auch schön war bei uns, genauso mit Zweit-Erzieherin, das war ja auch immer konstant . . . es war einfach gut, dass die R. bei uns mit im Haus gewohnt hat und einfach mit drin war und die R. hat da ja am Anfang auch mit drin gewohnt, die hat ja oben ihr Zimmer gehabt. Und die R. war ja dann lang bei uns, bis sie die Gruppe selber aufgemacht hat und dann ist ja die T. gekommen.“

„. . . das war auch ne schöne Zeit . . . , weil ich auch wusste, dass ich besonderes Vertrauen von ihr genossen hab, und sie hat mir sehr viel, eben grad mit diesem Vertrauen, weil sie mir schon sehr weit vertraut hat. Sie hat mir viele Entscheidungen selber überlassen, wo sie vielleicht bei jemand anders schon reingefunkt hat.“

„. . . Und als ich meinen Freund, den L., kennen lernte, dann weiß ich noch, dass sie mir dann auch angeboten hat, dass er hier übernachten könnte, weil er immer von B. gekommen ist. Wo bei ich sagen muss, dass sie eigentlich schon sehr locker damit umgegangen ist, später auch. Gut, jetzt nicht unbedingt gleich im ersten Monat oder so, später hat sie es eigentlich schon einem selber überlassen. Ich kann nichts sagen, das war schon o. k.“

Der Wert vertrauensvoller Gespräche: „. . . da konnte ich einfach mit ihr richtig reden!“

Sandra: „. . . Oder Gespräche sind halt mit ihr ganz anders verlaufen. Auch in einer lockeren Umgebung. Wenn wir irgendwelche problematischen Gespräche hatten, hat sie gesagt, wir gehen mal wieder Eis essen oder so in der Richtung. Oder wenn ich mal wieder so ein anderes Mädchen als positives Beispiel vorgesetzt bekommen habe, da konnte ich einfach mit ihr richtig reden . . .“

Guido: „. . . Ja, das Beste, was uns passieren konnte, war, dass wir 1981 in das Haus von der M. gekommen sind. Also, die war offen, nachdem wir ja als sooo schwierig bezeichnet wurden von der damaligen Hausleitung, bei der wir vorher waren.“

„. . . Ja. Die Frau M. hat gesagt, ha ja, sie probiert's, . . . das ist ihre Art. Ich denk, sie gibt jedem die Chance, auch heute noch. Und versucht das Optimale aus der Person herauszuholen, sei es jetzt durch Gespräche oder Unternehmungen zu machen . . . wenn es halt Probleme gegeben hat, hat man mit ihr geschickt darüber reden können, auch mit den anderen Erziehern . . .“

Da war „endlich jemand, der mich verstanden hat!“

Rosalind: „. . . Das war komisch, ich kannte die Leute in dem Kinderdorf überhaupt nicht, aber sie waren irgendwo meine Rettung gewesen, das seh ich jetzt so.

Die Leute und besonders der Herr K. haben mich verstanden, das habe ich gespürt, das hat mir so gut getan, endlich jemand, der mich verstanden hat, um was es überhaupt geht zu Hause, die haben mich ja überhaupt nicht verstanden alle anderen.“

„. . . Und das beste war bei der neuen Erzieherin, der S. , dass ich mit ihr über alles sprechen konnte, egal um was, ich brauchte überhaupt keine Angst zu haben, das hat sie mir auch gleich vermittelt und dann kamen dann später die Gespräche mit dir als Psychologen, das hat mir sehr gut getan . . .“

„. . . ihr weil sie war so wie meine Freundin. Nicht Erzieherin, das war wie eine Freundin: das Gefühl war ganz anders. Das war nicht eine Person, wo sagt ‚du darfst das nicht, du musst das und das machen‘. Das gab es bei ihr nicht. Sie hat das ganz anders geregelt. Sie hat einem erklärt warum, zum Beispiel. Sie hat mir zum Beispiel erklärt, wenn du einen Freund hast und du hast einen festen Freund, dann gehen wir zum Arzt, dann lass dir die Pille verschreiben. Das fand ich so was von toll, weil es gibt so viele Mädchen, die haben keine Ahnung davon, ja, toll, die kommen dann schwanger . . .“

„. . . Wenn ich irgendwas gesagt hab, ich hab was Blödes gemacht oder so, ich war nicht gut bei der Arbeit oder so, dann haben wir drüber gesprochen. Also das Sprechen ist das Allerwichtigste, das Reden. Das tut sehr, sehr gut, weil wenn ich von der Arbeit gekommen bin, ich war ja noch unheimlich jung und wurde manchmal zusammengeschissen vom Chef oder von den Kollegen geärgert. Und die S. war immer da und hat gesagt, ‚na, Große, wie geht es dir, ist was passiert?‘“

Eine fast freundschaftliche Beziehung zur Erzieherin

Frank: „Meine Beziehung zu Frau M. war fast freundschaftlich, auf jeden Fall. Ich sag mal, ich war in der Schule nicht unbedingt der Schlechteste, ich hab da so meine Probleme mit dem Lesen und Schreiben gehabt. Und da bin ich heute wirklich froh, dass mich die Frau M. auch als Jugendlischer schwer getreten hat, dass ich mich hinsetzen musste – grad in Deutsch waren meine Leseschwäche und Diktatschwäche sehr schlimm . . .“

„. . . Wo ich halt immer wieder aneinander geraten bin mit ihr, das waren halt meine Alkoholexesse und die Sache mit Pünktlichkeit. Ich bin halt morgens um fünf oder sechs heimgekommen, hab die Frau M. aus dem Bett geklingelt, weil sie mir keinen Schlüssel mitgegeben hat. Ich mein, das war meine eine Seite, wo ich am Wochenende weg bin und getrunken hab, und eine

andere Seite war, wo ich abends bei der Frau M. und den anderen saß und Karten gespielt hab oder mit dem Erzieher K. noch Schach gespielt hab. Das hat einfach gut getan, dass sie nicht nachtragend war, dass sie mir immer wieder eine Chance gegeben hat . . .“

„. . . Ich kann für mich sagen, ich hab vom Kinderdorf so viel Selbstvertrauen und Stabilität mitgekriegt, besonders dankbar bin ich da der Frau M. und auch den anderen Erzieherinnen . . . Manchmal ist man in einem guten Haus, hat gute Erzieher, ich hab Glück gehabt . . .“

Johannes: „Und auch so ein bisschen ein Ehrgeiz bei mir geweckt wurde, was aus mir machen zu wollen. Es wurde da was gefördert bei mir, und sie hat mir vertraut und es auch ermöglicht erst mal.“

„. . . Eine Gefahr ist dabei eben auch: ich möchte was Besonderes sein. Ob ich mich dann so angepasst verhalte oder mich sonst in irgendeiner Weise bemü, den Erwartungen gerecht zu werden, das kann man durchaus auch negativ sehen. Ich hab es eben als positiv erlebt in der Form, dass ich sagte: ‚ich möchte was Besonderes sein‘. Ich weiß nicht, ob nicht alle Kinder denken ‚ich bin was Besonderes‘. Und dann eben hat es die Frau K. geschafft, das in so eine Bahn geleitet wurde, die konstruktiv war. Dass es nicht so geworden ist, ‚ich muss die anderen klein machen‘, die Seite gab es natürlich auch, also so aufzufallen. Ich denk so ein bisschen der Egoismus gehört natürlich auch dazu, da gibt es natürlich dann auch in der Gruppe Regulative.“

Karola: „Ja, ich hab das eigentlich ganz positiv erlebt, im Kinderdorf zu leben. Was ganz besonders gut war, dass die Frau U. da eigentlich immer für uns da war. Also sie war ja einfach Tag und Nacht da . . . Ja, die hat da gewohnt. Ist halt immer Ansprechpartner, man ist ja auch mal krank oder es geht einem auch nicht so gut, man hat auch mal ein Problem. Also da ist nicht um acht Uhr dann Feierabend, so, ich bin nicht mehr da. Das war eigentlich schon ganz toll . . .“

Erziehung durch Förderung der Einsichtsfähigkeit

Katharina: „. . . Also Frau K. hat die Meinung gehabt, wir müssten das eigentlich selber einsehen die Sachen. Das hat sich so durchgezogen auch bei kleineren Sachen, wenn wir mal Mist gemacht haben, dann durften wir kein Fernseh gucken oder wir mussten alle am Tisch sitzen beim Essen, alle haben Nachtisch gekriegt, nur der, der Blödsinn gemacht hat, nicht. Und das war viel härter als irgendeine Strafe. Ich fand das halt gut, wie sie gesagt hat, sie gibt uns keinen Hausarrest, weil da hätte sie uns auch in ein geschlossenes Heim geben können. Das stimmt auf jeden Fall. Die anderen Kinder hatten oft eine Woche Hausarrest . . .“

„. . . Es war uns klar, das hat sie auch immer gesagt, dass da nur der Tag heute zählt. Genau so wenn der C. heute nachts Theater macht, soll man es am nächsten Tag nicht mehr ansprechen, weil die Nacht ist rum. Man soll nicht auf dem Alten immer wieder drauf rumreiten, also das ist ja wirklich besser so, das war schon früher gut für mich . . .“

Rene: „. . . Danach kam dann kam die A. und die war ja dann von 1980 – 1982 da, und das war ja dann damals, als sie gegangen ist, schwer. Weil du hast sie gekannt und alles, ich hab dann auch ihre Verwandtschaft kennen gelernt . . . Als sie dann ging, war es schlimm, weil du hast sie gekannt, du hast ihre Eltern gekannt und auf einmal ist sie fort und da fehlt dann jemand. Und jemand neues wieder kennen zu lernen, ist halt auch wieder einfach schwierig. Wir waren alle traurig in der Gruppe. Weil die Gruppe wurde dann aufgelöst. Es kam ja nicht eine neue Haus-erziehung oder Hausleitung, sondern die ganze Gruppe wurde aufgelöst . . .“

Rene: „. . . da wär ich in die Sonderschule rein gekommen und irgendwann hätt ich dann mal den Sonderschulabschluss bekommen wahrscheinlich. Ja, die haben am Anfang erst gedacht, die wollten mich ja in die Sonderschule reinstecken, nicht, das war ja damals eher das Ziel . . . und die Frau B. hat das ja dann verhindert . . . und das hat ja nachher geklappt. Also, ich hab oft nachmittags, wenn ich nach Hause kam, so vier, fünf Stunden gebraucht, aber ich hab das Schuljahr doch immer gut durchgebracht bis zur neunten Klasse . . . also wenn ich damals in das Haus nicht reingekommen wäre, wär ich auf die Sonderschule gekommen und wär sonst was passiert, wenn ich in ein anderes Haus gekommen wäre . . .“

Franziska: „. . . wo ich dann neun oder zehn Jahre alt, war kam ein Erzieherwechsel und da waren dann die zwei nicht mehr da, die sind weggegangen. Aus was für einem Grund, weiß ich nicht. Und dann kam die Frau H. in das Haus. Und von dort an bin ich selbstbewusst geworden. Gut, ich hatte dann auch Probleme, als die gemerkt hat, von einem Tag auf den andern kann man das nicht loswerden . . . dass ich eben, ich sag mal, ich bin zur Ruhe gekommen. Obwohl ich sagen muss, ich hatte noch so viele Probleme. Das löst sich ja nicht von heute auf morgen . . .“

„ . . . da hab ich einen gewissen Halt gefunden!“

„. . . Dann hab ich in W. eine ältere Frau getroffen, da war ich 16, 17, so um den Dreh, zu der hab ich heute noch Kontakt. Jeden Tag bin ich bei ihr, sie ist für mich wie meine Oma. Sie ist heute 78. Die war da und dann bin ich irgendwann mal hin, so sind vielleicht Kinderdorf-Kinder, die klingeln halt wo. Aber das war so, muss ich sagen, Gott sei Dank, ich hab viel nicht auf die Reihe gekriegt im Kinderdorf, hab die Gosch nicht aufgemacht, aber das hab ich auf die Reihe gebracht . . . ich hab da einen gewissen Halt gefunden. Und heut bin ich eigentlich auch schon so weit, dass ich mich ertapp und sag, ich brauch sie heut gar nicht mehr so. Also jetzt nicht im negativen Sinn, sondern die Frau stirbt ja auch mal. Und im gesunden Verhältnis kann ich dann vielleicht auch eher loslassen. Und vor Jahren, oh Gott, was wird ohne sie . . .“

Die ErzieherIn als „Gegnerin“ Erfahrungen mit Unverständnis und erzieherischer Härte

Kinder im Heim können unter der Erfahrung von starker erzieherischer Härte und körperlicher Züchtigung sehr leiden.

Vier (nahezu ein Drittel) von den befragten 15 Ehemaligen berichten von Unverständnis für sie als Kind und extremer erzieherischer Härte. Thomas, Sandra und Franziska berichten davon, dass sie auch körperlich gezüchtigt wurden. Während Thomas die Schläge als „Erziehungsmaßnahme“ einordnen und nachvollziehen konnte, haben Sandra und Franziska sehr unter den „willkürlichen“ Schlägen gelitten, es hat sich eine Gegnerschaft zur Erzieherin aufgebaut, dies war auch bei Rosalind der Fall.

„Da sind natürlich manchmal auch die Fetzen geflogen!“

Thomas: „Da sind natürlich manchmal auch die Fetzen geflogen, wo der Lehrer auch mal mit dem Stock . . . das war so 1966. Aber ich denk immer, dass die Lehrer damals aufgrund der verschiedenen Jugendlichen, die wir waren, durchgreifen mussten. Die waren damals Respektpersonen . . .“

„Sie hat uns auch oft geschlagen!“

Sandra: „. . . Sie hat dann oft auch richtig rumgeschrien mit uns. Die hat da eigentlich nicht viel gekannt. Und sie hat auch oft geschlagen und so. Als Kind hab ich das nicht verstanden. Und auch immer, wenn was geklaut wurde, gut am Anfang man hat halt seine Verhaltensauffälligkeiten, hat irgendwann mal geklaut, so wie ihre eigenen Töchter, die hatten halt ihre Süßigkeiten im Schrank gehabt und unsere waren weggeschlossen, das fanden wir so ungerecht, dass die einfach was Besseres waren.“

„. . . Aber die Schläge haben wir schon kassiert gehabt. Wir haben damals wirklich gedacht, wir wollen sie weghaben, und versucht, sie zu vergiften. Ich weiß genau, wir wären ins geschlossene Heim gekommen, wenn wir was Giftiges in die Finger gekriegt hätten . . .“

„Es war einfach schlimm, ich hab mich nicht wohl gefühlt!“

Rosalind: „Wir sind dann runtergezogen zu der Frau S. Ich fand das schrecklich. Die war schrecklich, ja. Sie hat abends die Küche abgeschlossen. Wir haben Hunger gehabt, und die hat die Küche abgeschlossen . . . Es war einfach schlimm, ich hab mich nicht wohl gefühlt . . . (wie) so eine Hausdame eine strenge. Die hat nichts gesagt, aber ihre Blicke haben mir gereicht. Ich hab das Gefühl gehabt, sie mag mich nicht.“

„. . . Die hat dann nur so Strafen verteilt, wir mussten Spülen gehen in der Gaststätte, wo die Großküche war. Mit ihr konnten wir einfach nicht sprechen und bei Jungs war sie ganz streng, ist ins Zimmer reingeplatzt und dann hat sie den Finger gehoben und hat gesagt „so, jetzt müsst ihr wieder in die Großküche gehen und spülen“. Und den Pfarrer hat sie informiert . . .“

„. . . Das war wirklich schrecklich in dem Haus. Uns war alles egal dort. Uns hat das nicht wehgetan, dass sie sich geärgert hat. Ich hab mich sogar gefreut, wenn sie sich geärgert hat. Wirklich, das war so. Und dann hat sie uns mit den Essen bestraft. Nachts hat sie mal weggelassen, oder halt geht in die Großküche putzen. Aber das war mir egal, das war es mir wert gewesen so auf die Art. Weil das war überhaupt kein Kontakt, ich kam mir dort vor wie in einem Hotel . . .“

„. . . Aber nein, die Frau S. kam nur rein, bla, bla, bla und fertig. Da war es. Moralpredigt und fertig. Aber die war nicht da und hat gesagt, ‚du, ich versteh das. Wir können ja mal zusammen irgendwohin gehen oder ich erklär dir mal wie was und wo‘. Nur Leviten gelesen und fertig. Aber das war mir egal, ich wollte wieder raus. Das hat überhaupt nichts gebracht bei mir. Erst als ich dann hier nach L. kam, war es o. k., da hab ich mich beruhigt.“

„Und plötzlich hab ich rechts und links ein paar geknallt gekriegt, ich wusste gar nicht wieso!“

Franziska: „Wenn ich jetzt an Erzieherinnen denke . . . ich bin nachts aus dem Bett gerissen worden, war auf dem Klo, wusste gar nicht, wie ich dorthin kam. Wenn irgendwas gefehlt hat, dann war ich immer der Buhmann, die F. war’s. Oder saß ich plötzlich bei ihr im Zimmer auf dem Stuhl, das Zimmer hab ich also jahrelang im Traum gesehen . . . plötzlich hab ich rechts und links ein paar geknallt gekriegt und wusste gar nicht wieso. Dann hat sie die Tür zugeschlagen und sie hat gedacht, ich hab da jetzt irgendwo was gemacht. Und wie gesagt, wenn da jetzt irgendwo irgendwelche Sachen gefehlt haben, dann war es die F. Oft bin ich nachts aufgewacht und hab geheult auf der Kloschüssel. Ich weiß gar nicht wie ich da hingekommen bin.“

„. . . Das war so, sie hat mich geschlagen, Zuckerbrot und Peitsche, sagen wir mal so. Dann hab ich sie umarmt, weil ich sehr viel Liebe gebraucht hab, aber wenn sie wieder zurückkam, dann hat sie mich geschlagen, aber wie. Ein Schlag ins Gesicht, die hat so brutal dreingeschlagen, ich hab nicht mal was zu essen gekriegt, gar nichts. Und ich hab nie gewusst, was überhaupt abgegangen ist . . .“

„. . . Denk ich mal, ich geh jetzt mal davon aus, dass ich halt ins Haus G. kommen sollte, dass da halt Platz geschaffen war. Aber heut denk ich manchmal, wär ich vielleicht bei der Frau H. geblieben, wär mir das nicht passiert. Das war schon geplant, dass ich eben ins Haus G. kommen musste. Dann war es halt so, dass da lauter ältere Jungen waren, einer sogar schon bei der Bundeswehr. Und der hat sich halt an mich herangemacht, das wusste auch niemand . . .“

8.1.3 *Bleibende Eindrücke durch LehrerInnen an der Heimschule*

Erfahrungen in der Schule mit LehrerInnen können einen nachhaltigen Eindruck auf die SchülerInnen hinterlassen, besonders wird Konsequenz, Strenge, Humor und Verständnis geschätzt.

Bei 9 (nahezu zwei Drittel) von den befragten 15 Ehemaligen hat die Zeit in der Schule bleibende Eindrücke hinterlassen. Thomas, Guido, Johannes, Rene, Ramona, Andrea, Uwe und Egon sprechen von ihren LehrerInnen als wichtige Personen, als nachhaltigster Eindruck wird die Konsequenz, Klarheit und Strenge, gepaart mit einer Portion Humor, genannt. Sandra und Claudia beklagen einerseits den Mangel an Beständigkeit und Nachdruck, den sie erlebt haben, andererseits auch den Wert einer konstanten Lehrerbeziehung in den letzten Schuljahren, und Claudia schätzt ganz besonders die Erfahrung, dass sie trotz Fehler angenommen und gemocht wurde.

Der Sportlehrer als Respektsperson

Thomas: „. . . Da gab es einen Sportlehrer und Sport, das hat mir irgendwo immer imponiert . . . Aber ich denk immer, dass die Lehrer damals aufgrund der verschiedenen Jugendlichen, die wir waren, durchgreifen mussten. Die waren damals Respektspersonen, und wenn die was ge-

sagt haben . . . dann haben wir den Herrn Schuldirektor gekriegt, und vor dem hat jeder Respekt gehabt. Der hat uns das so beigebracht, dass wir es verstanden haben. Natürlich war er auch, er hat von uns Leistung gefordert. Und ich denk mal, das ist gar nicht verkehrt. Denn ich hab dann zwei Jahre später meine Lehre angefangen und wär ich nicht so gewesen, wie der gewollt hat, dann hätt ich ein Problem.“

Häufiger LehrerInnenwechsel und Erfahrungen einer konstanten Beziehung

Claudia: „. . . wir haben jedes Jahr einen neuen Lehrer gekriegt. Da war auch nichts Beständiges. In der ersten Klasse haben wir die Frau H. gehabt, zweite Klasse die Frau R., dritte Klasse haben wir diese, wie hieß denn die aus Polen, die war gar nicht so lange da, diese Rothaarige, die so Stöckelschuhe und Rock immer anhatte . . . wir waren, glaub ich, die einzigen, wo das nicht so gepasst hat. Ausgerechnet immer bei uns. Dass wir die Klasse waren, wo jedes Jahr etwas anderes war. Ja, das war nicht schön.“

Claudia: „. . . Da hast du wirklich ne Beziehung gesucht. Zum Herrn H. war schon ne Beziehung dann auch da, zum Lehrer. Den hatten wir dann konstant, der hat gewusst, wie er dich nehmen muss. Den haben wir bis zu den Prüfungen, bis zum Schluss gehabt. Den haben wir dann die letzten vier Jahre, glaub ich, gehabt. Vier oder fünf Jahre.“

„Der Lehrer ist auf jeden eingegangen . . . er wusste mit mir umzugehen!“

„. . . Der Lehrer dann, der Herr H. er ist auf jeden eingegangen, muss ich sagen. Und ich mein, ich bin ja eh keine Leichte gewesen, ich war schon so, ich weiß nicht, ob man vorlaut sagen kann, aber er wusste, wie er mich nehmen muss. Er wusste mit mir umzugehen. Und ich wusste, egal, auch wenn ich jetzt mal was nicht richtig gemacht hab, ich wusste, er mag mich trotzdem. Das ist das, was für mich jetzt wichtig ist, ob das jetzt bei der Frau M. oder bei der Frau K. war, auch wenn du weißt, du machst jetzt Scheiße, du passt vielleicht nicht so unbedingt in dieses Bild, dass derjenige dich aber trotzdem mag.“

Sandra: „. . . ab der sechsten Klasse waren die Noten ziemlich gut, und dann hätte ich die Schule wechseln sollen. Die Lehrer haben es immer wieder ein halbes Jahr rausgeschoben und wieder ein halbes Jahr und irgendwann hab ich dann von mir aus gesagt, gut, jetzt hab ich keine Lust mehr zu warten . . .“

Guido: „. . . Ja wenn ich an die Schule denke, da fallen mir spontan zwei, drei Lehrer ein. Also als erstes mal unseren Direktor, der Herr S., ein sehr lieber, aber auch konsequenter Mann, der dann gleich gesagt hat, so und so geht es nicht, auf seine Art und Weise.“

Die Erfahrung von Wertevermittlung und Forderung

„. . . Und dann noch der Herr P., der auch probiert hat, Werte zu vermitteln. Ehrlichkeit, Ausdauer, Konsequenz . . . er hat das auf seine Art versucht rüber zu bringen, die bei den Schülern nicht immer so beliebt war. War halt, ja so ein bißle ein Ruppiger, sag ich mal dazu, ne . . . Ja, der hat wirklich versucht, seine Arbeit so gut wie möglich zu machen, und hat aber auch von uns gefordert . . .“

„. . . Und dann hat er aber auch mal gesagt, wenn's gar nicht geht, dann machst du halt ne Pause und guckst halt mal zu. Also er war nicht so, dass er das jetzt bis auf das Letzte gefordert hätte, also das kann man nicht sagen. Aber er hat bei den Leuten, bei denen er genau gewusst hat, sie schaffen es, hat er es wirklich gefordert.“

Johannes: „. . . aber so von der Unterrichtskonzeption war es auch ne andere Zeit. Da waren auch manchmal erste, zweite, dritte Klasse zusammen und ja, die waren halt vom Personal und allem nicht so eingerichtet. Ab der vierten Klasse gab es dann auch mal einen Mann als Lehrer, das war sehr angenehm . . .“

Verständnis für eine Lehrerin, die auf Ordnung achtet

Ramona: „. . . und da war da noch die Frau P., die hab ich im ersten Jahr gehabt und dann ist sie, glaub ich, gegangen. Bei der haben wir Kochunterricht gehabt, das hab ich gerne gemacht. Und das war auch eine strenge Lehrerin. Damals fand ich es übertrieben mit ihrer Ordnung. Aber die müssen halt auch gucken, wenn da so sieben, acht pubertierende Jugendliche rumspringen, da müssen die sich ja auch durchsetzen. In dem Moment hab ich das nicht immer so eingesehen, da siehst du das gar nicht, erst wenn du älter bist und Verantwortung übernehmen musst, dann siehst du das erst mal, so wie bei mir jetzt, wo ich eigene Kinder habe . . .“

Rene: „Also in den Hauptfächern bin ich überall sitzen geblieben, also da war ich überall ganz schlecht. Und dann bin ich damals zur Familie C. gekommen und die haben sich dann auch mehr dahinter geklemmt, dass ich etwas lerne . . . da hab ich dann auch einen anderen Lehrer gehabt, das war der Herr O., an den kann ich mich jetzt auch noch erinnern, das war ein sehr guter Lehrer . . .“

„. . . Der Wechsel nach draußen hat mir viel geholfen, es war halt nicht mehr so viel Ablenkung, die haben ja nur noch fünf Kinder vom Kinderdorf gehabt und drei eigene. Und dann war halt neben den Hausaufgaben nicht mehr so viel Geschrei und Ablenkung dann mehr da, da hast du dein eigenes Zimmer gehabt und im eigenen Zimmer hast du dann Hausaufgaben gemacht und es waren keine weiteren Mitbewohner mehr in deinem Zimmer drin . . .“

„. . . er war auch sehr streng, und das war gut für mich!“

Andrea: „Ja. Und ich hab das Glück gehabt, dass der Herr S. der Lehrer war . . . der war ja schon recht streng. Und der hat uns immer verschiedene Namen gegeben: ‚Nachtigall, ich hör dir trapsen‘ hat er zu mir gesagt. Dann hatte ich meine erste Dauerwelle, da hat er zu mir gesagt ‚Vileda Wischmopp‘. Da war ich dann nicht so begeistert. Gut, das war halt so, er war halt auch sehr streng, und das war gut für mich . . .“

Uwe: „Der S., der war gut, da habe ich was gelernt . . . der hat einfach was verlangt von uns, da hab ich eigentlich erst so richtig angefangen, was zu lernen . . .“

Egon: „Die Schule, das war immer eine schwere Zeit für mich, ich war ja überall so schlecht, und dann immer Nachsitzen beim L. . . . nur zur Frau N. bin ich gerne gegangen, ich glaub, die hat mich auch gemocht . . .“

8.1.4 *Erfahrungen mit Sanktionen*

Bei ehemaligen Heimkindern kann eine Tendenz dazu bestehen, dass sie strenge Erziehungsmaßnahmen für gerechtfertigt erachten.

Es fällt bei 8 (mehr als die Hälfte) von den 15 GesprächspartnerInnen auf, dass alle Arten von Sanktionen und strengen Strafen in ihren Augen meist selbstverständlich waren. Das Verhalten der Erwachsenen, der Eltern und auch der ErzieherInnen im Kinderdorf wurde gerechtfertigt, auch gelegentliche körperliche Strafen als normal empfunden. Übertriebene Strafen, ungerechte Behandlung und schwerere körperliche Strafen werden aber abgelehnt.

Es fällt auf, dass besonders Thomas, Frank, Ramona und Rene im Nachhinein froh sind über die Strenge, die sie erfahren haben. Uwe fand es besonders schlimm, wenn die ErzieherInnen tagelang nicht mit ihm gesprochen haben. Eine große Sehnsucht lag besonders bei ihm in einer Erfahrung unbedingter Zuwendung, Annahme und einem offenem Umgang.

„Kinder brauchen ganz klare Regeln“

Claudia: „. . . Also die Frau M. war schon streng, muss ich sagen. Aber was auch in den Elternzeitschriften immer wieder drin steht, Kinder müssen Regeln haben, egal was, ob es passt oder nicht, und genau so war das bei der Frau M. und das war gut so . . . Kinder brauchen ganz klare Regeln. Auch wenn du was verbietest, aber die müssen wissen, müssen ihre Grenzen gesetzt kriegen. Und genau so hat die Frau M es mit uns gemacht.“

Claudia: „. . . Da hab ich gesagt ‚was heißt wollen‘ da muss jemand dazu gezwungen werden, weil ich find es voll schade, dass die drei heute kein eriträisch sprechen. Die kennen ihre Kultur nicht, wenn die ihren Vater getroffen haben, die waren sich fremd.“

Thomas: „. . . Frau L. hat mich so angepackt in ihrer Art und Weise, dass man da gar nicht so zum Nachdenken kommt, warum bin ich hier. Das ist so eingefügt und sie hat uns einfach mitgeteilt, dieser Weg wird gegangen. Es gibt zwar immer zwei Wege, der eine ist vielleicht einfacher, der andere vielleicht steiniger, aber wir gehen nicht den einfachen, weil da machen wir es uns zu einfach. Die hat gleich gesagt, . . . kann uns keine Eltern ersetzen, aber das Kinderdorf kann uns den Weg weisen, in welche Richtung das geht. Auch wenn es uns manchmal nicht passt . . .“

Frank: „. . . ich war in der Schule nicht unbedingt der Schlechteste, ich hab da so meine Probleme mit dem Lesen und Schreiben gehabt. Und da bin ich heute wirklich froh, dass mich die Frau M. auch als Jugendlicher schwer getreten hat, dass ich mich hinsetzen musste – grad in Deutsch waren meine Leseschwäche und Diktatschwäche sehr schlimm . . .“

„. . . Wir haben lange bei einer Frau Unterricht gehabt, die Frau war halt nicht so ohne, die schießt halt auch so ihre Böcke ab, wir haben schon viel Müll gebaut auch. Und da ist sie gleich gekommen und hat rumgeschrien, in der Schule rumgeschrien. Und dann kam der Herr L. Und vor dem haben wir dann auch wieder ein bisschen Respekt gehabt so.

Also die Frau, die wir vorher hatten, konnte sich halt auch nicht so durchsetzen, sag ich mal . . .“

„. . . Doch beim Herrn L., da war immer ganz klar, hier ist die Grenze, wenn ihr weitermacht, fliegt ihr raus. Da wurde auch gar nicht rumdiskutiert, ich weiß auch nicht.

Der Herr L. hat uns dann auch langsam beigebracht, das es um unser Leben geht, dass wir das, was wir da lernen, auch brauchen können für später dann . . .“

„Mir ist immer mehr klar geworden, was ich selber erreichen will!“

„. . . Mir ist dann immer mehr klar geworden, was man selber erreichen will. Weil man kommt von relativ weit unten, die soziale Schicht sag ich mal, wo ich herkomme, und jetzt kann man sagen, es geht jetzt in die Richtung weiter oder ich schlag eine neue Richtung ein, die ganz anders ist . . . und das ist mir da klar geworden . . . Der hat viel gemacht. Er hat gewusst, er muss da was tun, und hat dann auch ganz gut was getan. Sein Unterricht hat, sag ich mal, auch Spaß gemacht, wir waren ja nur sechs Leute . . .“

„Jetzt weiß ich, dass sie es eigentlich nur gut gemeint haben mit uns!“

Ramona: „Ich hab den Eindruck schon gehabt, dass wir eins von den strengeren Häusern waren. Ja, das alles fand ich einfach zu krass. Damals fand ich die einfach zu streng. Da hätten sie sicher etwas nachgiebiger sein können, aber jetzt versteh ich sie halt. Jetzt weiß ich schon, was die gemeint haben, dass sie es eigentlich nur gut gemeint haben mit uns.

Das hat mich damals schon oft sehr geärgert. Doch jetzt im Nachhinein war ich dann schon froh, dass wir so streng gehalten wurden . . . Heute seh ich das schon ganz anders, vor allem weil ich jetzt selber Kinder hab, da sieht man das schon mit anderen Augen, die Verbote oder so . . .“

Rene: „Das war gut, dass die Lehrer sich auch nach der Schule, oder außerhalb der Schule um ihre Kinder oder um ihre Schüler gekümmert haben. Die Frau J., die hat das angefangen, das war die, die das damals . . . gemacht hat, dass ich nicht sitzen geblieben bin, das zweite Mal. Das war damals in der fünften Klasse noch und die hab ich damals auch nur ein Jahr gehabt . . . weil die hat damals gemerkt, dass ich nicht blöd bin, oder die anderen haben damals gedacht, ich wär für Hauptschule nicht geeignet und müsste auf die Sonderschule. Und die Frau J. hat dann erst gemerkt, dass es eigentlich nur Lernschwierigkeiten sind, dass ich eigentlich ein guter Hauptschüler bin. Nur die Lernfähigkeit fehlte bei mir eben, oder der Wille zum Lernen . . .“

Uwe: „Also streng mussten die Lehrer und Erzieher schon sein bei uns, dann hätten wir nur noch Zirkus gemacht . . . aber bei Frau S. fand ich ganz schlimm, dass sie dann einfach tagelang nicht mehr mit mir gesprochen hat, das war immer die schlimmste Strafe, lieber hätt ich stundenlang Nachsitzen gehabt oder Fernsehverbot und so . . . als Kind will man trotzdem gemocht werden . . .“

8.1.5 Die Fremdunterbringung und der Wunsch nach Normalität

Für Kinder im Kinderdorf kann es wichtig sein, dass sie das Kinderdorf nicht als Heim erfahren haben, sondern als ganz normales Dorf.

Für 5 der 15 befragten Ehemaligen war es ganz wichtig, dass sie in der Kinderdorf nicht in einem „Heim“ gewesen sind, sondern in einem Dorf gelebt haben und aufgewachsen sind. Hier wurde ihr Wunsch nach Nähe, Vertrautheit und Konstanz und auch nach Normalität doch mehr erfüllt, als dies in einem „klassischen“ Heim der Fall gewesen wäre. Besonders Claudia, Egon und Rene betonen diese Besonderheit, dass für sie das Kinderdorf kein Heim war, sondern ein ganz normales Dorf. Hier wird wieder der Wunsch nach „Normalität“ deutlich, der den Kindern im Kinderdorf das „Anderssein“ als Heimkind leichter ertragen ließ.

„Was mir gut gefallen hat . . . , dass du nicht so eingesperrt warst!“

Claudia: „. . . was mir gut gefallen hat war Freizeit, Schwimmbad, dass wir das hatten. Dass wir zum Beispiel, als wir dann älter waren, auch nach S. gehen konnten, dass du nicht so eingesperrt warst. Weil ich weiß, dass ich mal ganz kurz bevor ich in das Kinderdorf kam, muss ich mal in einem geschlossenen Heim gewesen sein, da war alles abgeschlossen. Wenn du raus wolltest, ist einer mit dir an die Tür, hat die Tür aufgeschlossen und ist mit dir raus in den Garten.“

„. . . Schön war im Kinderdorf, dass du einfach raus konntest. Klar, wenn du kleiner bist, lässt dich natürlich keiner alleine nach S. oder so. Aber es war doch so, dass du auf den Spielplatz gehen konntest, dass du wirklich deine Freiheiten hattest und dass das Kinderdorf wirklich, das empfind ich heut noch so, wenn du nicht wusstest, dass es ein Kinderheim ist, ich mein, es sieht ja auch wie ein stinknormales Dorf aus . . . Das Kinderdorf ist kein Heim, es ist ein Dorf. Ja, wenn manche, die im Kinderdorf waren, sagen sie waren im Heim. Da sag ich, weißt du eigentlich, was ein Heim ist? Da hab ich mich drüber aufgeregt, wenn die gesagt haben, sie waren im Heim. Ja, weil das nicht richtig war. Weil das Kinderdorf ja kein Heim ist. Ein Heim ist, wenn du wirklich abgegrenzt bist, keinen Schritt machen darfst . . .“

Karola: „Das kann man gar nicht vergleichen mit dem Kinderdorf. Zu dem anderen Heim kann man wirklich sagen ‚Heim‘. Also zu dem Kinderdorf konnt ich jetzt nicht sagen, das war ein ‚Heim‘, mehr ‚zu Hause‘ oder so, weil da ja einfach die Frau U. die fast wie eine Mutter für uns da war.“

Rene: „. . . das Kinderdorf kann man nicht als Heim betrachten, weil da ist alles offen, aber die Dinge, die ich als Heim schon gesehen hab, in S. gibt’s zum Beispiel ein Heim, da haben wir irgendwie immer Kontakt gehabt, ich war auch schon mal dort . . . da war die Tür zugeschlossen sogar. Und im Kinderdorf konntest du halt überall hingehen, das war nicht so eng. Und ein geschlossenes Heim, das ist ein großes Haus, da ist außen rum ein Grundstück, dann steht vielleicht auf dem Grundstück irgendwo eine Schaukel drauf oder steht vielleicht eine Tischtennisplatte drauf und das war’s, und im Kinderdorf ist es halt so, vielleicht 25 Häuser sind im Kinderdorf. Und in dem Kinderdorf gibt es alles. Es gibt ein gutes Gasthaus, eine eigene Schule, ei-

ne eigene Turnhalle, wir haben einen eigenen Sportbereich gehabt, wo du nach dem Schulsport auch noch andere Sachen machen konntest . . .“

Uwe: „Ich bin heute noch froh, dass ich im Kinderdorf war und nicht in so einem abgeschlossenen Heim . . .“

Egon: „Das Kinderdorf war ja eigentlich kein Heim, es war einfach so wie ein richtiges Dorf mit Kirche, Gasthaus und auch einen Friedhof für den ehemaligen Dorfleiter und manche Erzieher gab es dort auch . . . ich hab mal einen Freund in so einem richtigen Heim gehabt, da war so eine Mauer herum und es wurde am Abend alles zugesperrt . . . bei uns, da konnte man abhauen, wenn man wollte, und manche haben es auch versucht . . .“

8.1.6 Stellenwert der „Elternarbeit“

Die Elternarbeit im Kinderdorf kann den Kindern im Heim helfen, die Tatsache der Heimunterbringung besser zu ertragen.

Fünf (ein Drittel) der befragten 15 Ehemaligen berichten von Gesprächen und Kontakten mit Kinderdorf und Jugendamt, bei denen die Eltern eingebunden waren. Diese Elternarbeit hat der Tatsache Rechnung getragen, dass die Mehrzahl der Kinder damals das Kinderdorf nicht als Ersatz des Elternhauses gesehen hat. Eine intensive Elternarbeit, wie Egon sie schildert, hat die Eltern in die Erziehung miteinbezogen.

Die wertvolle Erfahrung des Kontaktes mit den Eltern

Sandra: „Und meine Mutter hat immer gesagt, das ist gut so, ich hab kein Geld und keine Zeit für mein Kind und hat das dann dem Kinderdorf überlassen, hat aber mit den Erziehern dann auch mitgearbeitet. Wenn was war, zu den Gesprächen ist sie auch gekommen. Das waren dann wieder die ersten Kontakte, wo ich dachte, ist vielleicht auch alles gut gewesen so. Sie ist meine Mutter, sie hat ihr Bestes probiert.“

Karola: „Also auf jeden Fall hab ich mit den Eltern Kontakt gehabt, also Schriftverkehr. Und mein Vater war am Anfang auch da, der hat mich immer besucht. Er war ja gar nicht einverstanden, dass wir im Heim waren, er fand das ganz grausam. Aber ich mein, er war ja schon mit dran schuld, ich mein, es gehören immer zwei dazu, wenn es Probleme gibt in einer Familie . . .“

Andrea: „. . . der Kontakt zu den Eltern war ja immer da . . . Es gab Telefonzeiten. Natürlich konnten die Eltern nicht jeden Tag anrufen und natürlich durfte man auch nicht jeden Tag zu Hause anrufen. Man durfte, glaub ich, einmal im Monat nach Hause fahren am Wochenende. Da sind wir dann mit dem Zug heimgefahren . . . also später. Am Anfang, als man neu war, da durfte man ne zeitlang nicht heimfahren. Aber ansonsten war das kein Problem.“

Guido: „... Wir haben nach wie vor Besuche zu Hause gemacht, wobei man dazu sagen muss, also ich bin, oder ich hab die letzte Zeit dann eher vorgezogen, mit meinen Freunden oder Kumpels hier auch zu verbringen . . . wobei ich zu meiner Mutter nicht so einen guten Kontakt habe, muss man dazu sagen. Vielleicht so wie äh, andere, äh Heimkinder . . . es hat sich durch die Kinderdorf-Zeit verändert. Weil meine Mutter liebt mich ja wahrscheinlich auch heute noch . . .“

Uwe: „... meine Eltern konnten eigentlich immer kommen, wann sie wollten, . . . da gab es immer solche Jugendamtsgespräche, wo auch die Eltern kommen konnten . . . in den Ferien haben sie mich immer geholt . . .“

Egon: „Am Anfang ist mein Vater oft gekommen, da gab es am Sonntag solche Gesprächsgruppen mit dem Erziehungsleiter Herrn S., . . . da waren auch andere Eltern dabei. Ich glaube, da wurde den Eltern geholfen bei der Erziehung zu Hause dann . . .“

8.1.7 Der Stellenwert von Freizeit, Sport und musischer Erziehung

Sport, Freizeitunternehmungen und musische Erziehung können für Heimkinder eine wichtige Funktion für ihre psychische Stabilität und ihr Selbstwertgefühl übernehmen.

Für 8 (mehr als die Hälfte) der 15 ehemaligen Heimkinder war die Erfahrung von Sport, Bewegung und musischen Aktivitäten von großer Bedeutung. Für Sandra und besonders für Franziska hat der Sport dazu beigetragen, dass sie trotz all ihrer Probleme und Belastungen „am Leben“ bleiben konnten.

Wichtige Freizeitangebote und Unternehmungen in den Ferien

Claudia: „... An die Radtouren mit dir nach Frankreich, da denk ich heut noch dran. Ich möchte sie auch nicht missen. Und das find ich auch für den M. schade, weil das werd ich ihm nie bieten können, was ich da erlebt hab. Du machst schon was als Familie, oder basteln oder so, aber du machst es trotzdem nicht so wie es im Kinderdorf war. Und das merk ich zum Beispiel am G., der hatte das noch nie gemacht so was . . . was halt auch schön war im Kinderdorf so die Freizeitangebote, Urlaub und so, dass du so was halt erleben konntest . . .“

Thomas: „... Wir waren oft beim Bauern, wenn die Heuhaufen aufgestapelt worden sind, sind wir hin und haben uns drin versteckt und Mäuse gejagt, und Kartoffeln rausgezogen . . . Und wenn dann der Bauer gesagt hat, nehmt euch welche mit, da haben wir natürlich gegrillt, obwohl wir das ja nicht durften. Da hat einer dann ein Feuerzeug gebracht, das war für uns mal ne ganz andere Situation, wir wussten dann genau, die kann man dann essen. Wir haben die Kartoffeln gegessen dann, und dann hat man natürlich auch keinen Hunger mehr gehabt. Dann kam man abends heim und sagen die, sag mal, was ist denn mit dir los, warum isst du denn das Brot nicht? Und das sind natürlich auch Momente gewesen, wo wir gesagt haben, das machen wir öfters. Wir wollen noch mehr erleben, was ja für uns ganz fremd war.“

Sandra: „. . . Ich hab Jazztanz gemacht, Gardetanz, Schautanz und so . . . Gardetanz hab ich gleich gemacht, wo ich hingekommen bin in das Kinderdorf, ich bin ja im Januar gekommen und hab gleich im Februar mitgetanzt . . . ich hab diesen Ansporn gebraucht, wenn ich es mache, dann musste es auch 100 % sein. Nur so larifari ein bisschen mittanzen, wie es andere manchmal gemacht haben, das kann ich nicht . . .“

„Ich bin eigentlich so viel wie möglich raus und hab ganz viel Sport gemacht!“

„. . . Da sind wir auch viel nach außerhalb gegangen und das fand ich halt immer gut, alles, was so an Sportangeboten war, Tischtennis, Volleyball und Laufen, ich bin eigentlich so viel wie möglich raus und hab ganz viel Sport gemacht. Für mich war es Freizeit und hat mir Spaß gemacht . . .“

Wichtige Erfahrungen im Freizeitbereich und Jugendtreff

Guido: „. . . Wir haben dreimal in der Woche Jugendtreff-AG gehabt, da haben wir uns dann halt Sachen ausgedacht, grad wenn jetzt mal eine Jugenddisco angestanden ist, wie kann man die gestalten? Was kann man da machen? Was interessiert die Jugendlichen? Was kann man auch mal außerhalb machen? . . ., in der Clique selber war halt eigentlich allgemein ein gutes Verhältnis zu allen der anderen Gruppen, also dass wir jetzt mit Kleineren gut auskommen, auch mit Erwachsenen gut auskommen, das war gut, das hat uns geholfen.“

„. . . Und, ja, dann sind wir, dann sind wir, ähm, in Freizeit gefahren. Das war 1987, das war auch noch mal, sag ich erst mal, so ein Schlüsselerlebnis. Da hab ich meine heutige Frau kennen gelernt, auf der Freizeit, sie war als Betreuerin dabei . . .“

Rosalind: „Zum Freizeitbereich sind wir immer gegangen, da haben wir Kicker gespielt bei dem Herrn Z., das war schön, das war toll, das war echt klasse. Da haben wir immer Kicker gespielt, Tee getrunken, das war echt super. Und am Spielplatz sind wir immer rumgezogen, das war sehr schön.“

Ramona: „. . . da gab es immer viele Möglichkeiten, was du machen konntest. Basteln hat mir damals immer gefallen oder malen. Und dann auch abends, am Wochenende gab es für Jugendliche so einen Videoabend. Im Volleyball war ich, Jazz-AG, dann hab ich mal ganz kurz Tischtennis gespielt. Volleyball hat ja der B. gemacht. Und die Jazzgruppe hat ja die Frau S. gemacht. Das war alles schön, vor allem hat mir das gefallen, dass wir gemeinsam was unternommen haben und nicht so einfach rumgehängt sind. Ganz toll war's auch beim Garde-Tanz bei der H.“

„. . . In Klavier hab ich kurze Zeit mal Unterricht gehabt . . . den Unterricht hat ein Zivi gegeben, ich weiß gar nicht mehr, wie der hieß. Ich hab aufgehört, weil es so langweilig war . . . Im Nachhinein bin ich traurig, dass ich nicht weitergemacht habe oder dass meine Erzieher nicht gesagt haben, mach mal ein ganzes Jahr weiter und dann sehen wir. Ich hab jetzt sogar versucht, meine Tochter zu überreden, ob sie nicht Klavier spielen will, da könnte ich es dann auch wieder lernen, hab ich mir gedacht. Da bist du schnell drin. . . Es wär so schön, wenn ich jetzt spielen könnte und meine Tochter auch, aber es ist nichts geworden . . .“

Wertvolle Erlebnisse in den Ferien: Radtouren nach Frankreich, Holland und Italien: „Da bist du halt viel rumgekommen, du warst in vielen Städten drin!“

„. . . Bei den Radtouren, besonders nach Venedig, da waren die ersten drei Tage besonders hart gewesen. Obwohl wir auch vorher schon immer Wochenendtouren gefahren sind. Aber trotzdem, das ist noch mal was anderes, wenn du jetzt plötzlich die Radtour anfängst. Die ersten zwei Tage, das waren ja nie so viel Kilometer, was wir da gefahren sind an den Wochenenden, wie an dem ersten Tag . . . da sind wir wie die Idioten losgepeest, und dann am nächsten Tag hat man es gemerkt oder die nächsten paar Tage. Aber sonst war es einfach schön, ich freu mich richtig, wenn ich anderen davon erzähle; wenn andere so hören, wie wir da geschlafen haben, kein Hotel oder so, nur Campingplatz! Zelt abends aufgebaut, morgens abgebaut. Dann haben wir einen Kocher dabei gehabt und haben selber gekocht. „Das ist doch keine Urlaub“, kommt dann. Für mich ist das ein sehr schöner Urlaub gewesen . . . Freunde von uns können sich das nicht vorstellen. Für manche ist das kein Urlaub . . . ich fand das einfach schön, die Mittagspausen oder die Seen auf dem Weg, da waren wir schon in Italien, wo wir baden gegangen sind, und unterwegs gab es oft schöne Bäume, da haben wir so schön Picknick gemacht, also das war ganz toll gewesen . . .“

Rene: „Also die Freizeiten im Kinderdorf waren immer sehr gut. Es gibt, glaub ich, wenig Eltern, die mit ihren Kindern so groß in Urlaub fahren können. Aber das war im Kinderdorf gut, das Freizeitangebot war also wirklich sehr gut. Und auch in der Schulzeit waren immer Angebote da, und auch wenn Ferien waren, also du konntest in den großen Ferien es so machen, da gab es immer wieder Freizeitangebote . . .“

„. . . da sind wir auch in Frankreich gewesen. . . die ersten paar Mal, also 86 km am Tag Fahrrad fahren ist schon viel, und du hast ja noch deine Klamotten, dann hast du vom Team was, das ist ja immer verteilt worden, dass jeder etwas hat, Lebensmittel, Zelte, die waren ja auch nicht gerade leicht. Also da hast du ja manchmal Gepäck von 30 – 40 kg dabei gehabt, das ist ja das Gemeine, also das was halt anstrengend ist. Weil Fahrrad fahren kann, glaub ich, jeder und den Berg hochfahren kann, glaub ich, wenn er ein bisschen Kraft hat, schafft, glaub ich, jeder auch, nur wenn halt mal 30, 40 kg Gepäck auf dem Gepäckträger hinten drauf sind, dann ist es schon hart. Ha ja, wir sind da in zwei Wochen zwischen 800 und 1000 km gefahren. Und zwischendurch, du bist ja nicht nur gefahren, da haben wir auch mal einen Ruhetag gemacht und dann hast du ja auch viel angeguckt . . . Das weiß ich noch, du bist halt viel rumgekommen, du warst in vielen Städten drin, grad in Frankreich oder in Holland damals oder am Bodensee. Am Bodensee waren wir ja damals, sind wir runter gefahren und sind wir wieder zurück gefahren . . .“

Die Aktivität beim Sport „hat mir vielleicht das Leben auch gerettet, . . . da konnte ich meinen Gefühlen freien Lauf lassen!“

Franziska: „Dann hab ich ja auch viel Sport gemacht im Kinderdorf, also mindest drei Stunden Sport. Ich bin nie aus der Halle rausgekommen, ich hab alles gemacht: Tischtennis, Hockey, dann sind wir auch immer weggefahren, da kann ich mich noch dran erinnern . . . Und bei Bundesjugendspielen, da waren es immer nur vielleicht drei Ehrenurkunden, da war ich aber immer dabei. Ich hab immer abgeräumt. Ich hab letztens 52 Urkunden erst noch gefunden vom Kinderdorf . . . Ja, da muss ich sagen, das hat mir vielleicht das Leben auch gerettet . . . da konnte ich mal den Gefühlen freien Lauf lassen. Und vielleicht auch merken, dass ich gut bin . . . ich hab lieber ein Essen stehen lassen und bin in die Turnhalle. Ich war sehr, sehr ehrgeizig. Da hab ich mit lauter Kerlen Hockey gespielt, und wir waren die erste Mannschaft, und ich hab alle Tore geschossen. Ich war wirklich sehr, sehr gut . . .“

8.1.8 *Das Kinderdorf als katholische Einrichtung*

Eine allzu enge religiöse Erziehung im Kinderdorf kann bei Kindern dazu führen, dass sie Glaube und Religion als Zwang erleben.

Fünf (ein Drittel) der Befragten äußerten sich kritisch zum Zwang des sonntäglichen Kirchenbesuchs, besonders bei Frank hat das dazu geführt, dass er sich von der Kirche abwandte. Trotz der Kritik an den Predigten des Dorfleiters konnte Johannes einen guten Kontakt zu ihm aufbauen. Thomas und Franziska hatten zum Dorfleiter ein fast freundschaftliches Verhältnis entwickelt, das ihnen Halt und Sicherheit gab.

Ermüdende Predigten des Pfarrers

Frank: „. . . ich mein, ich bin katholisch gewesen und die Predigten vom Pfarrer D. waren halt doch recht ermüdend. Und das jede Woche sich anhören müssen, war nicht das Zuckerschlecken, find ich. Ich bin dann schon extra zu den Messdienern gegangen, dass es nicht so langweilig ist . . .“

„. . . da hab ich dann schon die Firmung herbeigesehnt, dass ich selber entscheiden konnte. Aber vorher habe ich es schon als Druck irgendwie erlebt das Ganze mit der Kirche. Da hieß es, man muss. Und dieser D. hat schon ganz schön an den Nerven gezehrt. Manche haben ja vorgezogen, zu den Evangelischen zu gehen.“

„. . . Der evangelische Pfarrer hat es lockerer gemacht, auch die Predigt nicht so steif, sag ich mal, wie der D. das durchgezogen hat damals. Es waren natürlich auch immer diese Jugendgottesdienste, die dann gemacht wurden. Die waren dann o. k. . . .“

„Jeden Sonntag in die Kirche . . . bis zur Firmung hab ich das alles mitgemacht und dann war klar: und tschüss!“

Egon: „Das war immer so ein Kampf mit dem in die Kirche Gehen, jeden Sonntag, das war schrecklich, mussten wir da rein, und dann hat der Pfarrer noch so langweilig gepredigt . . . da hab ich immer Ärger mit meiner Erzieherin gekriegt, ich glaub, die wollte beim Pfarrer gut dastehen, dass wir alle da rein sind . . .“

„Aber jeden Sonntag in die Kirche, da bin ich nicht freiwillig hingegangen, das hätt ich mir nicht antun müssen, bis zur Firmung hab ich das alles mitgemacht und dann war klar: und tschüss! Am schlimmsten war dieser Zwang, das hat auch nicht so viel Spaß gemacht, da hockte man halt drin . . .“

Johannes: „Ja und also so dann in meiner Jugendzeit, als Teenager, wollte ich nicht unbedingt sonntags in die Kirche. Damals war es schon so, dass man eigentlich jeden Sonntag in die Kirche sollte, auch unter der Woche mal . . . da hat die Frau K. großen Wert drauf gelegt, ja, ja.

Aber ich bin da ziemlich früh nicht mehr hingegangen . . . weiß nicht, ob ich mich wirklich durchsetzen konnte, zumindest hat sie es dann irgendwann akzeptiert. Für gut gehalten hat sie

es sicherlich nicht und natürlich hatte ich dann auch Vorbildfunktion für andere und ja, also es war keine leichte Zeit. Aber andererseits war es auch nicht so meins irgendwas vorzumachen.“

„. . . Es tut ja einem als Erwachsener, glaub, immer weh, wenn die Kinder nicht so werden, wie man es sich wünschen würde. Was einem wichtig ist, möchte man einfach weitergeben, es ist immer auch mit Sperren verbunden, mit loslassen oder akzeptieren, dass es halt andere Menschen werden, eigenständige Persönlichkeiten. Das war so ein Punkt, wo ich mich eingeschränkt gefühlt habe. Aber ich hab mich da oft nicht so sehr eingeschränkt gefühlt. Es war ihr sehr wichtig und es ist mir auch nicht so ganz leicht gefallen zu sagen ‚ich will das aber nicht.‘“

Wichtige Einzelgespräche über Gott und die Welt

„. . . da hatt ich dann so Einzelunterricht und hab das auch sehr, sehr genossen. Das war praktisch noch mal so ne Religionsvorbereitung, wie es alle gemacht haben, bloß noch mal im Einzelunterricht oder Einzelkontakt, und wir haben über Gott und die Welt im wahrsten Sinne des Wortes gesprochen. Das hat mir noch mal sehr, sehr viel gegeben, auch mit dem Pfarrer M., mit ihm noch zu tun zu haben, er ist ja dann 1980 gestorben.“

„. . . Zum Herrn D., der war bei den Hausfesten immer dabei . . . Ich hab auch mal ne Wallfahrt mitgemacht oder auch intensivere Gespräche gehabt, hat mich schon beeindruckt, auch als Mensch. Und seine Bemühungen zum jüdischen Glauben, also der Kontakt hat mich sehr fasziniert.“

Andrea: „Wir sind am Samstag immer in die Kirche gegangen . . . das hat mir Anfang nicht so gepasst, weil vorher war ich nicht so, ich war zwar schon gläubig aber bin nicht so in die Kirche gegangen. Und da ich ja evangelisch war und ich bin ja dann in die katholische Kirche gegangen. Gut, das hab ich jetzt als nicht so schlimm empfunden, weil das für mich fast das Gleiche ist. Das hat halt dazugehört, und die Frau D. hat auch sehr großen Wert darauf gelegt. Gut, es hat halt dann die Kirchenkleider oder Sonntagskleider gegeben und halt Schulkleider und Nachmittagskleider . . .“

„Der Pfarrer, der hat was Warmherziges gehabt . . . das hab ich als Kind sehr geschätzt und in mir aufgesogen!“

Franziska: „Also ich kann nur Positives über den Pfarrer M. sagen. Wie gesagt, Kinder haben eine andere Fantasiewelt oder leben in einer andren Welt, sehen alles größer. Und da hat er irgendwie zu Weihnachten immer wie ein Krippenspiel in seinem Haus gehabt. Er war sehr liebevoll, von ihm hab ich heut noch einen Rosenkranz im Auto, also nur Positives, der hat was Warmherziges gehabt . . . Als Kinder damals war das noch, da gab's halt noch nicht alles, und da hat man das irgendwie mehr geschätzt und in sich aufgesogen . . . Wenn ich mich an den erinnere, würd ich sagen, der hat was Warmherziges rübergegeben, ausgestrahlt. Schon seine Art, seine Statur, das Liebevolle, Anschmiegsame, so seh ich es . . .“

Thomas: „Und deswegen bin ich auch mit elf Jahren Ministrant geworden durch den Pfarrer M. . . . Ich bin dann mit Pfarrer M. regelmäßig als Ministrant mitgefahren, auch als er schon im Rollstuhl war. Bis zu seinem Tode war ich eigentlich regelmäßig bei ihm gewesen. Und dann war es halt so gewesen, ich hatte dann wieder eine Operation und ich bin einen Tag vorher zu ihm gegangen und hab gesagt, dass ich jetzt wieder ins Krankenhaus muss und dann sagt er zu mir, ich hab heut schon meinen Gesellenbrief bestanden . . . Ja, und dann bin ich ins Kranken-

haus gekommen und zwei Tage später ist der Pfarrer . . . gestorben. Das war natürlich für mich ein harter Schlag, ganz klar.“

8.1.9 *Isolierte Lage des Kinderdorfes*

Die isolierte Lage des Kinderdorfes und die schlechte Verkehrsanbindung kann für Heimkinder eine Belastung sein in Bezug auf Beziehungen und Kontakte in der Umgebung.

Fünf (ein Drittel) der befragten Ehemaligen sprechen die isolierte Lage des Kinderdorfes weit ab vom nächsten Ort an und beklagen sich darüber, dass das Kinderdorf wie eine „Welt für sich“ war und es Probleme im Kontakt mit der Umgebung gab.

„Das Kinderdorf als eine Welt für sich, . . . abgeschlossen und manchmal nicht ganz realistisch!“

Guido: „. . . Das Kinderdorf ist eigentlich ja, schon irgendwie eine Welt für sich. Und manchmal nicht ganz realistisch. Also so . . . weil viele Probleme werden einfach weggeschoben . . . Die Kontakte nach außen hin haben sich bei mir speziell erst später entwickelt. Ich denk mal, wenn am Mal weg war, in der Discothek oder im Kino, ja, gut dann hat man schon mal Kontakt auch mit anderen Jugendlichen gehabt, aber ich würd sagen, später erst.“

Frank: „Das Kinderdorf ist halt doch schon recht behütet, sag ich mal . . . behütet und abgeschieden auch . . . auch die Schule ist ja im Kinderdorf gewesen, Sport, wenn einer gemacht wurde, wurde er im Kinderdorf gemacht. Man ist ja schon sehr isoliert. Man hat auch kein Auto, man kommt einfach nicht weg. Auch das Geld war zu wenig, wir haben uns dann immer auf den Bänken getroffen beim Spielplatz . . . Das ist einfach schwer, da Kontakt nach außen zu knüpfen.“

Johannes: „Mit den getrennten Welten war es dann für mich so, dass ich das Kinderdorf schon sehr als geschlossen erlebt habe. Das lag dann auch an mir, wenn ich nicht raus bin oder was organisiert hab, hab ich nicht genügend Kontakt so zum Dorf bekommen. Also das war sicher auch etwas Persönliches, das von mir kam und nicht am Kinderdorf oder meiner Erzieherin lag, Wobei ich schon gesehen hab, dass die anderen, die im Kinderdorf in die Schule gegangen sind, würd ich mal sagen, schon ganz engen Kontakt untereinander hatten.

Der Kontakt außerhalb des Kinderdorfs, das war schon ein Ziel von mir, seit ich auf die Schule nach L. gegangen bin. Und da hat mich die Frau K. auch immer sehr unterstützt. Das war ihr eigentlich sehr wichtig, dass wir auch außen etwas unternommen haben . . .“

Etwas abgelegene Lage des Kinderdorfes ohne Verkehrsanbindung an den Ort

Andrea: „Wenn man halt was machen wollte, musste man ein Stückchen laufen. Gut, es gab natürlich kein Kino, B. war das nächste. Dann musste man das halt in Kauf nehmen, dass man da

halt hinfahren musste. Da musste man halt laufen, oder jemand suchen von den Erziehern, der einen fährt, die hatten aber auch nicht immer Lust, oder keine Zeit einfach. Das größte Problem war, dass einfach kein Bus vom Kinderdorf nach S. in den Ort gefahren ist. Das war dann schon ein bisschen abgegrenzt oder separat, ein eigenes Dorf.“

Uwe: „. . . das war nicht schön im Kinderdorf, dass da alles so abgelegen war, wie abgeschlossen, einfach, man konnte nicht viel machen, immer nur rumhängen . . .“

8.1.10 Rückblick und die Auswirkungen auf die persönliche Entwicklung

Erleben einer frühen Selbstständigkeit und Unterstützung zur Unabhängigkeit

Kinder, die im Heim aufgewachsen sind, können zu einem selbstständigen Leben angeregt werden, und eine Erziehung zu früher Verantwortungsübernahme kann Unabhängigkeit fördern.

Sechs (mehr als ein Drittel) der Befragten Ehemaligen betonen die Erfahrung eines frühen Zwanges zur Selbstständigkeit und zur Übernahme von Verantwortung als wichtig für ihre weitere Entwicklung und für das heutige Leben.

„. . . ich war gezwungen, aus mir rauszukommen und so bin ich selbstständig geworden!“

Thomas: „. . . und plötzlich bin ich 14 geworden, und dann sagt die Frau L. zu mir, so, ab heute soll ich mit dem Zug fahren! Ich hab natürlich gedacht, hat die Frau was gegen mich? Und dann wenn man so überlegt hat, überall war ne Bezugsperson dabei und ich war immer alleine . . . im Nachhinein muss ich sagen, die Idee von der Frau L. war sehr gut. Denn ich war gezwungen, aus mir rauszukommen und so bin ich selbstständig geworden . . .“

Johannes: „Wenn so viele Kinder zusammen sind, will jedes Kind was Besonders sein, um eben auch Aufmerksamkeit zu bekommen, wird dann auch Ehrgeiz geweckt. Das hab ich aber so als positiven Ehrgeiz erlebt eigentlich, mich dann auch vortun zu wollen vor den anderen. Aber ich wusste, vor mir waren der R. auf ner weiterführenden Schule und auch der S., also ich hatte auch Vorbilder. Das hab ich auch als glücklichen Umstand erlebt, so wie einen großen Bruder, dem man nacheifern kann.“

Karola: „Und ganz besonders wichtig fand ich das mit dem Selbstständigwerden. Wir haben da ja alles machen müssen. Bei der Frau U. war es eigentlich nie so, wir haben ja keine Putzfrau im Haus gehabt . . . Da hat jeder sein Ämtchen gehabt, der eine das Bad, der andere die Küche, einer mal war der sonntags zum Kochen dran und Küchendienst, einmal der. Und das hab ich als positiv empfunden, also später. Man kommt ja aus dem Kinderdorf dann raus, und dann ist es eigentlich schon ganz gut, wenn man weiß, wie mach ich jetzt ein Schnitzel oder wie schalt ich die Waschmaschine ein. Jeder hat sein Zimmer gehabt zum Aufräumen, jeder putzt dann, der

eine das Bad, der andere das Treppenhaus, immer abwechselnd, jeder mal eine Woche das, andere Woche das.“

Katharina: „. . . dann . . . samstags die ganze Wäsche gewaschen. Und da hab ich das dann auch gelernt so. Ich mein, manche wissen ja gar nicht, wie man eine Waschmaschine betätigt. Wir hatten immer schon unseren Dienst, der eine musste Tisch abräumen und decken und spülen, heut haben sie alle Spülmaschinen, das gab's bei uns ja nicht. Aber das werd ich nie vergessen, wie da Geschirr, bergeweise, die ganze Küche voll stand mit Geschirr, das war Horror für mich . . .“

„. . . Die in der Schule, die waren so unselbstständig, die konnten gar nichts allein entscheiden, obwohl die schon 18 waren oder 19 waren. Und das war dann auch so, als ich meinen Mann kennen gelernt hab, der war ganz anders irgendwie, so unselbstständig irgendwie, mal allein einen Tag zu organisieren, aufstehen, kochen, putzen, einkaufen so was . . . so alles: Kommt Zeit, kommt Rat, mach ich heut nicht, mach ich morgen. Und bei uns war das immer so, das wird heut gemacht und nicht morgen. Und so denk ich auch heut noch, deswegen setz ich mich da oft auch selber noch unter Druck. Ich denk, ich mach alles heut, wer weiß, was morgen kommt, das weiß man ja echt nicht. Bei uns früher im Kinderdorf, da gab's halt feste Tage und dann hieß es freitags aufräumen und dann mussten wir das machen. Da hieß es auch nicht morgen, sondern heute wurde das gemacht: Samstags war dann Badetag, das war glaub fast überall so. Und das hab ich heut noch drin. Ich seh das bei meinem Freund, der sagt immer, kann ich morgen machen, kann ich morgen machen. Dann sag ich: ‚Das wird heut gemacht!‘“

„Was gut war im Kinderdorf, ich musste schon früh viel Verantwortung übernehmen!“

Sandra: „Was gut war im Kinderdorf, ich musste schon früh viel Verantwortung übernehmen in einem Haushalt mit 10 Kindern oder mit 9, da muss man sich an bestimmte Regeln halten. Es gibt auch Regeln, die passen einem nicht. Wenn ich so viel Pflichten hab und alles selber mach, dann möchte ich auch meine eigenen Regeln machen . . .“

Ramona: „Gut war im Kinderdorf einfach, dass wir einfach das gemacht haben, was wichtig war. Und was ganz Besonderes war, dass man sich daran hält, Verantwortung zu übernehmen. Das find ich auch gut, dass die im Kinderdorf das gemacht haben. Zum Beispiel jetzt in der Gruppe, ab 14 hab ich meine Wäsche selber waschen müssen, und das find dich auch gut, dass du das selber machen musst. Damals fand ich es zwar blöd, aber jetzt . . . Heute denke ich, irgendwo muss man den Kindern ja auch was beibringen und sagen, jetzt musst du, später musst du es dann ja auch, wenn du mal groß bist . . . Aber heute sehe ich, dass es gut war, dass wir solche Sachen selbst machen mussten . . .“

Andrea: „Da hast du sehr früh schon Verantwortung, mehr übernehmen müssen wie manch anderer . . . zu dem Zeitpunkt war das für mich natürlich schwer. Aber im Nachhinein, o. k., ich hab natürlich auch von zu Hause viel gelernt und so. Also ich gehe ganz anders mit Kindern um und versuch halt auch gewisse Sachen vielleicht besser zu machen wie damals. Ich mein, das bleibt schon hängen. Man weiß schon was da alles, wie gesagt, das kann ich ja positiv jetzt auch irgendwie einbringen . . .“

Bedeutung von Ordnung, festen Strukturen und Disziplin

Ordnung und feste Strukturen können Kindern im Heim Halt und Sicherheit geben für ihr späteres Leben.

Für 7 der 15 GesprächspartnerInnen sprechen positiv von der Ordnung und festen Strukturen im Tagesablauf der Erziehung im Heim. Karola, Katharina und Andrea heben besonders hervor, dass diese geregelten Abläufe sehr hilfreich waren und auch noch heute für die Bewältigung des Alltags wichtig sind.

Die Bedeutung von festen Strukturen, Pünktlichkeit und Disziplin

Claudia: „. . . Ich weiß nicht, das ist vielleicht ne blöde Einstellung, aber das ist vielleicht auch was, wo ich lernen muss damit umzugehen, was ich nach wie vor nicht kann, aber ich bin halt jemand, ganz oder gar nicht. Und wenn ich halt mit jemand ne Beziehung aufbau, dann standhaft, was Festes. Was ich ja durch die Mama eigentlich nie hatte.“

Thomas: „. . . Ja, also ich bin eigentlich ein pünktlicher Mensch, das hab ich meiner Erzieherin zu verdanken, der V. Die hat ganz klar, was Pünktlichkeit, was Disziplin, war sie sehr konsequent und ich muss sagen, das hat mich eigentlich in meinem Leben geprägt.

Das war einfach wichtig und ist heute noch wichtig für mich, sonst hätt ich das alles gar nicht geschafft. Na klar, früher war's mir manchmal schon zu viel, aber heute bin ich froh darum. Aber im Großen und Ganzen war die Zeit dort rückblickend doch gut für uns . . .“

Thomas: „. . . Jetzt ist halt mal die Situation da, also positiv denken, nach vorne blicken . . . ich muss sagen, die Frau L. hat uns so angepackt mit ihrer Art und Weise, dass man da gar nicht so zum Nachdenken kommt, warum bin ich hier. Das ist so eingefügt und uns mitgeteilt, dieser Weg wird gegangen. Es gibt zwar immer zwei Wege, der eine ist vielleicht einfacher, der andere vielleicht steiniger, aber wir gehen nicht den einfachen, weil da machen wir es uns zu einfach. Die hat gleich gesagt, . . . kann uns keine Eltern ersetzen, aber das Kinderdorf kann uns den Weg weisen, in welche Richtung das geht. Auch wenn es uns manchmal nicht passt.

Diese klare Orientierung für uns Kinder, das fand ich auch gut.“

„Da war ein geregelter Ablauf und das war einfach gut für uns!“

Karola: „. . . Da war ein geregelter Ablauf, und das war einfach gut für uns. Das merk ich jetzt auch beim P., wenn mal was nicht so geregelt ist, das merkt man ja dann schon nachts, da schläft er schlecht. So wie gestern beim Geburtstag, da waren dann zehn, halb elf da, ja, aber dann war er heut nacht schon wieder ein paar Mal wach. So das Geregelte ist einfach ganz wichtig, schon vom Tagesablauf her. Das hab ich eigentlich schon mit übernommen. Weil das kann man schon sagen, das war geregelt und das war gut so.“

Katharina: „. . . Ich denk, ich mach alles heut, wer weiß, was morgen kommt, das weiß man ja echt nicht. Bei uns früher im Kinderdorf, da gab's halt feste Tage und dann hieß es freitags auf-

räumen und dann mussten wir das machen. Da hieß es auch nicht morgen, sondern heute wurde das gemacht: Samstags war dann Badetag, das war, glaub, fast überall so. Und das hab ich heut noch drin. Ich seh das bei meinem Freund, der sagt immer, kann ich morgen machen, kann ich morgen machen. Dann sag ich: ‚Das wird heut gemacht!’“

„. . . Einfach alles allgemein mit den Regeln und alles drum und dran, Verbote, egal, was es war. Was mir halt damals so einiges in unserem Haus nicht gepasst hat, da hab ich immer gedacht, in dem Haus von meiner Freundin, da ist alles besser . . . Und jetzt im Nachhinein denk ich, die haben halt doch recht gehabt. Die haben es nur gut gemeint, so wie mit dem Geld, Taschengeld, dass ein Teil aufs Sparbuch kommt, ein Teil krieg ich, damit ich lern, mit dem Geld umzugehen . . .“

Andrea: „. . . Disziplin! Ich weiß nicht, wie ich das erklären soll. Für mich war es auf jeden Fall positiv. Ich hab das als gut empfunden und ich hab mich auch positiv entwickelt . . . Es gab halt zwei Seiten. Auf der einen Seite musstest du halt gewisse Sachen einhalten . . . die haben mit Sicherheit auch nicht jedem gepasst. Aber im Gegenzug war es für einen dann auch viel leichter. Ich denk, wenn man, das ist ja heut genauso, wenn ich mich gegen irgendwas extrem wehre, kann der Schuss natürlich auch nach hinten losgehen. Und wie gesagt, ich glaub, ich war halt irgendwie nie problematisch, für mich war’s ein großes Glück, dass ich ins Kinderdorf gekommen bin . . .“

Uwe: „. . . das war gut bei uns im Haus bei Frau L., da hatte alles so seine Ordnung, . . . wenn ich da an das ganze Chaos zu Hause vorher denke . . .“

Das Erleben von Gemeinschaft und Zugehörigkeit

Junge Menschen können den Zusammenhalt und die Gemeinschaft in einem Kinderdorf als wertvoll erleben, doch manchmal stellt sich auch der Wunsch nach kleineren Einheiten ein.

Vier der befragten Ehemaligen haben sich zu ihrer Erfahrung hinsichtlich Gemeinschaft und Zugehörigkeitsgefühl geäußert. Besonders für Claudia, die sehr früh von ihrer Mutter getrennt wurde, war diese Erfahrung sehr wichtig. Bei Thomas war der Aspekt der Gerechtigkeit in einer Gemeinschaft von großer Bedeutung.

Das Gefühl der Zugehörigkeit wie in einer Großfamilie

Claudia: „. . . Was ich auch schön fand im Kinderdorf war, dadurch dass das eben viele Kinder waren, oder mehrere in der Gruppe, dass du schon so ein bisschen einen Flair hattest von Großfamilie . . . aber ich glaub, manchmal hat man sich schon so ein bisschen zurückgesetzt gefühlt . . . Ich denk, dass bestimmt auch mal der Gedanke da war, wie schön es wäre, wenn wir nur zu zweit oder zu dritt wären.“

„. . . Ich fand's einfach schön . . . einfach diese Zugehörigkeit. Gar nicht speziell jetzt nur wegen mir aber ich wusste, wer wohin gehört. Ich weiß nicht, wie ich es anders ausdrücken kann . . . Aber wenn ich jetzt so drüber nachdenk, ich denk, dass es damit zu tun hat. Jetzt nicht speziell nur auf mich, aber einfach zu wissen diese Zugehörigkeit, das Beständige und dass ich genau wusste, wer wohin gehört . . .“

Johannes: „. . . wir waren nicht so in der Dorfstraße präsent, also so vom Geschehen etwas abgekoppelt, und bei uns wurde einfach sehr viel in der Gruppe so organisiert, dass wir da zufrieden gelebt haben und nicht so direkten Kontakt zur Dorfstraße hatten. Ja, so der Kontakt hat vielleicht schon so ein bisschen gefehlt an der Stelle aber . . . für mich war es wertvoll, es war einfach ein Schutzraum.“

Thomas: „. . . Wir waren gezwungen, der Zusammenhalt mit den Kindern, alt, groß, Mädchen, Jungs, der war einfach groß . . . Ich wollte eigentlich immer so sein für die Gerechtigkeit. Da war ich eigentlich stark. Wenn's nicht gerecht zuging, da hab ich mich aufgeregt, ja. Oder wenn mal ein paar Sachen gestohlen worden sind, und dann plötzlich, wer war das jetzt? Da wollte ich so ne Art wie Polizist spielen, obwohl es ja nicht meine Aufgabe war. Aber wollt ich schon gucken, dass irgendwo Gerechtigkeit kommt. Und deswegen bin ich wahrscheinlich auch Schiedsrichter geworden . . .“

Egon: „. . . was auch schön war, damals im Kinderdorf, da haben alle irgendwie zusammengehalten . . . ich wusste, wo ich dazugehöre, . . . das wünsch ich mir heute auch manchmal, aber da macht jeder seine Sachen, von Gemeinschaft ist da nicht mehr viel da . . .“

Umgang mit den eigenen Kindern

Es kann sein, dass Ehemalige wichtige Erziehungsgrundsätze, die sie selbst während der Zeit des Aufenthaltes im Kinderdorf erfahren haben, bei ihren eignen Kindern anzuwenden versuchen.

Neun (fast zwei Drittel) der 15 befragten Ehemaligen sprechen darüber, dass sie vieles von dem, was sie im Kinderdorf erfahren haben, an ihre Kinder weiterzugeben versuchen.

So ist für Thomas sehr wichtig, Vertrauen zu einer anderen Person und zum Partner, zum Kind zu entwickeln. Ordnung, Regeln und Richtungsweisung sind für ihn sehr wichtig, dies wird auch von Claudia betont; doch anders, als sie es erlebt hat, möchte sie auf den Erhalt der Muttersprache bei ihrem Sohn drängen. Auch Sandra sieht die Regelmäßigkeit im Tagesablauf für ein Kind als bedeutsam an. Doch für Sandra bleibt in der Erziehung auch wichtig, selbst als Erwachsene die Welt mit den Augen eines Kindes sehen zu können und sich einzufühlen und immer bereit zu sein für ein Gespräch mit ihren Kindern, so wie sie es im Kinderdorf bei ihrer Erzieherin erlebt hat.

Stellenwert des Vertrauens in Partnerschaft und Familie

Thomas: „. . . Ohne Vertrauen geht heute gar nichts. Das ist egal, ob in der Partnerschaft oder in der Familie oder im Heim. Wenn du zu jemandem kein Vertrauen hast, tust du einfach blockieren. Und hier muss man einfach die Blockade rausnehmen. Warum und wieso. Einfach die Frage stellen, warum, wenn ich mein, das soll . . . ich muss halt das Beste draus machen.“

„. . . Wenn ich heute meine Kinder sehe, wie lang die dort sehen . . . das Fernsehen wird ausgemacht, wir gehen raus. Und die Richtungsanweisung die die Frau H. uns immer gegeben hat, egal an welcher Stelle, die war manchmal schon hart. Aber die hat das so rüber gebracht dass wir uns keine Gedanken gemacht haben. Natürlich, was Spielen anbelangt, musste sie sich schon manchmal einmischen. Denn ich wollte immer die Spielsachen für mich, nicht teilen . . . und da hat die Frau L. mir erklärt, ich muss teilen. Ich muss, ich darf nicht alle Legos jetzt zu mir nehmen, das andere Kind will auch spielen, also muss ich lernen zu teilen.“

„. . . Da hat jeder gewusst gehabt, du hast deine Aufgabe, mach das jetzt sauber, und wenn sauber ist, kannst du gehen. Und da wird man dann schon vorprogrammiert Aufgaben anzunehmen. Die Verantwortung nicht weiterzugeben sondern erst mal auf sich selber gucken, dass ich meine . . . das war wichtig. Denn in der heutigen Zeit, was Arbeit anbelangt, ich hab keine Angst vor Arbeit, ich mach jede Arbeit. Ich guck auch nicht auf die Uhr, ich mach die Arbeit. Und so will ich das heute auch meinen Kindern übertragen. Wenn's heißt, das und das wird gemacht, dann wird das sofort gemacht, nicht erst morgen . . . der hat das vergessen, und dann kommt der Papa heim und dann kann es nicht. Da war natürlich die Frau H. auch konsequent . . .“

„. . . Vieles habe ich erst viel später verstanden. Und heute bin ich so, dass ich eigentlich sagen muss, erst kommen die anderen und dann komm ich. Wenn wir heute essen, erst bekommen die Kinder und dann bekomm ich. Das war natürlich ein schwerer Weg. Ich hab das erst mit der Zeit lernen müssen. Und wenn man dann einen Partner findet, der in der Familie aufgewachsen ist und du im Heim bist, da sind natürlich schon mal Vorurteile da, wo man sich einfach prägen muss . . .“

„. . . Sieht man ein, dass man eigentlich auch auf den anderen mal hören sollte, der Erfahrung hat. Und ich denk, mit meinen Kindern, ich mach's ja auch nicht ganz anders, sondern mach's auch ungefähr so, wie die Frau L. das gesagt hat. Also ich hab die Prägung von der Frau L. mit in meinem Körper drin. Die zur damaligen Zeit ziemlich hart waren gegenüber uns, allerdings sinnvoll. Ich mein, das Kinderdorf kann keine Eltern ersetzen, es kann die Richtung weisen, nur musst du bereit sein, das anzunehmen.“

Claudia: „. . . Aber was ich wichtig find, ist die Sprache, das ist, was ich heute noch, wo ich ganz arg bei ihm (meinem Sohn) aufpassen werde. Ich will auch nicht, dass er nur sagt, gib mir mal das Brot, geh da hin, ich will, dass er eine Schule besucht, dass er richtig die Grammatik lernt. So wie Deutsche, wenn du nicht auf einer höheren Schule warst, kannst du nicht, kannst du trotzdem nachher deine Sprache nicht richtig, ob du Deutscher bist oder nicht. Und das ist was, wo ich bei ihm ganz arg drauf achten werde.“

„Die Regelmäßigkeit von einem Tagesablauf, die sehe ich im Nachhinein als wichtig an!“

Sandra: „. . . Die Regelmäßigkeit von einem Tagesablauf, die sehe ich im Nachhinein als wichtig an, als Bestätigung für ein Kind. Und heute bei meinem Sohn versuche ich es so gut es eben geht, das ist im Moment auch so ein bisschen, ich merk's auch, ich bin, wenn ich für ihn nicht

genug Zeit habe, bin ich mit mir selbst unzufrieden. Also wenn ich nicht die Zeit haben kann, die ich will. Dann ist da so ein Zwiespalt in mir, ich möchte dann mehr Ruhe in sein Leben reinbringen, doch es ist oft so schwer . . .“

„Bei meinem Kind möchte ich nicht nur Erwachsene sein . . . ich möchte auch Freund sein.“

Sandra: „Bei meinem Kind möchte ich nicht nur Erwachsene sein – so wie das auch bei meiner Erzieherin war –, ich möchte auch Freund sein. Aber zu viel Freund darf man ja dann auch wieder nicht sein, sonst wird man wieder nicht respektiert. Und ich möchte nie richtig erwachsen werden. Also ich möchte nie verlernen, wie es mir ging als Kind, wie ich mich in einer Situation gefühlt hab, ich möchte mich noch reinversetzen können . . .“

„. . . ich sag, ich entzieh mich jetzt nicht ganz. Sondern so dass ich sag, du hast das jetzt falsch gemacht, du denkst da jetzt drüber nach und wir können da auch noch mal drüber sprechen . . .“

„Also was ich toll finde noch in meinem Leben heute, ist die Ehrlichkeit und auch mal nein zu sagen“

Rosalind: „Also zum Beispiel was ich toll finde noch in meinem Leben heute, ist die Ehrlichkeit zwischen uns beiden. Das will ich auch bei meinen Kindern. Lieber möchte ich, dass meine Tochter die Wahrheit sagt, wenn sie was Blödes gemacht hat, und wir reden drüber, als dass sie mir das verheimlicht und runterschluckt, und irgendwann wird sie doch dabei erwischt, was sie getan hat, und es belastet sie die ganze Zeit. Bei meiner Erzieherin war es so, sie hat immer gesagt, ‚Du kannst mit mir über alles reden, das ist gar kein Problem. Das kann man immer beheben, diese Fehler‘. Und das wende ich heute noch an in der Erziehung bei meinen Kindern . . .“

Rosalind: „Wenn ich irgendwas gesagt hab, ich hab was Blödes gemacht oder so, ich war nicht gut bei der Arbeit oder so, dann haben wir drüber gesprochen. Also das Sprechen ist das Allerwichtigste, das Reden . . .“

„. . . Da reden wir öfters drüber. Und das ist auch dann gut, weil ich lern jetzt meinen Kindern, auch mal nein zu sagen. Oder gleich zu kommen, wenn die irgendwas spüren oder irgendwas merken, was nicht stimmt, sollen die gleich zu mir kommen. Ich sag immer zu denen ‚ihr müsst nicht was machen, was ihr nicht wollt, auf keinen Fall‘. Da bin ich ganz arg hinterher, die sollen lieber frech sein und eine große Klappe haben.“

Der Wunsch nach intakter Familie und geregelter Ablauf

Karola: „Also mir ist jetzt vielleicht noch ganz wichtig, seitdem ich selber ein Kind hab, so, eigentlich das Intakte so daheim. Ja, also gut, ich mein, Streit gibt es auch, das lässt sich nicht vermeiden, aber jetzt so der Umgang miteinander, der sollte eigentlich schon ganz normal bleiben und nicht so Streitigkeiten vor dem Kind und, ich mein, ich hab das ja damals erlebt, wie das ist, dass man sich so anbrüllt, und das mag ich nicht . . .“

Karola: „. . . da war ein geregelter Ablauf, und das war einfach gut für uns. Das merk ich jetzt auch beim P., wenn mal was nicht so geregelt ist, dann, das merkt man ja dann schon nachts, da schläft er schlecht. So wie gestern beim Geburtstag, da waren dann zehn, halb elf da, ja, aber dann war er heut nacht schon wieder ein paar Mal wach. So das Geregelte ist einfach ganz wich-

tig, schon vom Tagesablauf her. Das hab ich eigentlich schon mitübernommen. Weil das kann man schon sagen, das war geregelt, und das war gut so.“

Konsequenz in der Erziehung

Katharina: „. . . also wo ich froh wär, wenn es mir ein bisschen mehr helfen würde, wär das Konsequente. Die Frau K. war schon konsequent, das fehlt mir halt heut. Aber das ist vielleicht auch, weil ich halt für mich keine Unterstützung mehr hab. Jeder gibt mir irgendwelche Ratschläge und Tipps, aber ich kann das gar nicht umsetzen . . . Ich bestraf mich ja selber damit und das seh ich halt auch nicht ein. Ich mein, der (mein Sohn) kriegt schon Sachen verboten, wo dann auch durchgezogen werden, aber ich glaub das ist das, wo mir echt ein bisschen fehlt . . .“

„Jetzt im Nachhinein war ich dann schon froh, dass wir so streng gehalten wurden“

Ramona: „. . . Doch jetzt im Nachhinein war ich dann schon froh, dass wir so streng gehalten wurden . . . Heute seh ich das schon ganz anders, vor allem, weil ich jetzt selber Kinder hab, da sieht man das schon mit anderen Augen, die Verbote oder so . . .“

„. . . und da war da (in der Schule) noch die Frau P., die hab ich im ersten Jahr gehabt und dann ist sie, glaub ich, gegangen. Bei der haben wir Kochunterricht gehabt, das hab ich gerne gemacht. Und das war auch eine strenge Lehrerin. Damals fand ich es übertrieben mit ihrer Ordnung. Aber die müssen halt auch gucken, wenn da so sieben, acht pubertierende Jugendliche rumspringen, da müssen die sich ja auch durchsetzen. In dem Moment hab ich das nicht immer so eingesehen, du siehst das gar nicht, erst wenn du älter bist und Verantwortung übernehmen musst, dann siehst du das erst mal, so wie bei mir jetzt, wo ich eigene Kinder habe . . .“

„. . . Das hat mich schon oft geärgert, dass wir die Dienste machen mussten . . . Damals war das schon oft schlimm, aber später hab ich es jetzt eingesehen: Ich muss es ja auch machen, wenn ich eine eigene Wohnung habe, dann bleibt dir auch nichts anderes übrig . . . Das mach ich jetzt mit meiner Tochter genauso, die muss auch mal mithelfen. Jetzt in der Wohnung muss sie nicht, aber wenigstens ihr Zimmer, dass die aufräumt und auch mal einen Staubsauger nimmt, die ist acht Jahre alt. Ich finde, das ist nicht so wild. Im Kinderdorf haben auch schon Kinder mit acht Jahren ihr Zimmer aufräumen müssen . . . Ich achte darauf heute bei meinen Kindern, weil ich das alles im Kinderdorf so kennen gelernt hab und jetzt auch so an meine Kinder weitergeb.“

Rene: „Ich denk also, das ist mit den Kindern, also ich hab jetzt schon zwei Kinder, zwei Mädchen, also die erste ist jetzt schon vier Jahre und drei Monate und die zweite Tochter, die ist jetzt grade vor zehn Tagen auf die Welt gekommen und ich denk mal, dass ich mal mit denen vielleicht auch mal solche Radtouren machen werde . . .“

Egon: „. . . Ordnung und so ein richtiger Gemeinschaftsgeist, das war das Beste, was ich gelernt habe im Kinderdorf, und das geben wir jetzt an unsere Kinder weiter, dass sie nicht solche Egoisten werden, wie man überall sieht heute . . .“

8.1.11 Gesamteinschätzung der Erfahrungen im Kinderdorf

Stabilität und Sicherheit im Leben: Hilfe zum Über-Leben

Wertvolle Erfahrungen im Kinderdorf können für Ehemalige heute der Grund dafür sein, dass sie ihr Leben meistern und bis heute überlebt haben.

Vierzehn von den 15 befragten Ehemaligen berichten von wichtigen, wertvollen Erfahrungen, die sie im Kinderdorf gemacht haben und die sie mit Dankbarkeit auf die Zeit im Kinderdorf zurückschauen lässt. Für Claudia, Sandra, Rosalind und Katharina waren Erfahrungen, die sie mit Menschen in dem Kinderdorf gemacht haben, Grund dafür, dass sie „heute noch leben“. So lässt sich sagen, dass fast für ein Drittel der Befragten das Kinderdorf ein Ort zur Hilfe zum Überleben war.

„Wenn die Frau M. nicht dagewesen wäre um das aufzufangen, ich weiß nicht wie es dann gewesen wäre“

Claudia: „. . . Natürlich war es schlimm für mich, was die Mama da getrieben hat die Jahre mit uns, aber das sag ich ja eben, wenn die Frau M. nicht dagewesen wäre, um das aufzufangen, ich weiß nicht, wie es dann gewesen wäre . . . Ich denk, wenn ich nicht zur Frau M. gekommen wär, das klingt jetzt vielleicht überheblich, aber dann wär ich nicht das, was ich bin. Dann wär ich vielleicht irgendwo auf dem Strich gelandet oder wär kriminell oder was weiß ich. Oder mich gäbe es schon gar nicht mehr.“

„Wenn ich Sport gemacht hab, da hab ich mich wohl gefühlt, da hab ich gewusst, da werde ich gebraucht . . .“

Thomas: „. . . Wertvoll war, dass der Sport uns einen Halt mitgegeben hat. Einen Halt in der damaligen Zeit aufgrund der ganzen Operationen, wo man doch irgendwo alleine war. Ich hatte mehrere Operationen. . . Ja, genau, also ich hab 38 Operationen gehabt. Da wurde man im Krankenhaus abgeliefert, dann wollte man nicht drin bleiben, das ging dann immer über vier bis sechs Wochen, und wenn dann die Erzieherin mich wieder abholen wollte, wollte ich mit der Erzieherin nicht mehr mit. . . wenn ich Sport gemacht hab, da hab ich mich wohl gefühlt, da hab ich gewusst, da werde ich gebraucht . . .“

Erfahrung von Anleitung und Unterstützung durch die Erzieherin

Sandra: „. . . da hab ich mich drauf gefreut, als dann klar war, dass ich ins Kinderdorf komme. Also ich war ja vorher schon mal in W. in einem Heim und hab mich eigentlich auf jeden Fall drauf gefreut, weil ich ja wirklich weg wollte von daheim.“

„. . . Das war auch was, was die C. noch mit reingebracht hat. Dieses An-sich-selbst-arbeiten. So autogenes Training und in die Richtung. Die Menstruation hat bei mir sehr früh eingesetzt,

mit 10, und da hat man das auch eingeführt mit dem autogenen Training. Das war bei mir ganz heftig, die fünf Tage hab ich grundsätzlich gefehlt in der Schule wegen Schmerzen. Sie hat mir dabei nicht so direkt geholfen, sie hat mich aber angeleitet und unterstützt, Also ich hab auch versucht, mich mit mir selbst zu beschäftigen. Und ich bin abends bestimmt ne Stunde wach gelegen und hab überlegt: Was fand ich jetzt gut, was fand ich nicht so gut an meinem Tagesablauf? Und das hat mir einfach geholfen . . .“

„. . . Ich sag einfach immer meine Meinung, das trennt mich ein bisschen von anderen. Und das ist auch heut noch so. Ich setz mir meine Ziele immer so hoch, dass ich mindestens so hoch komme. Wenn ich mir eine Villa bauen will, dann bau ich mir irgendwann ein Haus. Ja auch meine Ausbildungen, die hab ich unbedingt machen wollen. Und wenn ich dafür sonst wo arbeiten gegangen wär, dass ich das Geld zusammengekriegt hätt.“

„Wenn ich so zurückschaue, da muss ich sagen, ich bin ich eigentlich sehr zufrieden.“

Sandra: „. . . Wenn ich so zurückschaue, da muss ich sagen, ich bin ich eigentlich sehr zufrieden. Ich bin eigentlich auch sehr zufrieden, dass diese ganzen Tiefs da waren. Weil die eben auch wieder ein Ansporn waren aufzustehen. Jemand andres braucht diesen Ansporn nicht, den macht das so nieder, dass der ganz absäuft. Ich hab gesagt, ich lass mich nicht unterkriegen. Ich habe ein wahnsinniges Ego entwickelt, wo C., mein Mann, heute noch manchmal sagt, ich bin viel zu egoistisch. Aber ich leg diesen Egoismus nicht ab, der hat mich am Leben gehalten, sag ich. Warum soll ich was ablegen, was mit gut getan hat, was mir weitergeholfen hat?“

Guido: „Ja, ich sag erst mal, das war eigentlich das Beste, was uns hat passieren können zu der Zeit, dass ich ins Kinderdorf gekommen bin. Wir sind aus der Familie raus gekommen, die haben sich scheiden lassen und haben's dann noch mal probiert, und da hat's wieder nicht geklappt . . .“

Rosalind: „Das war komisch, ich kannte die Leute im Kinderdorf überhaupt nicht, aber sie waren irgendwo meine Rettung gewesen, das seh ich jetzt so. Die Leute und besonders der Herr K. haben mich verstanden, das habe ich gespürt, das hat mir so gut getan, endlich jemand, der mich verstanden hat, um was es überhaupt geht zu Hause, die haben mich ja überhaupt nicht verstanden alle anderen.“

„. . . Ich hatte ja mit S. auch viel darüber gesprochen, was früher mit mir passiert ist, und dann hat sie mir die Gespräche mit dir vermittelt und angeboten, ob ich das nicht machen möchte. Und das fand ich auch super, toll, wirklich. Weil man kann das nicht alleine verarbeiten alles, wenn ich so heute drüber nachdenk, wenn man älter ist, weiß man so viel mehr. Und man denkt, was war da eigentlich damals, warum ist es so gelaufen, warum haben die alle so reagiert? Jetzt weiß man das ja, aber wenn man so jung ist, man versteht das ja nicht, man versteht das wirklich nicht. Früher konnte ich das nicht verstehen, weil jeder auf mir rumgehackt hat . . .“

„. . . wenn ich von zu Hause nicht weggegangen wär, ich hätte, glaub ich, versucht mich umzubringen, denk ich heute, das hätte ich bestimmt versucht . . . ich hab in der Zeit, wo das alles passiert ist, ich hab da nächtelang nur geheult. Oder ich hab daheim nichts mehr gesprochen oder ich weiß nicht, ich hab mir die Haare ausgerissen, ich hab mir selber weh gemacht, so weit ging es schon. Ich hab mich gekratzt oder mich selber geschlagen. Ich wusste keinen Ausweg mehr, da war es höchste Zeit, dass ich damals in das Kinderdorf gekommen bin, das war meine Rettung.“

Dankbarkeit über die Möglichkeit des Lebens im Kinderdorf

Frank: „Ja also, insgesamt möchte die Zeit nicht missen, wo ich im Kinderdorf war, ich bin im Nachhinein richtig dankbar dafür und ich bin auch froh, dass ich jetzt so vieles geschafft habe, wenn ich denke, was aus einigen meiner Klassenkameraden geworden ist von damals, die dann wirklich abgesackt sind . . .“

„. . . Also, wenn ich in O. geblieben wär, wär das nicht gut geworden mit mir. Ich hätte da nicht genug gelernt. Da wäre es eher in eine andere Richtung gegangen . . . weiter mit Alkohol und Drogen und Klauen und so. Ich hätte da auch nie die Realschule nachgemacht oder irgendwas. Es hätte mich einfach niemand unterstützt. Meine Mutter wäre damit schon wahnsinnig überfordert gewesen . . .“

Frank: „Ich kann für mich sagen, ich hab vom Kinderdorf so viel Selbstvertrauen und Stabilität mitgekriegt, besonders dankbar bin ich da der Frau K. und auch den anderen Erzieherinnen . . . Manchmal ist man in einem guten Haus, hat gute Erzieher, ich hab Glück gehabt . . .“

„. . . also im Großen und Ganzen über meine Zeit im Kinderdorf, da kann ich nur Positives sagen. Für mich war's gut und für meinen Weg, den ich gemacht habe . . .“

Johannes: „Und da ist einfach dieses tiefe Dankbarkeitsgefühl auch. Das ist ganz, ganz tief. Ich fühl mich dem Kinderdorf immer noch sehr verbunden, so innerlich einfach, obwohl die Frau K. ist nicht mehr im Erziehungsdienst und nur noch im Hintergrund aktiv, der Herr D. ist nicht mehr da, viele Erzieherinnen kenn ich nicht mehr. Ja, also wenn ich jetzt hinkomm, oder auch beim letzten Kinderdorffest, und die Frau K. hat nicht so viel Zeit, weil sie ganz belagert ist von so vielen anderen Ehemaligen, fühl ich mich eher insgesamt zugehörig, also wo ich mich noch sehr zugehörig fühl ist das Haus M., in dem ich dann als Praktikant in meinem Sozialpädagogik-Studium gearbeitet hab . . .“

Karola: „. . . und dass wir Geschwister zusammen waren, das hab ich als positiv empfunden, dass wir nicht getrennt waren. Vor wir in das Kinderdorf gekommen sind, waren wir schon mal vorher in einem anderen Kinderheim, also wo das Jugendamt uns untergebracht hat . . . bis sie dann einen Platz im Kinderdorf für uns gehabt haben. Und da war für mich das schreckliche Erlebnis, dass sie uns getrennt haben. Da gab es ein Bubenhaus und ein Mädchenhaus . . . Ja, das war ganz schlimm . . .“

Katharina: „. . . Ich hab halt die Frau K. gehabt, und die Frau K. war meine Bezugsperson. Und nachher war auch noch die H. für mich da, die hat erst später ihre Gruppe angefangen. Und noch später, nachdem die Frau K. dann nach S. gezogen ist, bin ich ja wieder zur H. in die Gruppe gekommen. Für mich war das Kinderdorf einfach was Gutes, ich hab auch gewusst, wo ich irgendwo hingehör . . . Im Nachhinein ist es einfach ein großes Glück, dass ich am Anfang zu ihr gekommen bin.“

„. . . wenn meine Erzieherin, die Frau K., mal nicht mehr ist, dann bin ich ja ganz allein. Und das will ich nicht, ich glaub, wenn das mal so ist, da bricht für mich alles zusammen . . . Es gibt auch Phasen, wo ich dann abends im Bett lieg und mir vorstell, wie das ist, wenn die Frau K. nicht mehr da ist. Dann lieg ich einfach nur da und heul. Obwohl es ihr ja jetzt gut geht. Und oft ist es so, dass wenn ich denk, wenn die Frau K. nicht mehr da ist, geh ich auch. Also wenn mein Sohn, der M., nicht wär, glaub ich, würd ich auch gehen. Also die Bindung zu meiner Erzieherin Frau K., ich glaub, die ist auch immer stärker geworden, als sie gegangen ist aus dem Kinderdorf. Die hat mich schon immer unterstützt . . .“

Unterstützung und Hilfe durch die Patenfamilie

„. . . Ganz wichtig war für mich auch, dass wir da die Pflegefamilie im Saarland hatten. Ich glaub, da war ich das erste Mal dabei, als ich acht war . . . Heute hab ich immer noch Kontakt zu dieser Familie. Mit denen telefonier ich noch manchmal. Da hab ich das auch mal so kennen gelernt so Mama, Papa, Kind. Das kannte ich ja gar nicht, das war für mich ja völlig neu . . . ich hab mir dann auch immer gedacht, ich will mal so ne Familie haben und ein Häuschen haben. Ich glaub diesen Wunsch haben die meisten. Aber da hab ich das zum ersten Mal so bewusst mitgekriegt. Mit denen hab ich auch heut noch Kontakt . . .“

Ein gutes Verhältnis zur Erzieherin

Ramona: „. . . zur Erzieherin Frau L. habe ich immer noch ein gutes Verhältnis, die freut sich auch immer, wenn ich komm, und ich freu mich auch, wenn ich sie seh. Das ist immerhin ein schöner Teil von meinem Leben, die Zeit kann man nicht einfach wegschieben, und das möchte ich auch nicht, ich denke immer noch gerne dran . . .“

„Ja, ich kann wirklich sagen, dass es für mich im Kinderdorf besser war als daheim!“

Ramona: „. . . Ja, ich kann wirklich sagen, dass es für mich im Kinderdorf besser war als daheim. Den Urlaub und besonders die Radtouren, die wir jeden Sommer gemacht haben oder zwischendurch mal fortgefahren für ein paar Tage. Ich denk mal, das hätte ich daheim nie erlebt. Wie denn auch? Die Mutter war ja allein gewesen, konnte nicht richtig arbeiten, Geld war nie da gewesen, ich weiß gar nicht, wie wir in Urlaub hätten fahren können. Wir mussten froh sein, dass überhaupt genug Geld zum Leben da war, das war schon manchmal schlimm für mich . . .“

„. . . Und ich denk mal, wenn ich hier geblieben wär, ich weiß nicht, ob ich das gemacht hätte. Hauptschulabschluss vielleicht schon noch, dass ich das gemacht hätte, aber jetzt zum Beispiel Ausbildung, weiß ich nicht, ob ich mir da eine gesucht hätte, eine Ausbildungsstelle. Die Erzieher haben sich für mich eingesetzt, dass ich jetzt hier die Ausbildung gemacht hab, wenn ich zu Hause gewesen wäre, hätte ich wahrscheinlich ein paar Bewerbungen fortgeschickt und dann, wenn ich Absagen gekriegt hätte, hätte es sich wahrscheinlich erledigt gehabt für mich. Da hätte sich einfach niemand so um mich gekümmert. Ich denke schon, dass ich da nicht ganz so konsequent gewesen wäre, wenn ich allein gewesen wär. Da bin ich heute noch allen dankbar.“

Rene: „. . . manchmal denkt man, hört die Frau B. jetzt bald auf oder so, hoffentlich lässt sie mich bald in Ruhe und Scheiß-Hausaufgaben. Aber heut denk ich schon, ich bin froh, dass ich zu denen gekommen bin, weil ich denk, wenn ich die Schule nicht gemacht hätte oder vielleicht in eine andere Schule reingekommen, dann wär ich heut vielleicht sogar im Knast . . . also ich bin froh, dass ich dort untergekommen bin . . .“

„. . . Dank ihrer Hilfe hab ich jetzt ne, wie sagt man, ne abgeschlossene Berufsausbildung, und das ist eigentlich heut wichtig. Ob ich jetzt nachher in dem Beruf noch schaff oder nicht, das interessiert dann keinen mehr, aber wenn ich jetzt ne andere Arbeit such, dann werd ich auch gleich gefragt, haben sie eine abgeschlossene Berufsausbildung? Und der sieht dann halt, aha, der hat was gelernt . . .“

„. . . Ja, ich bin ja trotzdem froh, dass ich im Kinderdorf gewesen bin, weil ohne Kinderdorf wär ich vielleicht heut im Knast oder irgendwo auf der Straße als Bettler vielleicht. Das kann man nicht sagen, vielleicht wär ich auch wo anderes, aber das wär halt eher als das, was ich heut bin.“

„Ich fand’s dann am Schluss schon fast traurig, wo ich gegangen bin.“

Andrea: „Das war eigentlich alles immer positiv. Ich fand’s dann am Schluss schon fast traurig, wo ich gegangen bin. Die sind dahin gegangen, die anderen dahin, man ist da so ein bisschen aufgesplittet worden . . . Ich hatte ja dann das große Glück, dass ich nach L. in die Wohngruppe, ins Kinderdorfhaus gekommen bin, und mit der Frau K. war das natürlich was ganz anderes. Aber auch wie eine Familie wieder. Halt nur kleiner und nicht in so einem Dorf, natürlich hat man da seine eigenen Wege dann langsam gebaut . . .“

„Komm in die Hufe und sieh nach vorne . . . du musst nach vorne gucken!“

Franziska: „Ich versuch schon, mein Ding auszuschöpfen, und wie gesagt, ich bin jetzt 41, ich hab so ne beschissene Kindheit gehabt, und jetzt: Komm in die Hufe und sieh nach vorne . . . du musst nach vorne gucken, das Leben besteht aus Höhen und Tiefen. Und gut, alles zu verarbeiten, das sind so Sachen. Aber ich denk, ich muss mich halt den Problemen auch irgendwo stellen. Aber ich möchte nicht noch mal von vorne anfangen. Weil wenn dann so was aufbricht, das ist nicht lustig. Bei mir hat das dann halt so angefangen, dass ich schwere körperliche Probleme hatte, psychisch, und ich hab nicht gewusst, was das ist . . . Dann bin ich hin (zur Therapeutin, d. A.), zwei Stunden lang hab ich geheult . . . Heut kann ich anderen helfen, ich erkenne das oder weiß, wie ich mit der Problematik umgehen muss . . . Und so langsam würd ich halt sagen, es klingt nicht ab, aber es ist angenehmer. Weil ich jetzt weiß, auf was es ankommt. Und jetzt ewig da rumzugrübeln, das möchte ich eigentlich auch nicht mehr . . .“

Egon: „. . . und heute bin ich richtig stolz auf mich, alles was ich geschafft habe, habe ich dem Kinderdorf zu verdanken . . . daheim, da wär wirklich alles schiefgegangen, da wär ich abgesackt wie mein Vater . . .“

Mangelnde Unterstützung und Hilfestellung im Heim Hadern mit dem Schicksal, ein Heimkind gewesen zu sein

Ehemalige Heimkinder können die Tatsache, dass sie im Heim aufgewachsen sind, als Nachteil erleben und bedauern, dass sie ihren eigenen Kindern vieles nicht „bieten“ können.

Sechs von den 15 ehemaligen Heimkindern sprechen die Tatsache an, dass sie im Heim auch Nachteile erfahren mussten und bedauern, dass sie im Heim aufgewachsen sind.

„Wenn ich zu Hause gewesen wär, . . . dann wär vieles besser gewesen.“

Claudia: „. . . Wenn du zu Hause, oder wenn ich zu Hause gewesen wär . . . dann wär vieles besser gewesen, auch das schulische schon von klein auf mehr gefördert worden . . . wo ich jetzt merk, dass mir es halt einfach fehlt . . . Aber ich denk, es wär halt einfacher gewesen, vielleicht hätt ich auch einen anderen Weg eingeschlagen beruflich. . . wobei ich mich da jetzt nicht beschweren kann, die Frau M. hat mir auch viel gegeben.“

„. . . An die Radtouren mit dir nach Frankreich, da denk ich heut noch dran, möcht ich auch nicht missen. Und das find ich auch für den M. schade, weil das werd ich ihm nie bieten können, was ich da erlebt hab.“

„. . . Da hab ich auch nie bedauert, muss ich sagen, dass ich keine eigene Familie hatte. Da war dann eher so die Zeit, wo du 18 warst, Führerschein, Auto, da war das erstmal wo ich dachte, super, hättest du Eltern, hättest du den Führerschein bezahlt bekommen, wie das bei anderen Freunden so selbstverständlich war.“

„. . . den einzigen Vorwurf, den man dem Kinderdorf machen könnte, ist dass du hier zu gut behütet bist . . .“

„. . . das einzige, was ich jetzt ein bisschen negativ finde, heute, . . . dass bei uns damals im Kinderdorf speziell für meinen Bruder und mich kein Sprachunterricht organisiert worden ist, das ist ja später nur gemacht worden bei großen Gruppen . . . Und das find ich eigentlich schade, wenn das nur eine Person ist oder zwei, dass das nicht gemacht wird . . .“

Sandra: „. . . Ja, das waren halt alles so Sachen, wo ich denk, es hätte manches anders laufen können. Das hätte anders laufen können, und wer weiß, vielleicht hätte man da auch ganz andere Möglichkeiten gehabt, hätte man eher Leute kennen gelernt . . . Und deshalb hab ich mir gedacht, was sitz ich denn jetzt hier rum, ich könnt doch eigentlich woanders sein, wo ich noch mehr Kontakt nach außen und gute Freunde hätte . . .“

„. . . Und ich denk mal, für manche Sachen, grad für Leute, die was aus sich machen wollen, da fehlt das Finanzielle. Ich musste jetzt einen Kredit aufnehmen, damit ich meine Schulungen machen kann. Wenn ich den nicht abbezahlen kann, seh ich alt aus. Und dann hab ich auch für mich gesagt, dann schließ ich ab, dann will ich nicht mehr weiter machen. Weil ich werd mich niemals in das Verhältnis bringen, dass ich asozial leben muss . . .“

„. . . ich mein, im Endeffekt ist es vielleicht auch ne FrustEinstellung, dass man sagt: Ich hab nun mal nicht das Glück, zu Hause bei den Eltern zu leben, die Kinder zu Hause kriegen immer was, für uns ist das Jugendamt da, das soll mal schön bezahlen . . .“

„. . . ich fänd's jetzt zum Beispiel gut, wenn ich sagen könnte, für mich ist damals gespart worden, ich möchte mich weiterbilden. Diese Ausbildung kostet mich ein Wahnsinnsgeld, ich brauch Geld. So muss ich jedes Mal einen Kredit aufnehmen . . .“

Katharina: „. . . so im Alter von 12, 13, da hat es dann auch angefangen, wo ich immer gedacht hab, das Kinderdorf ist doof, die sind alle doof, die wollen nur blöde Sachen von mir und ich muss immer alles machen, was die wollen. Da kann ich mich wirklich noch gut erinnern, dass ich dann auch wirklich gestreikt hab . . .“

Ramona: „Ja, und jetzt aber wenn ich denk, mir bleibt ja praktisch gar nichts anderes übrig, ich hab ja niemand, der mir was geben könnte. Wenn man das halt lernt, find ich ist es halt doch einfacher, wie jemand, der halt zu seinen Eltern hingehen kann und sagen, Mama gib mir mal Geld, oder Papa. Wo halt einfach nur die Hand ausstrecken braucht und zu den Eltern hingehen und fragen, ob sie noch Geld haben, aber die Heimkinder haben ja meistens niemand, sie sind da ganz allein . . .“

Die ErzieherInnen geben ihr Bestes, aber sie können die Liebe der Eltern nicht ersetzen.

Rene: „Das sind schon Erzieher, die probieren schon alles Mögliche. Also so die Nächstenliebe fehlt halt schon irgendwie, die eine Mutter oder ein Vater ihrem Kind geben kann. Das gibt es halt im Kinderdorf nicht . . . Gut, bei der Familie C. damals war es dann auch schon ein bisschen besser als direkt im Kinderdorf. Der Familienzusammenhalt dort war viel stärker als vorher . . . aber das können die auch gar nicht rüberbringen. So viel Zeit ist gar nicht, weil du bist ja nicht allein, und eigene haben sie auch noch gehabt. Gut, ich kann jetzt nicht sagen, die haben ihre eigenen Kinder besser bevorzugt, also wir waren eigentlich alle gleich bei der Familie C.“

„. . . In V. hab ich angefangen beim Förster . . . das war damals auch wieder eine Umstellung. Früher hast du halt deine Schule gehabt, bist jeden Tag in die Schule, und jetzt sollst du plötzlich von morgens bis abends schaffen gehen . . . wenn du jetzt richtige Eltern gehabt hättest, dann hättest du richtig schaffen auch schon gelernt gehabt, aber jetzt im Kinderdorf hast du zwar auch deine Dienste gehabt, aber ich sag mal, jetzt richtig schaffen hast du nicht gelernt gehabt. Und das war dann jetzt doch wieder was anderes. Du bist jetzt was völlig anderes, du bist jetzt irgendwo reingekommen und hast jetzt Aufgaben, richtige Aufgaben zu übernehmen, und das ist halt schwierig am Anfang . . .“

Erfahrung von „Fließbandabfertigung“

Rene: „. . . da waren fast 200 Kinder damals, also sagen wir, es waren weniger Erzieher . . . Und heute ist es so, also ich selber seh das nicht mehr so arg, aber ich krieg das halt noch mit und so, da sind halt viel Psychologen und Erzieher, also die die Kinder betreuen, da sind halt viel mehr Leute da für weniger Kinder. Also dass die Kinder viel mehr Zeit haben zum ihre Sorgen Loswerden hier und das war früher halt mehr Fließbandabfertigung, kann man fast sagen . . . deswegen, ich denk, dass es heute einfach viel besser ist, dass die Kinder einfach mehr Zeit für ihre Wünsche und Bedürfnisse haben . . . Und dann denkst du manchmal zurück, es wäre vielleicht besser gewesen, wenn du doch ein bisschen länger bei ihm bleiben könntest. Und manchmal hast du zwar nicht gewusst, warum du jetzt bei dem warst, aber wolltest auch trotzdem von dem nicht fortgehen. Und dann hat er gesagt, jetzt ist Stundenende und gleich kommt der Nächste und du musst jetzt gehen . . .“

„. . . Die Leistungen waren zufrieden stellend bis gut eigentlich beim Bund. Aber die Führungsqualitäten, da hab ich später noch mit einem Offizier, wie sagt man . . . ein längeres Gespräch gehabt, ein Auswertungsgespräch, da hat er gesagt, sie müssen mehr Führung und Durchsetzung zeigen . . . und das hat mir dann auch wieder gefehlt. Und das hat halt auch mit dem Kinderdorf wieder irgendwie zu tun. Ich kann nicht sagen, das Kinderdorf war schlecht, aber wenn ich irgendwo bei Eltern aufgewachsen wär, wär das wahrscheinlich nicht so gewesen . . .“

„Hier wurdest du gut versorgt, . . . aber so richtige Eltern haben gefehlt!“

Rene: „. . . Also hier im Kinderdorf wurdest du gut versorgt, so, gut in der Schule musstest du zwar lernen, aber sonst war alles geregelt . . . Und da haben jetzt doch so richtige Eltern gefehlt, wo dann mal sagen . . . ich hab damals mit einem Kollegen angefangen, der hat auch Eltern gehabt und alles und der ist mit seinen Eltern in Urlaub gefahren, und das ist dann halt auch komisch, wenn du hörst, der war jetzt schon da und da. . . das hab ich dann in der Lehre erst so richtig mitgekriegt. Dann merkst du halt doch, dass dir irgendwas fehlt . . . von heute auf morgen musst du dann auf einmal anfangen, für dich selber zu sorgen . . .“

Franziska: „Ich wollte einfach mal Signale setzen, so alt wie ich jetzt bin, warum soll ich mich nicht mal runtersetzen vom Podest und sagen, ich will auch mal, dass mich jemand ernst nimmt. Das tut wirklich kein Mensch, wie schon früher im Kinderdorf nicht . . . Ich hab für mich gedacht, ich spring nicht von der Brücke, aber vielleicht tut das Schicksal eines Tages auch . . . da geht nichts mehr. Und man merkt es ja auch am Körper zum Beispiel. Da juckt dir die Kopfhaut oder ich hab Jahre gehabt, da hast du plötzlich einen Ausschlag. Oder nachts bin ich aufgewacht und gekratzt hab bis zum Gehnichts mehr. Und du willst das nicht, aber das ist dein Inneres. Oder die Augen waren wund ein Jahr lang und keiner hat gewusst, was . . .“

8.1.12 Kritik am Erziehungskonzept des Kinderdorfes

Es kann sein, dass ehemalige Heimkinder die intensive Betreuung durch die Erzieher zwar schätzen, aber dennoch dem Konzept der Kinderdorf-Pädagogik kritisch gegenüberstehen.

Sechs von den 15 befragten Ehemaligen sprechen die Überforderung von ErzieherInnen, die ein Kinderdorf-Haus leiten, an.

„Das kann doch nicht gut sein, wenn jemand fast gar kein Privatleben hat.“

Frank: „Ich denk, das kann doch nicht gut sein, wenn so jemand fast gar kein Privatleben hat. Ich mein, wenn ich mir die Frau M. anguck, die hatte gar kein Privatleben eigentlich, das ist auch kritisch, da irgendwo den Abstand zu halten dann in der Arbeit mit den Kindern . . . man braucht auch ein Privatleben, weil man im Kinderdorf schon recht eingegrenzt ist, denk ich halt.“

Johannes: „Ich würd unterscheiden, also Kinderdorfpädagogik von Mitarbeiterseite her und von den Kindern, oder Betreuten eben. Also von den Kindern her, denk ich, ist es mit die beste Betreuung, wenn ne dauerhaft Betreuung nötig ist, oder ne längerfristige. Als Mitarbeiter muss man schon ne erhöhte Motivation haben, denk ich. Das ist mit ner Achtstundenschicht nicht so abgetan, denk ich. So wie ich Kinderdorf erlebt hab, ist ein bisschen mehr erforderlich.“

„. . . Wobei es da schon Extreme gab, denk ich, ist es auch nicht nur gut sein kann, dass man zehn Jahre lang keinen Urlaub nimmt. Und das ganze Leben, ich denk, dass kann man nicht erwarten und es ist vielleicht auch nicht immer das Günstigste. Ich denk, da muss es einen Mittelweg geben. Schon auch im Haus mitwohnen, aber schon auch seinen eigenen Lebensbereich

zu haben. Ich denk, auf die Dauer wäre das sehr verwirrend auch für mich persönlich. Ich weiß nicht, ob ich so in dieser Arbeit, also ich könnte es nicht so machen, wie Frau K. es bei uns gemacht hat, auch wenn ich's als Kind geschätzt hab, und es hat auch so Schattenseiten . . .“

„. . . Und von der Betreuungsform von den Kindern her, denk ich, ist es ne sehr, sehr wertvolle oder ne tolle Sache. Und wie man die Arbeit konzipiert, ist noch mal ne ganz andere Sache, also wie es für die Erzieher organisiert wird. Das ist wirklich ein sehr interessantes Feld, was da, ich sag mal, vom Arbeitgeber, vom Träger her alles zu beachten ist. Also dass eben noch Ausgleichsmöglichkeiten bestehen, dass der Urlaub in anderen Formen gewährt werden muss mit Vertretungen, auch längerfristig. Und Supervisionen, Fortbildungen . . .“

In der Kinderdorfarbeit mit der Verpflichtung, im Kinderdorfhaus zu wohnen, wird Arbeit und Leben zu sehr „vermischt“.

„. . . Also das ist die Gefahr auch in der Heimarbeit oder in der Kinderdorfarbeit, dass wirklich sehr Arbeit und Leben in einem Maß vermischt werden, wo es nicht immer gut ist. Um auch den Kindern gerecht zu werden. Ich mein, du bist trotzdem noch in einer professionellen Situation, also wenn es um Konflikte geht, wo sind jetzt da die Grenzen abzustecken? Es ist ja nicht nur als persönliche Kränkung zu sehen, wenn man mit nem Kind, mit nem Jugendlichen einen schweren Konflikt hat . . . Aber wenn ich da wohn, vermischt sich das immer stärker . . .“

Johannes: „Das war mal ein ganz anderes Thema, männliche Erzieher gab es ja damals auch fast keine, und so im Nachhinein gesehen wäre es oft schön gewesen, wenn da auch mehr Männer gewesen wären . . .“

Guido: „Da gab es einen Punkt, der mich dann sehr stark an die Erlebnisse der Trennung und der Scheidung von zu Hause dann wieder erinnert hat. Eine Erzieherin hat eine Beziehung gehabt zu einem Mitarbeiter, und als sie dann auseinander gegangen ist, die Beziehung, war das für mich also, teilweise fast unmöglich, da irgendwie das auszuhalten. Weil da wurde eigentlich im Prinzip das wieder wachgerufen, was zu Hause war . . . und es ist bei mir heute noch so, Streit kann ich nicht ertragen! Also das kann ich irgendwie nicht. Wenn bei mir selber in der Beziehung irgendwas nicht so 100 %ig läuft, dann bin meistens ich der erste, wo hingehst und sagt, horch zu, das müssen wir jetzt schnell lösen.“

Und ich denk, das ist irgendwie so ein Schutzmechanismus, sag ich einfach mal dazu, der immer sagt, die und die Situation willst du nicht haben, versuch, dass du das lösen kannst.“

„Das Kinderdorf war damals nicht bereit, mir irgendwie entgegenzukommen, irgendwie zu helfen.“

Frank: „. . . da hab ich damals dem J. sein Auto geschrottet gehabt, der hat also ein neues Auto gebraucht, und ich hab mich da an das Kinderdorf gewendet wegen einem Darlehensangebot, irgendwas für das Auto, und das Kinderdorf war damals nicht bereit, mir irgendwie entgegenzukommen, irgendwie zu helfen. Und das hatte schon einen faden Beigeschmack, wo ich echt in einer hilflosen Situation war, . . . Das ist dann schon bitter, wo dann auch mein Frust auf das Kinderdorf aufgetaucht ist . . . Und da hat das Vertrauen schon gelitten. Ich war halt das erste Mal in so einer Notlage drin, da stand ich dann da mit einem Berg von Schulden. Das ist also der größte Punkt, wo ich einen Hals auf das Kinderdorf habe . . .“

8.1.13 *Klage über „neue Tendenzen“ im Kinderdorf und in der Heimerziehung*

Claudia, Guido und Katharina sprechen einige neuere Entwicklungen in der Heimerziehung und in der Jugendhilfe allgemein an, die die Situation in den Heimen aufgrund der Finanzknappheit zu verändern drohen.

Sparzwänge der Jugendämter und Schichtarbeit der ErzieherInnen verändern das Leben im Kinderdorf

Claudia: „. . . heute ist es so, dass von den Jugendämtern da einfach so lange gewartet wird. Die haben kein Geld mehr und dann holen sie die Kinder nicht mehr raus. Das ist mir schon klar, die wollen Geld sparen. Da wartet man lieber, bis da einer mal elendig stirbt, dann ist wieder ein bisschen Geld gespart.“

„. . . Meine Erzieherin und auch viele andere, das waren ja noch richtige Bezugspersonen . . . Aber heute acht Stunden, keine Minute länger, Feierabend, ich geh. Und dann wird mit Nachtschicht geschafft. Das kenn ich gar nicht, dass Nachtschicht irgendjemand im Dorf gemacht hat . . .“

„. . . Aber ich hab einfach die Meinung, dass die Kinder heutzutage doch ein bisschen verkorkster, noch verkorkster sind. Deshalb find ich es eigentlich schade, dass es heute nimmer mit dieser Beständigkeit geht. Vielleicht kannst du auch nichts mehr retten, was willst du denn aus denen noch machen? Die haben ja niemanden. Das ist, was bei uns ja noch war, dass da ein fester Bezug war, du hast gewusst, auf wen du dich verlassen kannst.“

Bedauern über fehlenden Gruppenzusammenhalt heute

Guido: „. . . Und da ist einfach, ja die Zusammengehörigkeit heute eine ganz andere. Also es ist nicht mehr dieses gemeinsame Gruppenerlebnis, diese Gruppen an und für sich. Gut, äh, an einem Beispiel vielleicht, wenn solche Veranstaltungen sind, wie, wie jetzt so Hallenfußballturnier oder so was, da merkt man es dann schon noch, dass es Gruppen gibt . . ., aber sonst, jeder versucht so sein eigenes, ja sein eigenes Leben zu führen. Das ist gut, das ist aber auch schlecht für die Gruppen und für jeden einzelnen für später, sag ich mal.“

Katharina: „Heute bin ich Frau K. immer noch so dankbar, dass sie mich aufgenommen hat, dass sie mich halt mit aufgenommen hat, weil eigentlich wär ihr Haus schon voll gewesen, aber sie hat gesagt, sie will nicht, dass die Geschwister auseinander gerissen werden. Das find ich echt super. Weil das wär wahrscheinlich so gewesen, wir wären halt in fünf verschiedenen Häusern gelandet. Und heute find ich auch schlimm, dass manche Kinder auch von dem Haus in das Haus wechseln und von dem Haus in das Haus. Das find ich persönlich nicht gut . . .“

8.2 Übergeordnete Aussagen über ehemalige Kinderdorfkinder

Auf der Grundlage der Ergebnisse der Befragung und auch der quantitativen Erhebung sind folgende übergeordnete Aussagen möglich:

1. Aussage:

Betrachtet man die *Umstände der Aufnahme in das Kinderdorf*, so kann es sein, dass ehemalige Heimkinder die Tatsache der Unterbringung in einem Kinderdorf als starken Bruch in ihrem Leben empfinden. Sie können sehr unter der Trennung von ihren Eltern leiden und diese Trennung als gravierenden Eingriff in ihr junges Leben empfinden. Es kann sein, dass sie sich hin und hergeschoben fühlen, wenn sie schon einige Stationen wie Pflegestelle, Hort oder geschlossenes Heim vor der Unterbringung im Kinderdorf durchlaufen mussten.

2. Aussage:

Die Erfahrung, von den Eltern und dem Jugendamt ins Heim gebracht worden zu sein, kann zu *heftigen Auseinandersetzungen mit den Eltern oder einem Elternteil* führen.

Es kann sein, dass sie als Heimkinder auch später noch darunter leiden, dass ihre Eltern es zugelassen haben, dass sie in ein Heim kamen. Es kann zu großer seelischer Verletzung und Enttäuschung führen, dass sie als Heimkinder keine „richtigen“ Eltern gehabt haben, die bei ihnen waren.

Durch Unterstützung der Erzieher kann es Heimkindern auch gelingen, dass eine Aussöhnung mit den Eltern möglich wird und sie ein gewisses Verständnis für die Probleme der Eltern entwickeln.

3. Aussage:

Die erste Zeit nach der Aufnahme im Kinderdorf kann für Heimkinder belastend erlebt werden. Mangelnde Unterstützung und Hilfestellung und Maßnahmen wie „Kontaktsperre“ oder „leere Versprechungen“ können Widerstand und Protesthaltung beim Kind erzeugen.

Andererseits ist es auch möglich, dass das Kind sich öffnen und zur Ruhe kommen kann, wenn es in dieser Phase sensible Erwachsene findet, die ihm zuhören und es ernst nehmen.

4. Aussage:

Heimkinder können unter dem Erleben des „Anderseins“ leiden. Die Sehnsucht nach Unterstützung, nach Schutz und Geborgenheit und nach einem Leben in der Normalität einer Familie kann bei Kindern im Heim sehr stark ausgeprägt sein. Es kann sein, dass Kinder, die im Heim leben, das Gefühl entwickeln, nicht dazuzugehören, abgelehnt zu werden und anders zu sein als die anderen. Es kann sein, dass Kinder im Heim unter den Vorurteilen der Umwelt gegenüber Heimkindern sehr leiden. Als besondere Zumutung kann es erlebt werden, wenn Kinder zu sehr mit den Problemen des Elternhauses belastet werden, zumal, wenn sie sich bewusst aus diesem Milieu lösen möchten.

5. Aussage:

Beziehungen zu Erwachsenen können für das zukünftige Leben von Heimkindern eine ganz zentrale Rolle spielen.

a. *Die ErzieherIn als „Mutter“*

Es kann sein, dass ehemalige Heimkinder die Tatsache, dass sie eine positive Beziehung zu einer Erzieherin hatten, als besondere Chance in ihrem Leben betrachten. Obwohl alle befragten Heimkinder auch eigene Eltern hatten, kann es sein, dass sie die Rolle dieser Erzieherin als Mutterfigur erlebt haben, die Sicherheit und Beständigkeit, aber auch Konsequenz und Strenge für sie verkörpert hat.

b. *Die ErzieherIn als „Vertraute und Freundin“*

Es ist möglich, dass Heimkinder ihre Erzieherin als Vertraute und Freundin erleben, die immer zu einem unterstützenden Gespräch bereit war und die sie auf ihrem Weg der Selbstverantwortung gestärkt hat. Besonders wertvoll kann die Tatsache erlebt werden, dass die Erzieherin trotz aller Probleme das Kind nie aufgegeben hat und nicht nachtragend war.

Wertvolle Beziehungserfahrungen können für Heimkinder einen wichtigen Schutz darstellen.

c. *Die ErzieherIn als „Gegnerin“*

Kinder im Heim können ihre Erzieherin als Feindin, die es zu bekämpfen gilt, erleben, und es ist möglich, dass sie unter der Erfahrung von extremer erzieherischer Härte und körperlicher Züchtigung sehr leiden.

Bei Heimkindern, die ohne nachvollziehbaren Grund geschlagen wurden, kann sich das Gefühl einer starken Verunsicherung einstellen.

6. *Aussage:*

Erfahrungen in der Heimschule mit *LehrerInnen* können einen *nachhaltigen Eindruck auf Heimkinder hinterlassen*; es kann sein, dass besonders die Konsequenz, die Strenge, aber ebenso das Verständnis und der Humor einer LehrerIn geschätzt wird. Bleibt die Lehrperson über einen längeren Zeitraum konstant, so kann diese Tatsache das Vertrauen der SchülerIn und auch ihre Lernergebnisse verbessern. Eine sehr tiefe und eindrückliche Erfahrung kann für SchülerInnen die Tatsache darstellen, dass sie trotz Fehler und Störverhalten angenommen und als Individuen verstanden werden. Es kann sein, dass gerade die LehrerInnen als wichtig für die spätere Entwicklung angesehen werden, die versucht haben, Werte zu vermitteln, und die SchülerInnen gefordert haben. Mit Blick auf die Verantwortung für die eigenen Kinder, kann die Konsequenz und Strenge einer LehrerIn im Rückblick als hilfreich wahrgenommen werden.

Eine SchülerIn kann es auch sehr schätzen, wenn sie erlebt, dass sich die LehrerIn auch außerhalb der Schule für sie interessiert und sich um sie kümmert.

7. *Aussage:*

Auch im täglichen Alltag im Kinderdorfhaus kann *bei Heimkindern eine starke Tendenz dazu bestehen, dass sie strenge Erziehungsmaßnahmen für angemessen halten*.

Es kann sein, dass sie in diesem Zusammenhang zwar übertriebene Strafen, ungerechte Behandlung und schwerere körperliche Strafen ablehnen, Konsequenz und Strenge, auch gelegentliche körperliche Strafen befürworten und insgesamt froh sind, dass sie so streng erzogen wurden. Es ist möglich, dass Bestrafen durch Nichtbeachtung als „schlimmste“ Strafe angesehen wird. Heimkinder können eine besonders große Sehnsucht nach unbedingter Zuwendung, Annahme und offenem Umgang in sich tragen.

8. *Aussage:*

Es kann sein, dass Ehemalige aus dem Kinderdorf das *Leben im Kinderdorf* nicht als Leben im „Heim“ erleben. Es ist möglich, dass dort ihr Wunsch nach Nähe, Vertrautheit, Konstanz und Normalität eher erfüllt wird als in einem „klassischen“ Heim. Wenn Kinder ihr Leben wie in einem „norma-

len“ Dorf erfahren, dann kann es sein, dass diese Erfahrung ihrem Wunsch nach Normalität besonders nahe kommt und sie das „Andersein“ als Heimkind leichter ertragen lässt.

Eine allzu starke Engführung in der religiösen Erziehung im Kinderdorf kann dazu führen, dass Kinder Glaube und Religion als Zwang erleben. Es kann sein, dass in einer Zeit, in der wenige männliche Erzieher tätig waren, der Pfarrer als Dorfleiter und auch männliche Lehrer wichtige Bezugspersonen für die Jungen im Kinderdorf waren.

Sport, Freizeitunternehmungen und musische Erziehung können für Heimkinder eine wichtige Funktion für ihre psychische Stabilität und ihr Selbstwertgefühl haben. Es ist auch möglich, dass der Sport eine wichtige Hilfe zum „Überleben“ darstellt.

Die isolierte Lage des Kinderdorfes kann bei Heimkindern Kontakte zu Vereinen und auch zu Freunden in der Umgebung erschweren. Das Leben im Kinderdorf und die „Welt“ außerhalb können von Heimkindern als zwei getrennte Welten wahrgenommen werden. Es kann sein, dass Jugendliche in einer solchen Situation nicht wissen, wie sie ihre Freizeit verbringen sollen und auf „dumme“ Gedanken kommen.

9. Aussage:

Erwachsene, die früher in einem Kinderdorf gelebt haben, können im *Rückblick auf die Jahre im Kinderdorf* das Erleben eines frühen Zwanges zur Selbstständigkeit als sehr wichtig für die Bewältigung ihres Lebens betrachten. Es kann sein, dass ihnen die frühe Verantwortungsübernahme zur *Selbstständigkeit* verholpen hat. Die Erfahrung von festen Strukturen im Tagesablauf erleichtern es ehemaligen Heimkindern heute, ihr Leben zu planen und in den Griff zu bekommen.

Ordnung, Disziplin und geregelte Tagesabläufe im Kinderdorf können Kindern, die im Heim aufgewachsen sind, *Halt und Sicherheit* für ihr späteres Leben geben.

Das Erleben von *Gemeinschaft und Zusammenhalt* im Kinderdorf kann für Ehemalige zu einem wichtigen Zugehörigkeitsgefühl beitragen. Für Kinder, die sehr früh von ihrer Mutter oder ihren Eltern getrennt wurden, kann dies eine sehr wichtige Erfahrung in ihrem Leben sein.

10. Aussage:

Es kann sein, dass ehemalige Heimkinder *Erziehungsgrundsätze*, die sie während ihres Heimaufenthaltes erfahren haben, *an die eigenen Kinder weitergeben* möchten. So kann es sein, dass die Erfahrung von Vertrauen zwischen Kindern und Erwachsenen zu einem wichtigen Ziel in der Erziehung der eigenen Kinder wird. Ebenso können die Erfahrung von Ordnung, Konsequenz und regelmäßigen Tagesabläufen zu einer wertvollen Orientierung im eigenen familiären Leben werden. Ein Kind, das im Heim erfahren hat, dass seine ErzieherIn wie eine Freundin zu ihm war, kann versuchen, eine Balance zwischen Freundschaft und Respekt auch dem eigenen Kind gegenüber zu finden.

Ehrlichkeit und Gesprächsbereitschaft können zu wichtigen Grundhaltungen für die Erziehung der eigenen Kinder werden. Die Tatsache, dass Heimkinder schon früh zur Selbstständigkeit und Mithilfe im Haushalt angehalten werden, kann zu einer Erziehung zur Verantwortung bei den eigenen Kindern beitragen. Es kann sein, dass ein Heimkind, das viel Empathie von seiner ErzieherIn erfahren hat, auch versucht, sich in die Welt seines Kindes einzufühlen und die Welt mit den Augen seines Kindes zu sehen.

11. Aussage:

Wertvolle, das eigene Selbst stärkende Erfahrungen können für Ehemalige heute der Grund dafür sein, dass sie trotz aller Belastungen in ihrer Kindheit ihr Leben meistern und bis heute überlebt haben. Es kann sein, dass für ehemalige Heimkinder die positive Erfahrung im Kinderdorf dazu beigetragen hat, dass sie heute noch am Leben sind und dass sie keinen sozialen „Abstieg“ in das Milieu von Asozialität, Kriminalität oder Prostitution erlitten haben. Es kann sein, dass ehemalige Heimkinder über ihren Heimaufenthalt das Resümee ziehen, dass das Leben im Kinderdorf für sie „die Rettung“ oder „das Beste war, das ihnen in ihrem Leben passiert“ ist, und es ist möglich, dass sie ein tiefes Gefühl der Dankbarkeit bewegt. Kontakte und ein gutes Verhältnis zu ErzieherInnen nach dem Aufenthalt im Kinderdorf können eine wertvolle Hilfe zur Bewältigung des Alltags sein.

12. Aussage:

Ehemalige Heimkinder können *die Tatsache, in einem Heim aufgewachsen zu sein, als Nachteil erleben und Trauer darüber empfinden.* Es kann sein, dass sie heute mit ihrem Schicksal als Heimkind hadern, weil ihnen viele Möglichkeiten und Chancen eines Kindes, das in der Familie aufwächst, vorenthalten waren und weil sonst ihr Leben ganz anders verlaufen wäre.

Es kann sein, dass Kinder, die in einem Kinderdorf ohne direkten Verkehrsanschluss aufgewachsen sind, bedauern, dass ihre Kontakte in die Umgebung erschwert waren und sie unter der isolierten Lage gelitten haben.

Kinder, die im Heim aufgewachsen sind, können zwar die Bemühungen der ErzieherInnen schätzen, aber trotzdem darunter leiden, dass sie nicht bei den leiblichen Eltern leben konnten und zu wenig Zeit für das einzelne Kind gegeben war.

13. Aussage:

Es kann sein, dass ehemalige Heimkinder, die die gute Betreuung durch die ErzieherInnen im Heim zwar schätzen, dennoch aber *dem Konzept der Kinderdorfpädagogik kritisch gegenüberstehen*. Ist das berufliche und private Leben der ErzieherIn zu sehr vermischt, so ist es möglich, dass Heimkinder bei Problemen der ErzieherIn belastet werden. Es kann sein, dass sich Ehemalige darüber sorgen, wenn ihre ErzieherIn sich zu sehr für ihre Kinder „aufopfert“ und kaum Freizeit und Privatleben hat.

Es kann sein, dass Ehemalige mit Skepsis die aktuellen Tendenzen in der Heimerziehung beobachten und sich große Sorge um die Entwicklung der Kinder machen.

Als Ergebnis der Analyse von Kinderdorf-Akten Ehemaliger der Entlassjahrgänge von 1981 – 1985, die mit der Analyse aus der Studie zu Jugendhilfeleistungen (JULE) (Baur, u. a. 1998) verglichen wurde, können noch weitere spezifische Aussagen getroffen werden:

14. Aussage

Aus der vergleichenden Analyse ergibt sich, dass *Kinder, die in ein Kinderdorf aufgenommen werden, sehr viel jünger waren als dies im Vergleich zur sonstigen Heimerziehung der Fall ist und dass sie sehr viel länger in der Einrichtung geblieben sind*, da es oft keine Möglichkeit gab, in die Ursprungsfamilie zurückzukehren, da die Familie nicht mehr existierte oder keine Basis für eine förderliche Entwicklung mehr bieten konnte.

15. Aussage

Beim Vergleich der Aktenanalysen zeigt sich weiterhin, dass demzufolge *für einen sehr hohen Prozentsatz das Ziel der Hilfe die Beheimatung des Kindes und des jungen Menschen im Kinderdorf war und die vorrangigen Be-*

mühungen hier im Untersuchungszeitraum auf eine Verselbständigung der jungen Menschen gerichtet waren.

16. Aussage

Bezüglich der individuellen Ressourcen der Kinder und Jugendlichen fällt auf, dass besonders die *Sorge um die Geschwister in der Kinderdorf-Hausgemeinschaft und die Hilfsbereitschaft generell einen sehr hohen Stellenwert bei den Ehemaligen eingenommen hat*. So kann es sein, dass soziale Fähigkeiten und besonders die Übernahme von Verantwortung für andere einen wichtigen Schutzfaktor für die konstruktive Bewältigung ihres weiteren Lebens dargestellt hat.

17. Aussage

Bezüglich der Situation und der Problemlage in der Herkunftsfamilie vor Aufnahme in das Kinderdorf zeigt es sich, dass *die weitaus meisten Kinder aus Scheidungsfamilien in die Fremderziehung kamen*. In der JULE-Studie war die Rate noch etwas höher; dies ist vermutlich auf eine Zunahme der Ehescheidungen insgesamt zurückzuführen. *In beiden Aktenanalysen zeigt sich, dass d e r wesentliche Faktor für die Fremdunterbringung sich aus schwierigen sozioökonomischen Verhältnissen ergibt, d. h. Kinder aus „armen“ Familien, die in problematischen Wohnverhältnissen leben und deren Haupternährer arbeitslos oder krank ist, haben das höchste Risiko, in Fremderziehung zu kommen.*

9. Diskussion

Die Untersuchung erbrachte umfangreiche Ergebnisse auf der Basis von

- 15 Gesprächen, die mit Ehemaligen eines Kinder- und Jugenddorfes geführt wurden. Die Gespräche wurden nach der Methode des „Persönlichen Gespräches“ (Langer 2000) in einem Klima der Offenheit und Akzeptanz und Echtheit auf Seiten des Interviewers geführt. Die Ehemaligen haben in den Gesprächen sehr persönliche Informationen über ihre besondere Lebenssituation und die Verarbeitung ihrer Belastungen gegeben,
- und aufgrund der Analyse von 66 Akten von Ehemaligen, die im Zeitraum von 1981 – 1985 das untersuchte Kinderdorf verlassen haben. In der Beschreibung dieser Stichprobe wurden die unterschiedlichen Schwerpunkte der Erziehung in einem Kinderdorf im Vergleich zur traditionellen Heimerziehung deutlich.

Diskussion der Ergebnisse im Zusammenhang mit den Vorannahmen und der Literatur

Es war Aufgabe dieser Untersuchung, die nachfolgenden Vorannahmen auf ihre Bewährung in der Wirklichkeit zu überprüfen. In meinem Vorverständnis und nach meinen eigenen Erfahrungen bin ich unter Einbeziehung der vorliegenden Untersuchungen bei meiner Untersuchung von folgenden Vorannahmen ausgegangen:

- Kinder leiden unter der Trennung von den Eltern und wünschen Kontakt zu den Eltern.
- Kinder leiden am Erzieherwechsel oder einer Verlegung in ein anderes Heim.
- Die Tatsache, dass auch eigene Kinder der ErzieherIn/des Erzieherehepaares in der Wohngruppe leben, kann zu Belastungen führen.
- Kinder- und Jugendliche erleben die Situation im Kinderdorf als Ausgrenzung und fühlen sich manchmal missverstanden, wenn ihnen vor schnell ein Diebstahl „zugetraut“ wird.
- Die Beziehungserfahrungen im Kinderdorf sind sehr bedeutsam für die Kinder und Jugendlichen.

- Im Vergleich zu einem „klassischen Kinderheim“ schätzen die Kinder die Offenheit und den weiten Rahmen im Kinderdorf.
- Zu viel Zwang in der religiösen Erziehung kann zur Belastung werden.
- Das Spielangebot, Sport und Freizeit werden als wertvolle Erfahrungsfelder betrachtet.
- Hilfreiche Gespräche durch die ErzieherIn oder einen Therapeuten werden als sehr förderlich für die Weiterentwicklung und Problemverarbeitung angesehen.
- Der Kontakt mit Patenfamilien außerhalb des Kinderdorfes unterstützt die Kinder in ihrer Entwicklung.
- Ein erfolgreicher Schulabschluss und eine gute Beziehung zur LehrerIn wird von den Ehemaligen als sehr wertvoll für den weiteren Weg angesehen.

Bezogen auf die oben dargestellten Vorannahmen ist davon auszugehen, dass die Ergebnisse sowohl der Gesprächsuntersuchung als auch der Aktenanalyse die vorformulierten Annahmen weitgehend bestätigt haben. Weiterführende Ergebnisse und Ergänzungen habe ich oben unter 8.2 dargestellt. Zusätzliche Aspekte liegen in der Bedeutung der Beziehung zu den Erwachsenen im Kinderdorf – und hier besonders die problematische Auswirkung von feindlicher Haltung und Gegnerschaft – und in der Tatsache, dass die Ehemaligen ihre Erziehungserfahrungen im Kinderdorf als Grundsätze an ihre eigenen Kinder weitergeben. Sehr intensiv sind für mich die Passagen im Gespräch gewesen, die die Bedeutung der Erfahrungen im Kinderdorf sehr hoch ansetzen und als Ursache für das eigene „Überleben“ angeben. Auch kritische Aussagen zum Konzept der aktuellen Arbeit im Kinderdorf machten das Interesse der Ehemaligen an der heutigen Kinderdorfpädagogik auch aus der zeitlichen Distanz heraus deutlich.

Diskussion des Aussagewertes und der Verallgemeinerbarkeit der Ergebnisse

Seit Bestehen von neueren Verfahren der qualitativen Analyse von Gesprächen wird die Frage nach der Begründung für die Gültigkeit dieser interpretativ gewonnenen Aussagen gestellt (vgl. Mayring 1989). Es steht der Verdacht im Raum, dass es sich hier jeweils nur um nicht verallgemeinerbare Einzelfallschilderungen handelt. Jede Form der wissenschaftlichen Er-

kenntnisgewinnung muss sowohl auf theoretischer als auch auf forschungspraktischer Ebene Rechenschaft über die Gültigkeit ihrer Erkenntnisse abgeben. So soll auch hier am Ende der Forschungsarbeit die Einschätzung der Ergebnisse anhand von Gütekriterien stehen. Es wird in der Hauptsache der Blick auf die Gültigkeit (Habe ich wirklich das erfasst, was ich erfassen wollte?) und auf die Genauigkeit (Habe ich den Gegenstand exakt erfasst?) gerichtet.

Qualitative Forschung erhebt den Anspruch, den Forschungsprozess in all seinen Phasen zu gestalten. Qualitative Forschung sollte nicht weiterhin eine reine Lückenbüßer-Funktion einnehmen, indem Interviews und Gespräche nur im Rahmen von Vorstudien zur Erfassung des Untersuchungsgegenstandes mit quantitativen Verfahren akzeptiert werden, (Witzel 1982, S. 78).

Das qualitative Verfahren des „Persönlichen Gespräches“ ist in der Vorgehensweise sehr gut dokumentiert, so dass es ermöglicht wird, die Ergebnisse intersubjektiv nachprüfbar zu machen. Die entsprechenden Rahmenbedingungen bezüglich Zeit, Ort und besonderer Umstände bei der Durchführung der Gespräche und das Bemühen um die „Verstehende Resonanz“ der GesprächspartnerIn wurden beschrieben. Die Aufbereitung der Gesprächsdaten erfolgte nach klar definierten Transkriptionsregeln: Jedes einzelne Gespräch wurde wie eine kleine Einzeluntersuchung gehandhabt; von jedem einzelnen Gespräch wurden Verdichtungsprotokolle angefertigt, fünf davon wurden in meiner Arbeit abgedruckt, anschließend wurden Zusammenfassungen der Gespräche erstellt und in einem Panorama der Lebenswirklichkeit zu einer Gesamtaussage zusammengefasst.

Gültigkeit

Validität wird im Rahmen der qualitativen Forschung als Prozess der Validierung durch Herstellung von Transparenz in Bezug auf die Daten und die Auswertungsmethoden beschrieben (vgl. Flick, 1998).

Die Gültigkeit der Ergebnisse bezieht sich in besonderer Weise auch auf die authentische Schilderung der 15 GesprächspartnerInnen. Diese sind als authentische und echte Informationen zu betrachten, weil jede Ehemalige mit ihrer Darstellung zur „Gesamtwahrheit“ beigetragen hat. Die spezifische Form der Vorgehensweise bei den Gesprächen, in denen den Ge-

sprächspartnerInnen ein offener Raum gewährt wird, trägt dazu bei, dass in diesem Klima eine Atmosphäre des Vertrauens entsteht, die zu gültigen Aussagen führt. Ein wichtiger Aspekt bei der Frage nach der Gültigkeit von Aussagen ist die sprachliche Ebene. In der vorliegenden Untersuchung konnten sich die Ehemaligen auf der ihnen eigenen sprachlichen Ebene ausdrücken. Sie wurden als die „Wissenden“, als die ExpertInnen“ in meiner Forschungsfrage angesehen. Rogers hat diese Expertenschaft allen Personen zugebilligt. Die bei quantitativen Verfahren nur schwer zu überwindende Zuordnungslücke wird hier überbrückt, da es nicht darum geht, ein wissenschaftliches Konstrukt auf die Alltagssprache zu transferieren. Die Ehemaligen sind in meiner Untersuchung im Gesprächsteil mündige Mitarbeiter, die daran beteiligt sind, ein „Wissen zum Anfassen zum Alltagsgebrauch bereitzustellen“ (Langer 2000, S. 94).

Im zweiten Teil der Aktenanalyse wurden die Tutorinnen, die die Akten bearbeiteten, einem Rater-Training unterzogen. Sicher konnte nur eine Annäherung an das Rating der JULE-Studie erreicht werden, so dass hier die Vergleichsangaben nur annähernd verwendet werden können. Dennoch zeigt sich, dass die Ergebnisse der Stichprobe aus dem von mir untersuchten Kinderdorf weitgehend die Ergebnisse der vorliegenden Studien im Rahmen der Bewährungsevaluation widerspiegeln.

Kommunikative Validierung

Die Gültigkeit der Ergebnisse wurde auch dadurch überprüft, dass den Ehemaligen die Transkriptionen der Gespräche noch einmal zur Begutachtung vorgelegt wurden. Änderungswünsche wurden berücksichtigt. Es war mir wichtig, dass sich die Befragten in den Ergebnissen wiederfanden; dies stellt einen wichtigen Beitrag zur Absicherung der Ergebnisse dar. Der Befragte ist so nicht mehr Objekt der Forschung, er ist denkendes und fühlendes Subjekt, wie der Forscher auch. Aus dem Dialog mit den GesprächspartnerInnen können so wichtige Informationen zur Bedeutung der Ergebnisse gewonnen werden.

Reliabilität

Die Reliabilität als klassisches Kriterium der Testdiagnostik macht in der qualitativen Forschung als Verfahren der Konsistenzprüfung („split-half-

reliabilty“) und als Re-Test-Reliabilität wenig Sinn. Menschen entwickeln sich, situative Bedingungen verändern sich, und in der qualitativen Forschung soll gerade auch diese Veränderung und Dynamik erfasst werden.

Flick (1998) spricht von „prozeduraler Reliabilität“ und meint damit die Standardisierung der Aufzeichnungen und Dokumentation verbaler qualitativer Daten.

Diese „prozedurale Reliabilität“ ist in der vorliegenden Untersuchung gegeben.

Die Nähe zum Gegenstand und zur Welt der GesprächspartnerInnen

Der besondere Wert der Aussagen im „Persönlichen Gespräch“ wird vor allem dadurch erreicht, dass der Forscher möglichst nahe an der Alltagswelt der Beforschten anknüpft. Durch meine langjährige Tätigkeit in dem von mir untersuchten Kinderdorf sind mir die Welt der Kinder und der Ehemaligen und die persönlich belastenden Situationen ihrer Lebensgeschichte vertraut. Ein wichtiges Gütekriterium wird erfüllt, wenn es gelingt, eine gewisse Interessensübereinstimmung mit den Beforschten zu erreichen und die Welt aus der Perspektive des Betroffenen verständlich zu machen. Qualitative Forschung mit der Methode des „Persönlichen Gespräches“ will an konkreten Fragen und Problemen der Betroffenen ansetzen und dabei eine offene, gleichberechtigte Beziehung herstellen.

Triangulation

Diese Arbeit erhebt nicht den Anspruch repräsentativ zu sein. Es war mir bei meiner Untersuchung wichtig, einen intensiven Einblick in die Lebenswirklichkeit von ehemaligen Kindern und Jugendlichen in einem Kinderdorf zu erhalten und etwas über ihre Bewältigungsmöglichkeiten zu erfahren. Es ist klar, dass die Ergebnisse aus den Gesprächen nicht repräsentativ für das seelische Erleben aller ehemaligen Heimkinder sein kann. Es gibt sicherlich noch weitere Nuancen und Aspekte, die in Gesprächen mit anderen Ehemaligen zutage treten würden. Dennoch scheint offensichtlich zu sein, dass sich viele Ehemalige in den dargestellten Gesprächsergebnissen wiederfinden. Dies habe ich versucht zu erreichen, indem ich ohne Vorgaben, die sich auf einen Leitfaden stützen, eine vielschichtige Darstel-

lung in einem Panorama verfasst habe, die die Lebenswirklichkeit der ehemaligen Heimkinder nachzeichnet. Dabei kommt es nach Langer (2000) nicht auf die Anzahl der befragten Personen an, auch die Lebenserfahrung von nur einer einzigen Person kann einen hohen Anregungs- und Vorbildwert für andere haben.

Um die Aussagekraft meiner Darstellung noch zu erhöhen, habe ich noch eine weitere Möglichkeit der Erhebung von Informationen gewählt: Ich habe die qualitative Untersuchung durch eine quantitative Erhebung im Rahmen einer Aktenanalyse von Kinderdorf-Akten ergänzt. Dieses Verfahren wird im Rahmen der qualitativen Forschung als Triangulation bezeichnet, wenn eine Fragestellung aus unterschiedlicher Perspektive betrachtet wird und die Ergebnisse dann zueinander in Beziehung gesetzt werden, wie ich es in Punkt 5.2 dargestellt habe. Die Ergebnisse aus den unterschiedlichen Perspektiven können miteinander verglichen werden und können die Darstellung der subjektiven Schilderungen der ehemaligen Heimkinder ergänzen.

Die Ergebnisse der Aktenanalyse stellen in vielen Punkten eine Bestätigung und Ergänzung der qualitativen Teile der Untersuchung dar.

Weiterführende Überlegungen

Die Auswahl der GesprächspartnerInnen aus dem Kinderdorf habe ich eingeschränkt auf die Kinder- und Jugendlichen der Entlassjahrgänge von 1981 – 1985. Dies hing damit zusammen, weil es junge Erwachsene waren, die in den ersten Jahren meiner Berufstätigkeit das Kinderdorf verlassen haben. Zu diesen Ehemaligen habe ich teilweise auch bis heute noch einen guten Kontakt und sie sind mir sehr vertraut geblieben. Diese Erfahrungen haben sich in den Gesprächen noch vertieft. Der Wunsch, mehr zu erfahren, wie die Ehemaligen die Erfahrungen im Kinderdorf im Rückblick sehen, war der eigentliche Anlass für meine Untersuchung. Ich könnte mir nun vorstellen, eine weitere Untersuchung mit anderen Ehemaligen durchzuführen, die zu einer späteren Zeit das Kinderdorf verlassen haben. Spannend wäre dabei die Frage, inwiefern sich die Erfahrungen und die Erlebniswelt der Ehemaligen aufgrund der Veränderungen im Kinderdorf nach dem neuen Kinder- und Jugendhilfegesetz (KJHG) von 1991 verändert haben.

Ein weiterer Gesichtspunkt wäre es, eine Folgeuntersuchung durchzuführen und dabei die Ehemaligen zu befragen, die als unbegleitete Kinder aus ausländischen Kriegs- und Krisengebieten (Vietnam, Eritrea, Iran) im Kinder- und Jugenddorf untergebracht waren und dort ihre Kindheit und Jugend verbracht haben (vgl. Kormann 1997). Diese Ehemaligen mit Migrationshintergrund habe ich in die vorliegende Untersuchung aufgrund des unterschiedlichen kulturellen und psychosozialen Hintergrundes nicht einbezogen.

Darüber hinaus beschäftige ich mich mit der Überlegung, das Erleben der ErzieherInnen mit der Methode des persönlichen Gespräches zu erfassen, um mehr darüber zu erfahren, wie sie das Leben mit den Kindern in einer Hausgemeinschaft bewerten und schwierige Phasen bewältigen.

9.1 Grundlagen und Handlungsfelder

Im Folgenden möchte ich auf einige zentrale Handlungsfelder der Heimerziehung eingehen, die sich im Zusammenhang mit meiner Untersuchung als sehr bedeutsam erwiesen haben. In diesem Zusammenhang kommt der Elternarbeit eine besondere Bedeutung zu. Auch wenn bei den von mir befragten Ehemaligen das zentrale Erziehungsziel nicht die Rückkehr in die Familie war, so wird in nahezu allen Gesprächen deutlich, wie wichtig der Kontakt und die Arbeit mit den Eltern war.

Einen weiteren zentralen Punkt für die Ehemaligen stellt die Schule dar. 13 von den von mir befragten 15 Ehemaligen haben die Schule im Kinderdorf besucht, eine Sonderschule für Verhaltensauffällige und Lernbehinderte (Heute: Sonderschule für Erziehungshilfe und Förderschule). Die Ehemaligen gehen hier besonders auf den Aspekt der Beziehung zur Lehrperson ein, die sie als eine wichtige Erfahrung für ihr späteres Leben erlebt haben.

Ein weiteres Thema, das in allen meinen Gesprächen eine zentrale Rolle gespielt hat, ist das Konzept der Erziehung in der Familiengruppe im Kinderdorfhaus. Von fast allen GesprächspartnerInnen wird die große Bedeutung einer intensiven und konstanten Beziehung zu einer zentralen Erziehungsperson betont. Aus diesem Grund beschäftige ich mich im Folgenden mit den Chancen und Gefahren von familienanalogen Strukturen in der Kinderdorferziehung.

Abschließend habe ich mich noch mit den Fragen zu Risikofaktoren und Resilienz beschäftigt, da sich in meinen Gesprächen eindrucksvoll gezeigt hat, dass nicht alle Kinder mit einem erhöhten Risiko für Belastungen auch Störungen und Verhaltensprobleme im späteren Leben ausbilden. Schutzfaktoren wie z. B. die konstante vertrauensvolle Beziehung zu einer ErzieherIn können die schädlichen Auswirkungen von Belastungen verhindern oder ausgleichen.

9.1.1 Elternarbeit

Die Bedeutung und der hohe Stellenwert der Elternarbeit wird in vielen Veröffentlichungen zur Heimerziehung als eine der zentralen Aufgaben der stationären Erziehung angesehen (Schmidt 2000; Baur u. a. 1998). Eine zentrale Aufgabe in dem von mir untersuchten Kinderdorf lag sicherlich in den 60er Jahren, als die Kinder ins Kinderdorf kamen, darin, dass Kinder aus schwierigen sozialen und familiären Verhältnissen im Kinderdorf ein neues, lebenswertes Zuhause bekommen sollten. Sie lebten und leben auch heute noch alters- und geschlechtsgemischt in selbstständigen Hausgemeinschaften in einer familienähnlichen Betreuung durch eine Hausleitung oder ein Hausleiterehepaar. Wie ein Großteil der von mir untersuchten Stichprobe und der Gesprächspartnerinnen verbrachten die meisten Kinder- und Jugendlichen ihre ganze Kindheit und Jugend im Kinderdorf. Das Leben im Kinderdorfhaus hatte für einige „familienersetzenden“ Charakter. Aus einigen Gesprächen wird deutlich, dass die Eltern im Betreuungsprozess als Störfaktoren betrachtet wurden, die nach Möglichkeit weitgehend aus der Erziehung der Kinder herausgehalten werden sollten.

Nach Beginn der Heimkampagne fing seit Anfang der 70er Jahre eine intensive Phase der Elternarbeit an, die sich unter dem Einfluss der familientherapeutischen Ansätze auch in Kinderdörfern und in dem von mir untersuchten Kinder- und Jugenddorf entwickelte. Doch ging es dabei – abgesehen von einigen intensiveren Formen wie Elterntrainings und Familientherapie – meist um Besuche der Eltern und informelle Kontaktpflege. Auch wenn die Rückkehr in den elterlichen Haushalt bei den meisten interviewten Ehemaligen nicht das zentrale Thema war, so wird doch der Stellenwert der Eltern für die Entwicklung der Kinder und Jugendlichen deutlich. Bei einigen Ehemaligen ging es um die Bearbeitung und Aussöhnungsarbeit mit belastenden Erfahrungen mit den Eltern, wie z. B. in den Gesprächen mit Claudia, Sandra, Ramona und Franziska. Bei den meisten wird deut-

lich, wie sie das Thema Eltern bis heute noch beschäftigt, besonders wenn wir an Karola und Sandra denken. Seit 1991 werden im neuen Kinder- und Jugendhilfegesetz (KJHG) die Eltern als Partner der Jugendhilfe gesehen: „. . . durch Beratung und Unterstützung sollen die Erziehungsbedingungen der Herkunftsfamilien . . . so weit verbessert werden, dass sie das Kind oder den Jugendlichen wieder selbst erziehen kann.“ (§ 37). Doch wie aus einigen Gesprächen deutlich wird, entwickelt sich häufig eine besondere Dynamik zwischen Familie und Heim. Schweitzer und Reuter haben diese Probleme als Dilemmata der Heimerziehung beschrieben. (Schweitzer & Reuter 1991):

Bindungs-Ausstoßungs-Dilemma

Kurz nach der Aufnahme ins Kinderdorf kann, wie im Fall von Guido geschehen, der Fall eintreten, dass die Eltern sich möglichst schnell die Rückkehr des Kindes in den elterlichen Haushalt wünschen und alle Probleme, die zur Unterbringung geführt haben, jetzt als lösbar betrachtet werden. „Manchmal führt das dazu, dass eine zerstrittene Familie gerade im Widerstand gegen eine Maßnahme des Jugendamtes, welche sie zuvor provoziert hat, eine zuvor ungekannte Einstimmigkeit und Harmonie gewinnt. Dies gilt den Helfern in aller Regel als Signal für die Nichtkooperation der Familie, der man wiederum mit verstärkter Intervention beizukommen sucht. Das ursprüngliche Problem tritt in den Hintergrund, die Lösung wird unter der Hand selbst zum Problem.“ (Schweitzer & Reuter 1991, S. 172)

Konkurrenzdilemma und Loyalitätskonflikt

Vor allem in familienähnlichen Betreuungsformen wie in einem Kinderdorf erleben die Eltern die Hausleitungen eines Kinderdorfhauses und die Erzieherinnen als diejenigen, die die „besseren“ Erziehungspersonen sein sollen und sein wollen. Dies verschärfte sich in dem von mir untersuchten Zeitraum noch dadurch, dass in Einzelfällen die Kinder die ErzieherInnen als Elternersatz wahrgenommen und erlebt haben.

Eltern wehren sich dann mit kleinen „Sabotageakten“ im pädagogischen Alltag und sie werden von den ErzieherInnen als störend empfunden. Das Kind erlebt sich hin- und hergerissen zwischen den beiden Welten und leidet unter diesem Loyalitätskonflikt, wie es besonders eindrücklich in den

Gesprächen mit Claudia, Karola, Sandra und Katharina deutlich wird. Im Extremfall kann es sein, dass das Kind sich entsprechend „danebenbenimmt“, um so die Eltern zu rehabilitieren.

Professionalisierungsdilemma

Durch die Professionalisierung und die Zunahme der Mitarbeiterinnen im Heim und im Jugendamt fällt es den Eltern immer schwerer, zu all diesen unterschiedlichen Personen Vertrauen aufzubauen und der Gefahr zu entgehen, dass der Kreis der HelferInnen zu unübersichtlich wird. Allein in dem von mir untersuchten Kinderdorf war die Erziehung in einem Kinderdorf-Haus noch 1980 in der Regel getragen durch die Leitung des Hauses und einer zusätzlichen Praktikantin sowie einer weiteren Hilfskraft, die stundenweise beschäftigt war; heute sind in der Regel 4 Fachkräfte und zusätzliches Hilfspersonal beschäftigt. Werden die HelferInnen von den Eltern als Übermacht erlebt, so neigen sie zum Rückzug und zur Übergabe der Verantwortung an die „Profis“.

9.1.2 Hilfeplan und Partizipation

Die gemeinsame Planung und Abstimmung der Hilfeleistung soll den Kooperationsgrundsatz des KJHG von 1991 unterstreichen: Erziehungshilfe, auch Heimerziehung soll keine fremdbestimmte Maßnahme mehr sein, die Entscheidungen zur Unterbringung und die Planung der Hilfe geschieht unter partnerschaftlicher Beteiligung der Einrichtung, des Jugendamtes, der Personensorgeberechtigten und der Kinder und Jugendlichen.

Heimerziehung ist eine Form der Hilfe, die in der Regel, wie die Aktenanalyse und die Gesprächsergebnisse auch der vorliegenden Untersuchung gezeigt haben, langfristig angelegt ist. Außenstehende erleben die Heimunterbringung als Schicksalsschlag, der von Amtspersonen gelenkt über die betroffenen Familien hereinbricht. Nach dem KJHG sollte die Hilfe zur Erziehung in einem Heim oder Kinderdorf ein planbarer Prozess sein, der mit allen Beteiligten abgesprochen und Grundlage der Arbeit mit dem Kind ist. Auf die Gefahr, die jede Maßnahme der Hilfeplanung, Zielformulierung und kurzfristige Erfolgsmessung für den Blick auf die Entwicklung der Kinder hat, weist Wolf (2000) eindringlich hin. Er beklagt die Gefahr einer Reduktion auf monokausale Erklärungen etwa nach einem Muster, das ei-

nem einfachen Vorher-Nachher-Denken folgt. „Vorher war das Kind so, dann ist es ins Heim gekommen, und nun ist es anders.“ Aus einem Geflecht vieler unterschiedlicher Faktoren wird ein Faktor herausgegriffen und als Ursache angenommen. In den Gesprächen im Rahmen meiner Untersuchung wurde deutlich, wie vielschichtig und differenziert die Muster und Faktoren von den AdressatInnen gesehen werden. Auch der Nachweis eines Erfolges hinsichtlich eines Erziehungszieles kann nicht einfach als Beleg für eine erfolgreiche pädagogische Arbeit genommen werden. Ein erfolgreich umgesetztes Erziehungsziel kann nicht geplante Folgen hinsichtlich anderer Ziele haben. Deswegen greift die unter dem Kostenargument forcierte alleinige Blickrichtung auf die Ziele zu kurz, da ein erfolgreiches Erziehungsarrangement sich auch hinsichtlich der unerwünschten Nebenwirkungen beurteilen lassen muss.

Menschen lassen sich nicht wie Maschinen steuern

Lebende Systeme werden im Gegensatz zu trivialen Maschinen in ihrem Tun allein von ihrer inneren Struktur bestimmt und gesteuert (Rotthaus 1998, Schweitzer & Reuter 1991). Von außen können verschiedene Einflüsse, Anregungen und Störungen kommen, niemand kann jedoch durch welche Maßnahme auch immer ein direktes Ergebnis erzielen, d. h. man kann im Grunde niemanden eindeutig instruieren. Die Umsetzung dieser Erkenntnisse aus der Systemtheorie in das Feld der Jugendhilfe verlangt mehr kreative individuelle Vorgehensweisen. Wolf (2000) beklagt, dass dieses Denken noch nicht Einzug gefunden hat in Hilfeplanung in den Einrichtungen, und in letzter Zeit werden im Gegenteil verstärkt Steuerungsinstrumente zur Planung der Hilfe vorgeschlagen.

„Wir beobachten oft, dass für einzelne Kinder Listen erstellt werden, in denen jene Defizite aufgeführt sind, die durch die pädagogische Arbeit abgebaut werden sollen, und gleichzeitig, dass die Defizitlisten verschiedener Kinder identisch sind. Es kann der Verdacht aufkommen, einige Jugendämter hätten zur Effizienz- und Rationalitätssteigerung Textbausteine entwickelt, die bei der Hilfeplanung nur noch eingefügt werden müssen.“ (Wolf 2000, S. 9).

Hier werden die Ziele dann nicht einmal vor dem Hintergrund der bisherigen Lebenserfahrungen und aktuellen Lebensproblemen des Kindes entwickelt und begründet. Die Entscheidung über die jeweils/angemessene Maßnahme beim Kind kann letztlich nur im Erziehungsprozess selbst erfolgen. Rotthaus (1998) beschreibt diesen komplexen Vorgang nach einer abgewandelten Metapher von Ernst v. Glasersfeld:

„Erziehung könnte dann als das Begleiten eines jungen Menschen per Funk auf seiner Suche eines für ihn gangbaren Weges in einem unwegsamen, unübersichtlichen Wald angesehen werden. Der Funkbegleiter kann aus der Ferne Richtungen weisen, Erfahrungen über Chancen und Gefahren mitteilen etc. Wie der junge Mensch aber seinen Weg geht, wo er anstößt und wo sumpfiges Gelände ihn zur Rückkehr und zum Suchen nach einem anderen Weg zwingt, ist nicht vorhersehbar. Der Funkbegleiter benötigt ständig Rückmeldung darüber, welche Schritte der junge Mensch mit welchem Erfolg ausführt, um neue Maßnahmen vorschlagen zu können . . . Wo der junge Mensch schließlich den Waldrand erreicht, ist nicht zu planen und nicht vorherzusehen. Aber ob der junge Mensch überhaupt den Waldrand erreicht, hängt möglicherweise von der Qualität der seitens des Funkbegleiters vorgeschlagenen Maßnahmen ab“ (Rotthaus 1998, S. 111).

Die Kinder erleben gelegentlich als Betroffene ihre Beteiligung am Hilfeverfahren als eine Situation, in der sie wenig eigene Wünsche einbringen können, obwohl sie in den Hilfeprozess einbezogen sind. Es muss darauf geachtet werden, dass die formale Einbeziehung von Jugendlichen sie nicht darüber täuschen darf, dass letztendlich doch viele Entscheidungen hierarchisch durch Jugendamt und Einrichtung getroffen werden. Verlegungen werden dann manchmal als Entscheidungen über die Köpfe der Betroffenen hinweg erlebt. In meinen Gesprächen wurde dies besonders bei Rosalind, Sandra, Rene und Guido deutlich.

Es gibt keine objektive Beobachtung, jede Beobachtung hängt vom Beobachter ab

Bei jeder Art von Kommunikation muss der Sender seine Kenntnisse, Gedanken und Absichten, die er übermitteln will, in für den Empfänger wahrnehmbare Zeichen übersetzen. Diese Tätigkeit des Übersetzens wird Kodieren genannt. Auf der Empfängerseite treffen die kodierten Zeichen auf eine Person, die in der Lage ist, die Zeichen mit Bedeutungen zu füllen. Bei diesem Akt des Bedeutungsverleihens oder Dekodierens ist der Empfänger in hohem Maße auf sich selbst gestellt: Das Ergebnis des Dekodierens, also das, was bei ihm ankommt, hängt ganz von seinen Vorerfahrungen, Befürchtungen und Erwartungen ab. So wird deutlich, dass jede Beobachtung auch ganz vom Beobachter abhängt, die reine Objektivität, wie sie manch-

mal unterstellt wird, bleibt in diesem Sinne eine Illusion (vgl. Schulz von Thun 1981, 1989; Watzlawik, P., Weakland, J. & Fisch, R. 1974).

Unterstützung und Begleitung aus der Sicht der AdressatInnen

Alle Beobachtungen, Berichte und Diagnosen in der Jugendhilfe sind mehr oder weniger subjektive Beschreibungen und Bewertungen: Es werden Symptome beschrieben, um Ziele zu formulieren und notwendige Maßnahmen zu finanzieren. Es besteht die Gefahr, dass wachstumsorientierte und kreative Haltungen und Lösungen blockiert werden. Eine wachstumsorientierte Sicht aus der Perspektive der AdressatIn kann neue Wege öffnen und die wahren Bedürfnisse der Betroffenen aufgreifen.

Es geht der Blick weg von den Eigenschaften, Symptomen, Fertigkeiten und Defiziten hin zur Wahrnehmung des vom Betroffenen angesteuerten Weges und eine Begleitung und Unterstützung auf seinem Weg aus der Perspektive der Welt der AdressatIn (vgl. Empathie-Konzept bei Rogers 1973).

Kinder sind keine Erziehungsobjekte

Kinder sind nach Wolf (2000) keine defizitären Objekte der Erziehung. Jede offensichtliche, pädagogische Absicht einer angestrebten Verhaltensänderung löst nicht selten beim Kind eher Widerstand als Beteiligung und Bereitschaft zur Mitarbeit aus. Die Gespräche mit Sandra, Ramona und besonders mit Franziska und Rosalind liefern hierzu eindrückliche Beispiele. Erziehung oder heilpädagogisch/therapeutische Maßnahmen dürfen nie auf einzelne pädagogische Schritte und starre Teilziele reduziert werden.

„Über ein Repertoire an Methoden, mit denen wir eindeutig gezielte Effekte im Denken und Fühlen von Menschen erreichen können, verfügen wir nicht . . . Die Vorstellung, man könne Menschen nach Belieben durch Belohnungen und Strafen manipulieren, ist eine Überschätzung, eine oft groteske Überschätzung der Möglichkeiten von Pädagogik. Selbst dort, wo man mit Belohnung und Strafe eindeutige Effekte zu beobachten meint, sind die Wirkungen komplexer, weil wiederum die nicht intendierten Wirkungen berücksichtigt werden müssen . . . Das Denken, dass wir Erwachsenen die Kinder in bestimmter Weise behandeln können und dabei gezielt geplante Effekte erzielen, stammt aus dem medizinischen Kontext und scheint mir für pädagogische Arrangements eher ungeeignet.“ (Wolf 2000, S 11).

Schmid (1989) hat eine vergleichbare Unterscheidung vorgenommen, indem er das „personzentrierte Modell“ der Beratung und Therapie, das auf Prozesshaftigkeit, Wachstumsorientierung und Autonomie ausgerichtet ist, einem „medizinischem Modell“ der Hilfe gegenüberstellt, das auf ein einfaches Ursache-Wirkungsmodell bezogen ist.

In diesem Kontext können die Stärken der Heimerziehung vielmehr darin liegen, dass sie sich der Möglichkeiten besinnt, ein günstiges Lebens- und Lernfeld zu arrangieren, das Entwicklungsanreize für die Kinder bietet und für die Kinder eine Einladung zur Weiterentwicklung darstellt. Heime und Kinderdörfer sollten Orte zum Leben für Kinder sein, die Entlastung und ein Stück Befreiung von belastenden Lebenserfahrungen machen können, indem die Erwachsenen ihnen mit Zuwendung, Interesse und Nähe begegnen. Diese Erfahrungen könnten dann den Kindern und Jugendlichen Freiräume für neue Entwicklungen eröffnen und sie zu neuen Erfahrungen ermuntern. Erwachsene haben immer einen Erfahrungsvorsprung, weil ihre Lebensgeschichte nicht durch vergleichbare belastende Vorerfahrungen geprägt ist. Insofern bestehen natürlich Assymetrien. Doch eine wichtige pädagogische Aufgabe besteht nicht im Aufbau und Festigung dieser Assymetrien durch die Betonung von Fachlichkeit und Professionalität, sondern im Abbau dieser Assymetrien und einer Annäherung auf einer menschlichen, echten Ebene (vgl. das Konzept der Echtheit bei Rogers 1973). Eine Beeinflussung muss in beide Richtungen erfolgen, und das ist möglich, wenn Erwachsene versuchen, Begleiter der Kinder in ihrer Welt zu werden. So könnte die Arbeit mit den Kindern im Heim dem Erwachsenen verhelphen, neue Seiten an sich zu entdecken, die Beziehung könnte offener, persönlicher werden, dies wäre die Beendigung der Einbahnstraße und der Abschied von einem Bild der ErzieherIn, die als große ManipulatorIn das Kind nach dem Bild, das sie oder die Gesellschaft sich gemacht hat, formt. Die ErzieherIn benötigt immer wieder Geduld und die Bereitschaft des Wartens, Ertragens und Aushaltens von Umwegen und Irrwegen. Manchmal hat es den Anschein, dass aktuelle Jugendhilfe-Modelle und -Konzepte in den Einrichtungen allzu sehr von einer Ideologie des Machbaren und Planbaren ausgehen, indem sie alles in kleine kontrollierbare Schritte einteilen und sich keine Zeit für Umwege und überraschende Entwicklungen gestatten. Die Bereitschaft zu einer echten Partizipation und Beteiligung an der eigenen Entwicklung der Kinder bräuchte aber eigentlich das Gegenteil: ein Sich-Einlassen auf einen dialogischen Prozess, der so Kinder auf ihrem Weg in die Mündigkeit und Selbstverantwortung begleitet und unterstützt.

Sandra hat diese Tatsache in ihrem Beitrag angesprochen, wenn sie sinn- gemäß sagt: „Ich möchte nie erwachsen werden, ich möchte mir immer den Blick aus der Sicht eines Kindes bewahren, damit ich mein Kind besser verstehe und nicht so hart werde und von oben herab entscheide, wie ich viele Erwachsene erlebt habe!“

9.1.3 *Schule im Kinderdorf*

Es kann nicht Ziel dieser Studie sein, die Komplexität einer Schule im Kinderdorf in Bezug auf die vielfältigen Auswirkungen auf die Persönlichkeit der Kinder und Jugendlichen zu erfassen.

Nach einer groß angelegten Untersuchung von Fend et al. (1976) mit über 500 SchülerInnen aus Hauptschulen, Realschulen und Gymnasien wird deutlich, dass SchülerInnen aus Hauptschulen ein sehr viel geringeres Selbstwertgefühl entwickeln als SchülerInnen aus Gymnasien und Realschulen. Alle Sonderschulformen wurden aus dieser Untersuchung leider ausgeklammert.

Die von mir befragten Ehemaligen haben in der Mehrheit (13 von 15 GesprächspartnerInnen) die Schule am Kinderdorf besucht, eine Sonderschule für Verhaltensauffällige und eine Sonderschule für Lernbehinderte (Heute: Sonderschule für Erziehungshilfe und Förderschule).

Nahezu zwei Drittel der Befragten äußern sich dahingehend, dass die Erfahrungen in der Schule sehr bedeutend für Ihre weitere Entwicklung war und in den meisten Fällen positiv bewertet wurden. Wichtig war dabei, die LehrerIn als Respektsperson erlebt zu haben, die Leistung gefordert hat. (Thomas), in den meisten Fällen werden auch hier Beziehungsaspekte angesprochen, wenn Guido, Claudia, Johannes, René, Ramona und Andrea davon sprechen, dass neben der Konsequenz, Strenge und Humor besonders die Konstanz in der Beziehung zur LehrerIn, bedeutsam war. Sandra und Claudia beklagen andererseits den Mangel an Beständigkeit und Nachdruck in der schulischen Förderung, den sie erlebt haben, betonen aber auch den Wert einer konstanten Beziehung zur LehrerIn und Claudia schätzt ganz besonders die Erfahrung, dass sie trotz ihrer Fehler angenommen und gemocht wurde.

Generell lässt sich sagen, dass während der Erziehung im Kinderdorf bei den befragten Ehemaligen eine Anhebung des schulischen Qualifikationsniveaus erfolgte und dies sich stabilisierend auf die Entwicklung des Selbstkonzeptes ausgewirkt hat. Problematische Aspekte möchte ich dennoch ansprechen:

Heimschulen, wie auch die Schule im untersuchten Kinderdorf, sind meist selbstständige, exklusive Sonderschulen für die Bewohner des dazugehörigen Heimes; in der Hierarchie der Sonderschulen sind sie meist noch unterhalb der öffentlichen Sonderschulen angesiedelt, die Kinder kommen in mehr als der Hälfte der Fälle aufgrund schulischer Schwierigkeiten in die Fremderziehung. Eine Aufnahme in Heim und Heimschule erfolgt auch häufig dann, wenn ein Kind wegen massiver dissozialer Auffälligkeiten in einer externen Schule nicht mehr tragbar erscheint. Die Schule am Heim stellt so meist in der schulischen Karriere einen Endpunkt dar. Mit Bach (1989, S. 249) möchte ich einige besondere Gefahren für die Persönlichkeitsentwicklung der Kinder in Heimschulen ansprechen:

Gefahr einer zweifachen Stigmatisierung

Schüler in dieser Institution der Heimsonderschule laufen Gefahr, doppelt stigmatisiert zu werden, als Heimkind und als SchülerIn einer Sonderschule am Heim. Die spiegelt sich in Befürchtungen von Jugendlichen bei der Lehrstellensuche wider.

Isolierung von der Gruppe der Gleichaltrigen

Heimkinder leben oft wie auch die Kinder im Jugenddorf relativ abgeschottet von ihrer sozialen Umwelt, die Kontakte zu Gleichaltrigen aus ihrer natürlichen sozialen Umwelt am Wohnort der Eltern gehen verloren. Heimkinder sind zusätzlich dadurch belastet, dass sie mit dem Besuch der Schule am Heim in diesem zentralen Lebensbereich nur noch mit Kindern zusammentreffen, die problematisches Verhalten zeigen und ebenfalls mit dem Etikett „verhaltensauffällig“ versehen sind.

Problem negativer Modelle

Eine strikte schulische Trennung, wie sie auch im Kinderdorf erfolgte – nur RealschülerInnen und GymnasistInnen besuchten externe Schulen – steigert das Problem des Fehlens positiver Modelle. Auf der Suche nach positiven Modellen als Anreiz für eine positive Entwicklung bleiben Heimkindern so nur Kinder aus dieser verhaltensauffälligen Gruppe. Guido schildert eindrücklich den Zwang, sich entsprechend mit Schlägen gegen andere durchzusetzen.

Gefahr einer mangelnden Förderung

In einer Heimschule befinden sich in der Regel ausschließlich Kinder und Jugendliche, die unter Gesichtspunkten psychologischer und leistungsbezogener Diagnostik als nicht geeignet für die Regelschule eingestuft werden. Bei LehrerInnen kann die Erfahrung mit leistungsschwachen und stark psychisch auffälligen Kindern dazu führen, dass sich eine fatalistische und resignative Erziehungshaltung breit macht, die dem Kind nicht immer die entsprechenden schulischen Entwicklungsfortschritte zutraut. Sandra, Johannes und René berichten in ihren Gesprächen von solchen Erfahrungen, die besonders Sandra auch heute noch als belastend erlebt.

Gefahr der Statusfixierung als Heimschüler

Im Zeitraum der Untersuchung wurden keine Versuche der Reintegration in das externe Schulsystem vorgenommen. Ganz allgemein scheitern Integrationsversuche häufig daran, weil nicht selten immer noch eine Skepsis der neuen Schule gegenüber Heimkindern vorliegt. Auch die psychischen Probleme der SchülerInnen und vorliegende Sozialstörungen erschweren diesen wünschenswerten Schritt der Integration in das System der Regelschule. Es ist von einem erhöhten Aggressionsmotiv bei Besuchern von heiminternen Schulen auszugehen.

Dennoch sollte immer dann, wenn es möglich erscheint, dem Besuch einer öffentlichen Schule der Vorzug gegeben werden. Er bedeutet in jedem Fall einen Schritt in Richtung Integration und Förderung der im Heim lebenden Kinder und Jugendlichen.

Das Umfeld „Schule“ stellt besonders für Heimkinder ein großes Gefahren- und auch Entwicklungspotenzial dar. Nach Koegh (1999) besteht ein Konsens über Schulcharakteristika, die positive oder problematische Entwicklungen an Schulen kennzeichnen. Einige dieser Faktoren können als strukturell bezeichnet werden, andere beziehen sich eher auf Unterrichtsmethoden, Ausbildung und Kompetenz von LehrerInnen und das Klassenklima.

Negative Faktoren:

- hoher Personalwechsel
- niedrige Motivation der LehrerInnen
- mangelnde Innovationsbereitschaft
- geringe Leistungserwartungen an die SchülerInnen
- fehlende Kooperation Schule – Heim
- schlechtes soziales Klima

Weitere Risiko- und Schutzfaktoren

- Anzahl der SchülerInnen
- Ausmaß des Störpotenzials bei den SchülerInnen
- Ausmaß des Personalwechsels
- Sicherheit der Finanzierung
- Atmosphäre und physische Sicherheit
- Unterrichtsmethoden
- Beziehung der LehrerInnen und das Klassenklima

In der vorliegenden Untersuchung zeigt sich, dass für 9 von 15 Ehemaligen die Beziehung zur LehrerIn eine zentrale Bedeutung für die schulische Sozialisation hatte. Wichtig war eine Lehrperson, die Konsequenz und Strenge zeigte, aber auch eine Portion Humor. Der Wert einer konstanten LehrerInnenbeziehung wird betont und auch die wertvolle Erfahrung, trotz Fehler angenommen und gemocht zu werden.

9.1.4 Familienprinzip im Kinderdorf

Familienähnliche Betreuungsformen sind – wie oben schon ausgeführt – Ergebnisse der Heimreformdiskussionen. Die Bemühungen von Mehringer (1977) und der Kinderdorfbewegung nach dem Zweiten Weltkrieg waren vor allen darauf ausgerichtet, den institutionellen Charakter der Heimerziehung zu ändern, indem Strukturen aufgebaut wurden, die die Erziehung eher an die Strukturen der „normalen“ Bedingungen des Lebens in einer Familie zu orientieren suchten. Dazu gehören Kinderdorfhausgemeinschaften, Kleinstheime und Familienaußenwohngruppen, die an einer Einrichtung angegliedert sind. Solchen Betreuungsformen ist gemeinsam,

„. . . dass sich Erwachsene auf das Zusammenleben mit Kindern einlassen, die nicht die leiblichen Eltern sind und die sie auf diese Weise eine Zeit lang versorgen, betreuen, erziehen.“
(Wolf 1998, S. 32)

In der Praxis hat die Nähe des Modells zur familiären Situation zu einer schnellen Verbreitung des Konzepts „Familiengruppe“ geführt und ist für das Kinderdorf zum vorherrschenden Modell für die Hilfe geworden. Die erzieherische Wirkung erhofft man sich besonders durch die Nutzung der differenzierten Familienstrukturen. Für eine Hausgemeinschaft im Kinderdorf bedeutet dies, dass es sich um einen Ort handelt, an dem Kinder und Jugendliche erzieherische Hilfen durch Erwachsene erfahren, die bereit sind, mit ihnen in einer Gemeinschaft zu leben und dabei Unterstützung durch Fachkräfte erfahren. Der Begriff „Familie“ ist dabei eine Chiffre für weitgehend stabile emotionale Beziehungen, als ein Ort, der Geborgenheit, Verständnis und Stabilität gewährleistet. Von diesen familienanalogen Strukturen kann erwartet werden:

- dass sie in der Lage sind, ein höheres Maß an Verlässlichkeit und Dauer zu gewährleisten als Konzepte, die durch einen reinen Gruppenschichtdienst geprägt sind. MitarbeiterInnen sind durch die Verflechtung ihrer beruflichen und privaten Lebenssituation dauerhafter an die Einrichtung gebunden und können somit den Kindern ein dauerhafteres und verlässlicheres Beziehungsangebot zur Verfügung stellen. In einem großen Teil meiner Gespräche wird die Erfahrung der Dauerhaftigkeit als ein besonders wichtiges Merkmal für die eigene positive Entwicklung genannt, besonders Thomas, Claudia, Johannes, Karola, Katharina und Rene betonen in ihren Ausführungen diesen Aspekt,
- dass in diesem Rahmenmodell eine größere Intensität und Belastbarkeit von Beziehungen gegeben ist. Für die zentrale Aufgabe einer Heimer-

ziehung, Kindern Hilfestellung zu geben bei der Bewältigung der emotionalen und sozialen Belastungen, ist jedoch nicht die reine Dauer bedeutsam, sondern die emotionale Zuwendung und die Belastbarkeit in Konflikten. Kinder und Jugendliche sollen die Erfahrung machen können, dass Konflikte angegangen, ausgehalten oder bewältigt werden können und nicht zu weiteren Beziehungsabbrüchen führen müssen,

- dass Kinder und Jugendliche eine gewisse Exklusivität in der Familiengruppe erleben können. In diesem intensiven emotionalen Setting kann das Kind oder der Jugendliche die Erfahrung machen, dass den Erwachsenen etwas an ihnen liegt, dass sie nicht einfach austauschbar sind oder nur einen Platz in der Einrichtung belegen. In den meisten meiner Gespräche mit Ehemaligen wurde dieser Aspekt betont, besonders Thomas, Claudia, Karola, Katharina, Johannes und Rene haben die Erfahrungen im Kinderdorf besonders deswegen geschätzt, weil sie intensive und ganz auf ihre Person ausgerichtete Beziehungserfahrungen gemacht haben, die in vielen Fällen noch in der Zeit nach der Entlassung weiter bestehen.
- Familienähnlichen Strukturen wird generell eher zugetraut, dass sie mit den Spannungen zwischen dem Wunsch nach exklusiven Beziehungen und den realen institutionellen Notwendigkeiten von Belegungsfragen besser umgehen können,
- dass familienähnliche Arrangements in besonderer Weise in einem Kinderdorf in der Lage sind, Kindern und Jugendlichen ein weitgehend „normales“ Lebensumfeld zu bieten. Eine Ehemalige spricht davon, dass sie es als besonders wertvoll empfand, dass das Leben im Kinderdorf „ein ganz normales Leben in einem ganz normalen Dorf“ war. Heimerziehung hat eine umfassende Sozialisationsleistung zu erbringen in einem Maße, wie dies von einer Familie erwartet wird; Heimerziehung muss aber zudem noch der Tatsache Rechnung tragen, dass die Erziehung im institutionellen Rahmen stattfindet und bei den meisten Kindern äußerst problematische Sozialisationsverläufe vorausgehen. Es scheint so, dass familienähnliche Organisationsformen, wie sie in einem Kinderdorf gegeben sind, dieser komplexen Aufgabe am ehesten gewachsen sind.

Nach Wolf (1998) besteht

„... die besondere Stärke familialer Erziehung darin, dass wegen der größeren gegenseitigen Abhängigkeit, insbesondere wegen der größeren Chance gegenseitiger emotionaler Verflechtung, vielfältige erziehungsträchtige Situationen arrangiert werden können. Wir haben eine spe-

zifische Verantwortung, solche lernträchtige und menschenfreundliche Lebensbedingungen zu arrangieren . . . Wie weit die Kinder unsere Angebote nutzen können und wollen, bestimmen wir allerdings nicht alleine. Wie sie unser Verhalten empfinden und interpretieren, ist von uns nur begrenzt vorhersehbar und steuerbar.“ (Wolf 1998, S. 36).

Veith (2002) beschreibt zusammenfassend die besonderen Chancen des familienanalogen Modells in der stationären Erziehung und weist auch auf die Grenzen hin.

„Der Arbeitsplatz „Familiengruppe“ ist nun arrangiert in einer Struktur, die dem psychologischen Verständnis von Familie als „Ort des Lebens“ entspricht: Qualitäten wie Privatheit . . . und Abgrenzung, Übersichtlichkeit und Nähe, Stabilität und Kontinuität in den Beziehungen, Verbindlichkeit und Vertrautheit, Zweckfreiheit und Selbstbestimmung aller definieren diesen Ort. Innerhalb der vier Wände erwachsener Menschen, innerhalb ihrer Rückzugs-, Erholungs- und Intimsphäre, finden einige der aufgenommenen jungen Menschen ihren Lebensort und begegnen hier Chancen und notwendigen Grenzen, die in Personen verkörpert sind. Diese Betreuungsform bietet jungen Menschen gute Entwicklungsmöglichkeiten, es sind durch sie aber auch Widersprüche vorprogrammiert.“ (Veith 2002, S. 243 f.).

In meinen Gesprächen mit den Ehemaligen wurden auch einige dieser Widersprüche thematisiert; im Folgenden möchte ich darauf etwas näher eingehen. Müller (1992) hat einige dieser Widersprüche genannt:

Konkurrenzbedürfnisse neu aufgenommener Kinder

Kinder, die in eine Familienwohngruppe neu aufgenommen werden, bringen oft negative Vorerfahrungen aus der Herkunftsfamilie, aus anderen Heimen, Pflegestellen oder psychiatrischen Kliniken mit. Sie kommen nicht selten mit erheblichen Belastungen, die aus den vorherigen Trennungserfahrungen herrühren, sind entwurzelt oder bindungsunfähig, leiden unter massiven psychischen Problemen und zeigen schwere Verhaltensauffälligkeiten. Der Wechsel von einer Familie in eine andere stellt zusätzlich zu den vorhandenen Problemen einen schwierigen Umstellungsprozess dar. Kinder haben zu Beginn oft ein Gefühl der Irritation und Fremde. Dies wurde besonders in den Gesprächen mit Claudia, Rosalind, Guido, Sandra und Ramona deutlich. Besonders dann, wenn die Leitung von einer Mutter mit Kind oder einem Ehepaar mit eigenen Kindern ausgeübt wird, kommt eine besondere Belastung auf das neu aufgenommene Kind zu. Es stellen sich Fragen der Konkurrenz zu den leiblichen Kindern der ErzieherInnen ein, Heimkinder leiden darunter, wenn sie erleben, dass mit den eigenen Kindern liebevoller, großzügiger und umsorgender umgegangen wird. Besonders Sandra hat dies bei einer ErzieherIn sehr belastend erlebt, und diese

Erfahrung hat zum Kampf und zur Abwehr gegen diese ErzieherIn geführt, die sich unter anderem in kindlichen Tötungsfantasien zeigte.

„Man kann sich leicht vorstellen, dass die besondere Fürsorge, die ein junges Kind benötigt und erfährt, vor diesem Hintergrund auch ganz anders verstanden werden kann: als Beweis für die größere Liebe zum eigenen Kind. Was Geschwisterkinder der gleichen Eltern schon beschäftigen kann, wird hier noch einmal heikler, und wahrscheinlich sind Verletzungen und Kränkungen nicht ganz vermeidbar . . . Manche Schwierigkeit, die Kinder nun ihrerseits inszenieren, muss nicht als Verhaltensstörung diagnostiziert werden, sondern kann als – vielleicht unglücklicher – Versuch verstanden werden, die Situation zu bewältigen.“ (Freigang & Wolf 2001, S. 134).

Spannungen im Verhältnis zur Herkunftsfamilie

Ein weiteres Konflikt- und Spannungsfeld für die Kinder in einem Kinderdorf liegt darin, dass auch das Verhältnis zu den eigenen leiblichen Eltern wieder neu gedeutet werden muss. Auch wenn die Familiengruppe sich um eine intensive Kooperation mit der Herkunftsfamilie bemüht, entsteht für die Heimkinder die schwierige Situation, dass die unterschiedlichen Normen und Werte in der neuen Lebensumwelt sie in ihrer Identität verunsichern. Es kann sich das Gefühl einstellen, dass sie sich für *eine* Familie entscheiden müssen. Schuldgefühle können sich vor allem dann einstellen, wenn sie spüren, dass auch die Eltern unter der Trennung leiden, die Kinder fühlen sich dann hin- und hergerissen. Sehr eindrücklich stellte Claudia diese Beziehungsspannung im Gespräch heraus, als sie feststellt, dass die Erzieherin im Kinderdorf für sie die eigentliche, bessere Mutter war. Auch Karola hatte im Kinderdorf eine neue Familie und eine Vertrauensperson gefunden und sich später schwer getan, auf die Widerannäherungswünsche ihres Vaters zu reagieren. Darunter leidet sie noch heute.

Belastungen durch permanente Präsenz

Die Erwartung seitens des Trägers, dass die Leitung / das Leiterehepaar eines Kinderdorfhauses in einer Wohnung in der Hausgemeinschaft wohnt, führt für die „residenzpflichtige“ Person oder Familie zu einer regelmäßigen Überschneidung der beruflichen und privaten Lebensräume. Für manche Alleinerziehende und Ehepaare stellt dies ein wichtiges Argument für die Arbeitsplatzwahl dar. Dies birgt neben allen Vorteilen auch die Gefahr einer erhöhten psychischen Belastung, da wenig Zeit für die eigene Familie, für Freunde und private Hobbys zur Verfügung steht. Eine besonders

gravierende Belastung, die sich aus der Perspektive der betroffenen Kinder ergibt, hat Guido geschildert: Durch das enge und intensive Mitleben und Mitleiden bezüglich der privaten Beziehungen und möglicher Beziehungsabbrüche werden Retraumatisierungserfahrungen hinsichtlich der eigenen Brüche in der Lebensgeschichte neu belebt und als belastend erlebt, wenn die langjährige Beziehung der Hausleitung gelöst wird. Einige Ehemalige weisen in ihrer Kritik an der Kinderdorpädagogik heute auf Ungereimtheiten bezüglich der Präsenzverpflichtung der Hausleitung, im Kinderdorfhaus ihre Wohnung zu nehmen, hin: Durch Nutzung von Zweitwohnungen sind eine große Zahl der Hausleitungen auch in Schichtdienstabläufen des Mitarbeiterinnen-Teams eingebunden, und ein wichtiges Kennzeichen der Kinderdorferziehung ist damit in Gefahr aufgegeben zu werden.

Gefahr der fachlichen Überforderung

Die psychischen und physischen Anforderungen, die seit jeher an alle Beschäftigten in der stationären Erziehung gestellt werden, sind sehr hoch und im Steigen begriffen, da durch die – finanzbedingt – restriktive Tendenz der Unterbringung nur noch stark auffällige und mit keiner anderen Hilfeform zu betreuenden Kinder und Jugendliche in die Heimerziehung kommen. Die Energie, sich mit Nachdruck auf die individuellen Probleme des einzelnen zu konzentrieren, kann im Lauf der Berufsjahre nachlassen.

Aufgrund der vorher genannten Ambivalenzen erscheint die kritische Reflexion des Begriffes der „Familienähnlichkeit“ erforderlich und es wird wichtig, sich zu fragen, ob es weiterhin Sinn macht, von familienanalogen Betreuungsformen zu sprechen. Es scheint vielmehr angemessen zu sein, die Arbeit in so strukturierten Wohngemeinschaften in Heimen oder Kinderdörfern als pädagogische Lebensgemeinschaften (vgl. Winkler 2001) oder Hausgemeinschaften zu verstehen, wie das in einigen Kinderdörfern – auch in dem von mir untersuchten – der Fall ist. Pädagogische Lebensgemeinschaften nutzen wichtige Elemente der Familie. Es geht dabei jeweils um die Qualität der von den AdressatInnen der Hilfe gemachten Erfahrungen und erlebten Beziehungen. Von Bedeutung für die Ehemaligen später sind Erfahrungen von Kontinuität, Verlässlichkeit und Mitwirkung an gemeinsamen Regeln für das Miteinander. In einer solchen Lebensgemeinschaft kommen zunächst fremde Menschen zusammen und leben für eine Zeit, im günstigen Fall für eine längere Zeit zusammen, wobei Erwachsene eine besondere Verantwortung für das Gelingen dieses Zusammenlebens und für einen guten Weg der Kinder und Jugendlichen übernehmen.

„Die Stärken der Betreuung in Lebensgemeinschaften können auch hier zum Tragen kommen: die besondere Leistungsfähigkeit impliziter Erziehung, die Nähe der hier auftretenden Probleme zu den im späteren Leben der Jugendlichen zu bewältigenden und die Chance, dichte emotionale Beziehungen zu entwickeln, durch die eher eine Verführung zur Veränderung von Leiden verursachenden Lebensstilen entstehen können.“ (Freigang & Wolf 2001, S. 154).

9.1.5 Risikofaktoren, Bindung und Resilienz

Alle Kinder, die in einer Form der Fremdunterbringung leben, haben in jedem Fall eine lange Geschichte von traumatischen Lebenserfahrungen, lang andauernden Frustrationen und Kränkungen hinter sich, sie wurden nicht selten über Jahre misshandelt oder sexuell missbraucht. In allen von mir geführten Gesprächen wird von einer langen Leidensgeschichte in der Herkunftsfamilie berichtet. Resch (1996) stellte im Rahmen eines multidimensionalen Pathogenesemodells (Resch 1996, S. 236) die wichtigsten Einflussbedingungen der Entstehung von Störungen dar. Er unterscheidet zwischen biografischen Einflüssen in Form von biopsychosozialen Risiko- und Schutzfaktoren, aktuellen krisenhaften Einflüssen und aufrechterhaltenden Einflüssen, die dafür verantwortlich sind, dass ein anfangs problematisches psychisches Verhalten sich zu einer psychischen Störung entwickeln kann. Scheithauer und Petermann (1999) sprechen von Phasen erhöhter Vulnerabilität, die im Zusammenhang mit Entwicklungsübergängen zu einem erhöhten Risiko für psychische Störungen führen. Unter Vulnerabilität ist die Bereitschaft zu verstehen, dass unter Risikobedingungen sich ein negativer Entwicklungsverlauf einstellt. Frühe problematische Erfahrungen wirken sich nicht allein durch ihr frühes Auftreten ungünstig auf den Entwicklungsverlauf aus, sie entfalten ihre Wirkung erst durch eine über Jahre andauernde Chronifizierung.

Wenn ich von den Berichten in meinen Gesprächen mit den jungen Menschen ausgehe und aus ihren Erfahrungen zentrale Aspekte zu rekonstruieren versuche, können einige Hinweise für die Gestaltung der erzieherischen Hilfe gewonnen werden:

- Kinder und Jugendliche wünschen sich, dass ihre seelischen Verletzungen erkannt werden, sie Entlastung erhalten und Sicherheit und stabile Beziehungen erfahren können.
- Ihre Eigenkräfte sollten gestärkt werden, Angebote und Wege sie zu erreichen sollten gemeinsam entwickelt werden.

- Heimkinder erhoffen sich stabile Beziehungsangebote und Verlässlichkeit, Erzieher sollten dabei für sie als Personen, die ihnen zugewandt sind, in Erscheinung treten.
- Der Wunsch nach „Normalität“ in der Heimgruppe ist groß, ebenso die Freude an gemeinsamer Alltagsgestaltung und zunehmender Ausweitung der Freiräume.
- Kinder im Heim möchten von Erwachsenen Orientierung erhalten, Unterstützung auf dem Weg nach Selbstverantwortung und Gestaltung des eigenen Leben.

Als besonders risikoe erhöhend wird die Qualität der Mutter-Kind-Interaktionen in den ersten Lebensjahren betrachtet.

Biopsychosoziale Risikofaktoren

Schmidtchen (2001, S. 70 ff.) stellt die wichtigsten biopsychosozialen Risikofaktoren in einem Überblick dar:

- *biologische Risikofaktoren*; hierzu werden genetische und neuropsychologische Belastungen gezählt,
- *personale Risikofaktoren*; neben einem „schwierigen Temperament“, Vernachlässigung, Gewalt und Missbrauch und psychischer Erkrankung der Eltern spielt die „unsichere Bindungsrepräsentation“ eine bedeutende Rolle.

Dieses Konzept geht auf Bowlby (1995) und auf die Forschungen von Ainsworth (1978) und Grossmann u. a. 1997) zurück:

Ein Kind bindet sich nicht an beliebig viele Bezugspersonen, es wird die Person, die sie am intensivsten und stabilsten betreut und versorgt, als Hauptbezugsperson wählen. Dies ist in unserer Kultur meist die Mutter, es kann jedoch auch der Vater, die Großmutter, Pflegeeltern oder eben auch eine regelmäßig das Kind betreuende Heimerzieherin sein. Das Kind erlebt, dass die Bindungsperson in Situationen emotionaler Belastung verfügbar ist und kann Angst und Schmerz leichter ertragen, wenn es sich auf Unterstützung und Trost verlassen kann. Eine ganz zentrale Rolle bei der Entwicklung von unterschiedlichen Bindungsqualitäten spielt die Feinfühligkeit des Erwachsenen. Es werden drei Ausdrucksweisen einer unsicheren Bindungsrepräsentation unter-

schieden: Kinder mit einem *unsicher-ambivalenten Muster* sind sich der Verlässlichkeit ihrer Betreuungsperson nicht gewiss und entwickeln Trennungsängste. Kinder mit einem *unsicher-vermeidenden Bindungsmuster* vermeiden es aufgrund ihrer Erfahrungen, die erwachsene Person um Hilfe zu bitten, und neigen zu Gefühlsverdrängungen und zu Überforderungsreaktionen. Kinder mit einem *unsicher-desorganisierten Bindungsmuster* erleben die paradoxe Situation, dass die Bindungsperson, die Sicherheit geben soll, selbst angstauslösend ist. Das Kind hat niemanden, den sie um Hilfe bitten könnte. Diese Kinder versuchen dann, die Eltern auffallend zu kontrollieren oder sich in einer Art Rollenkehr besonders intensiv um sie zu sorgen und zu kümmern. Dieses Muster wird meist bei misshandelten Kindern gefunden. Bei vielen der von mir untersuchten Ehemaligen lagen unterschiedlichen Formen von Misshandlung oder Missbrauch vor. Bei diesen Kindern kommt dem Aufbau und der Aufrechterhaltung von stabilen emotionalen Bindungen im Lauf der Heimerziehung ein besonderer Stellenwert zu.

Kinder mit *unsicher-desorganisierten Bindungsmuster* haben später nicht selten Probleme in der sozialen Beziehung zu Gleichaltrigen, neigen zu Depression oder zu aggressivem Verhalten. Dies wird besonders deutlich im Gespräch mit Guido, dessen Mutter psychisch krank war, und ebenso im Gespräch mit Sandra, deren Mutter alkoholabhängig war.

- *Sozioökologische Risikofaktoren*; zu diesen Risikofaktoren wird Armut und Arbeitslosigkeit sowie Misserfolg in Schule und Beruf und die Tatsache, als Jugendlicher in der Peergruppe abgelehnt zu werden, gezählt. Es spielt aber generell das Ausmaß der Gewalt in der Gesellschaft eine Rolle.

Schutzfaktoren und das Konzept der Resilienz

Nicht alle Kinder mit einem erhöhten Risiko für Belastungen und zukünftiges Bewältigungsverhalten bilden Störungen und Verhaltensprobleme aus, bestimmte Schutzfaktoren mildern die Wirkung risikoe erhöhender Faktoren ab. Bei den Schutzfaktoren handelt es sich um Faktoren, die die möglichen schädlichen Auswirkungen von Belastungen verhindern oder ausgleichen können (Rutter 1985). In engem Zusammenhang damit ist das Konzept der Resilienz (Widerstandsfähigkeit) zu sehen: Hier handelt es sich um die im Lauf des Lebens veränderbare Fähigkeit, mit den Folgen belastender Le-

bensereignisse relativ unbeschadet umgehen zu können und entsprechende Bewältigungsstrategien zu entwickeln (vgl. Lösel & Bender 1999). Bei der Betrachtung der risikomindernden Faktoren unterscheiden Laucht u. a. (1997) Resilienzfaktoren, kindbezogene Faktoren und umgebungsbezogene Schutz-Faktoren.

„Resilienzfaktoren

- positives Sozialverhalten
- positives Selbstwertgefühl
- Selbstwirksamkeitsüberzeugung
- aktives Bewältigungsverhalten

Kindbezogene Faktoren

- weibliches Geschlecht
- erstgeborenes Kind
- positives Temperament (flexibel, aktiv, offen)
- überdurchschnittliche Intelligenz

Schutzfaktoren innerhalb der Familie

- stabile emotionale Beziehung zu einer Bezugsperson
- offenes, unterstützendes Erziehungsklima
- familiärer Zusammenhalt
- Modelle positiven Bewältigungsverhaltens

Schutzfaktoren innerhalb des sozialen Umfeldes

- soziale Unterstützung
- positive Freundschaftsbeziehungen
- positive Schulerfahrungen“

(Laucht u. a. 1997, S. 263)

Das mehrfache Auftreten von risikomindernden Faktoren kann erklären, warum einige Kinder vor dem Hintergrund vielfältiger negativer Lebensereignisse doch ein positives Selbstkonzept entwickeln und konstruktive Bewältigungsformen aufbauen konnten.

Im Zusammenhang mit dem Konzept der risikomindernden Faktoren wird deutlich, dass ein Rahmen der sicheren Bindung für jedes Kind eine wichtige Basis für die Entwicklung von weiteren Kompetenzen darstellt. Kinder, die in Heimen aufwachsen, zeigen gehäuft Risikofaktoren, nur in geringem Ausmaß sind Schutzfaktoren vorhanden. Sie haben zu wenig feinfühliges Fürsorge und Bindung von ihren bisherigen Bezugspersonen erfahren oder sie erlebten Verluste, Beziehungsabbrüche und traumatische Erfahrungen von Misshandlung und Missbrauch. Auch im klientenzentrierten Störungs-Konzept (vgl. Rogers 1973) wird davon ausgegangen, dass den psychischen Belastungen ein Konflikt zugrunde liegt. Dieser Konflikt wird als Inkongruenz bezeichnet; er kennzeichnet eine Dissonanz zwischen einer allgemeinen Aktualisierungstendenz und dem Selbstsystem des Kindes. Liegt diese seelische Verletzlichkeit im Bereich wichtiger Entwicklungsthemen wie dem Streben nach Bindung und Selbstwerterhaltung vor, dann kann dies der Nährboden für vielfältige Formen der Beeinträchtigung und Störung sein. Es ist auffallend, dass auch Grawe (1998) in seinem Störungskonzept auf das Inkongruenzmodell von Rogers verweist, indem er feststellt:

„Der eigentliche Nährboden für die Entwicklung von psychischen Störungen ist die Nichterfüllung von menschlichen Grundbedürfnissen . . . Ein Mensch, der in seinen Grundbedürfnissen nicht verletzt und beeinträchtigt worden ist, entwickelt keine schwerwiegenden psychischen Störungen.“ (Grawe 1998, S. 570 f.).

Für die stationäre Erziehung stellt sich die Frage, ob es prinzipiell möglich ist, den Bindungsbedürfnissen und emotionalen Sicherheitsbedürfnissen von Heimkindern gerecht zu werden. Unzner (2002) fragt sich, ob HeimerzieherInnen überhaupt Bindungsfiguren werden können, und kommt zu dem Ergebnis,

„. . . dass der Prozess der Bindungsentwicklung zu neuen Bezugspersonen genauso verläuft wie der ursprüngliche Prozess. Der Entwicklungskontext ist zwar unterschiedlich, aber auch hier sind die wiederholten Interaktionen die Basis der Bindungsentwicklung. Kinder mit früheren Problemen können ihre Bindungsrepräsentationen mit Hilfe von Betreuungspersonen reorganisieren, die feinfühlig auf die kindlichen Signale reagieren. Die Erwachsenen brauchen aber ein größeres Ausmaß an Feinfühligkeit, bis das Kind Vertrauen in die Tragfähigkeit der Beziehungen fasst, die immer wieder getestet wird.“ (Unzner 2002, S. 57).

Im Alltag der Erziehung in einem Kinderdorf oder Heim der Jugendhilfe kommt unter dem Gesichtspunkt der Bindung der Erzieherin, die die Aufgabe der Bezugserzieherin übernommen hat, eine zentrale Bedeutung zu. Die besondere Qualität zeigt sich darin, dass diese Person über einen längeren Zeitraum für das Kind verfügbar und in der Lage ist, feinfühlig auf das

Kind einzugehen. Es ist wichtig, dass sie dem Kind in hohem Maß eine positive Wertschätzung und Achtung entgegenbringt und es in ihren individuellen Bedürfnissen unterstützt und fördert. Für jedes Kind in einer Fremderziehung sollte schon am Tag seiner Aufnahme eine Person zur Verfügung stehen, die sich auf die Bedürfnisse des Neuankömmlings einstellt und ihm über einen möglichst langen Zeitraum zur Verfügung steht. Aus vielen Gesprächen mit Ehemaligen ist dieses Bedürfnis deutlich geworden, besonders bei Rosalind, die sich am Beginn der Aufnahme im Kinderdorf etwas verloren vorkam.

Erkenntnisse der neuropsychologischen Forschung

Die neuropsychologische Forschung hat in den letzten Jahren große Fortschritte gemacht; ihre Erkenntnisse sind im Zusammenhang mit pädagogischen und psychotherapeutischen Fragen bedeutsam, (vgl. Hüther 2001, 2004). Die im menschlichen Gehirn angelegten neuronalen Verschaltungen und synaptischen Verbindungen bleiben ein Leben lang veränderbar, es wird von einer erfahrungsabhängigen Plastizität der Nervenbahnen im Gehirn gesprochen; bedeutsam ist dabei, dass die Aktivierung emotionaler Zentren für solche Modifikations- und Reorganisationsprozesse unabdingbar sind. Die Chance, dass Menschen grundsätzlich neue Erfahrungen machen, ist immer dann besonders hoch, wenn Ereignisse eintreten, die als dramatisch für das Denken und Fühlen einer Person bezeichnet werden können wie z. B. eine Fremdunterbringung nach belastenden Erfahrungen im Elternhaus.

„Immer dann, wenn Menschen . . . miteinander in Beziehung treten, also sich wirklich auf den anderen einlassen – sich „beeindrucken“ lassen –, verändern sich beide und damit verändert sich auch ihr Hirn.“ (Hüther 2004, S. 245).

Nach neuropsychologischen Erkenntnissen sind Interventionen immer dann effektiver und erfolgreicher, je früher sie einsetzen und je besser es gelingt, die Person emotional umfassend anzusprechen.

„Die Auswirkungen früher Bindungsstörungen auf die Entwicklung des Gehirns sind im späteren Leben nur schwer korrigierbar. Menschen, die bereits als Kinder misshandelt oder vernachlässigt worden sind, haben Angst vor körperlicher oder emotionaler Nähe. Wenn es ihnen nicht gelingt, diese Angst zu überwinden, bleiben sie zeitlebens isoliert, ichbezogen und bindungsunfähig. Manche haben Glück und finden jemanden, der sie versteht und ihnen hilft, allmählich wieder Beziehungen zu anderen Menschen einzugehen, das Vertrauen in menschliche Bindungen wieder zu erlangen und sich auf die gemeinsame Suche nach gemeinsamen Lösungen einzulassen.“ (Hüther 2001, S. 94).

Die Hauptaufgabe aller MitarbeiterInnen in der Heimerziehung besteht sicherlich darin, während der Zeit der Unterbringung für das Kind ein Netz von Schutzfaktoren zu knüpfen und so zu verstärken, dass es später immer wieder auf diese Ressourcen zurückgreifen kann und somit besser gerüstet ist, mit den Risiken und Belastungen des Lebens zurechtzukommen. Anna Freud hat in ihren Untersuchungen über Kriegskinder und Heimkinder (Freud/Burlingham/Dann 1982) eine spürbare Verlässlichkeit einer Erziehungsperson als das entscheidende Moment angegeben, das Kindern Schutz gewähren kann bei belastenden traumatischen Erfahrungen. Die von heftiger Angst erregten Kinder haben dann ihre Angst verloren, wenn sie von ihren verunsicherten und ängstlichen Eltern/Müttern entfernt wurden und Pflegepersonen übergeben wurden. Kinder in Heimen der Jugendhilfe brauchen ein rechtes Maß von Nähe und auch Distanz, sie brauchen zum Leben kleine Einheiten, in denen sie sich wohl fühlen und in denen sie Verlässlichkeit erleben können. Diese Verlässlichkeit, diese Erfahrung der Sicherheit und des vertrauensvollen Kontaktes wird von vielen Ehemaligen in meinen Gesprächen eindrucksvoll geschildert. Alle befragten ehemaligen binden sich als Kinder nicht an Funktionsträger, sondern an Menschen. Wenn sie Vertrauen entwickeln und noch einmal nach vielen Enttäuschungen bereit sind, sich auf eine Person einzulassen, dann vertrauen sie einer Person, nicht „einer ErzieherIn“. Und jeder Abbruch von Beziehungen, der aus der Sicht der Einrichtung und des Jugendamtes als notwendige Veränderung gesehen wird, steht in Gefahr, von ihnen als neuer Verlust erlebt zu werden. Die weitaus größte Mehrheit der befragten Ehemaligen betonen die besondere Chance, die sie in ihrem Leben erhalten haben, dass sie wertvolle, intensive Beziehungen zu einer ErzieherIn – meist war es die Leitung einer Hausgemeinschaft – erfahren haben. In einigen Fällen hat diese Erfahrung sogar eine Basis zum „Überleben“ dargestellt. (vgl. Rosalind, Claudia, Katharina, Andrea, Rene). Ganz wichtig war für fast alle, dass die ErzieherIn oder das Ehepaar im Haus mit den Kindern gelebt hat und so „immer da“ war. Elf der befragten Ehemaligen betonen für sich die Rolle der ErzieherIn als „Mutterfigur“, die Sicherheit und Beständigkeit und Verlässlichkeit verkörpert, aber auch Konsequenz und Strenge, die durchaus als wertvoll für die eigene Entwicklung erlebt wird. Ebenfalls 11 der Befragten betonen die Rolle der ErzieherIn als „Freundin und Vertraute“, die durch intensiven Kontakt, Nähe und Bereitschaft zur Hilfestellung im Gespräch Anregungen zu selbstverantwortlichem Handeln gegeben hat. Es muss auch festgehalten werden, dass 3 der befragten Ehemaligen unter einer extremen erzieherischen Härte und auch körperlicher Züchtigung und weiteren Beeinträchtigungen gelitten haben, die zu einer feindlichen Hal-

tung gegenüber der jeweiligen ErzieherIn geführt haben (vgl. Sandra, Rosalind und Franziska). Auch für sie gab es aber während der Zeit des Aufenthaltes im Kinderdorf auch positive Erfahrungen mit anderen ErzieherInnen.

Als entscheidende Unterstützungserfahrungen werden in den Gesprächen die Beziehungen zu den ErzieherInnen bzw. zu einer besonderen ErzieherIn genannt und ganz allgemein die empfundene Lebensqualität in der Hausgemeinschaft und in den Freizeitaktivitäten des Kinderdorfes. Generell kann gesagt werden, dass die jungen Menschen ihre Erfahrungen im Kinderdorf besonders dann als hilfreich und unterstützend angesehen haben, wenn es ihnen gelungen ist, diese Erfahrungen als eine konstruktive Phase in ihre Lebensgeschichte einzuordnen. Und dies machen sie in der Regel daran fest, ob es ihnen gelungen ist, stabile, tragfähige emotionale Beziehungen aufzubauen, die auch noch über die Zeit des Aufenthaltes im Kinderdorf hinausgehen. Ist dies gelungen, so lassen sich leichter gewisse Härten, die mit den institutionellen Rahmenbedingungen oder einzelnen negativen Erfahrungen zusammenhängen, überwinden. Eine Wertschätzung und Stärkung des Selbstwerts, verbunden mit einem hohen Maß an Selbstverantwortung und Autonomie, wird als entscheidend dafür angesehen, dass die belastenden familiären Vorerfahrungen in ihrem unterschiedlichen Ausmaß besser integriert und verarbeitet werden konnten. Hilfestellung im Gespräch durch ErzieherInnen und pädagogisch-therapeutische Unterstützung wurde als hilfreich angesehen. Ist dies gelungen, dann konnten die jungen Menschen das Kinderdorf als ihren „Ort zum Leben“ empfinden, der ihren späteren Weg im Leben unterstützt und ermöglicht hat.

9.2 Zentrale Aufgaben und Funktionen

Im Folgenden stelle ich einige zentrale Aufgaben und Funktionen stationärer Heimerziehung und der Erziehung in Kinderdörfern aus der Sicht der AdressatInnen in zehn Punkten vor. Ich habe mich dabei an Winkler (2001, S. 60 ff.) orientiert, der in seinem Aufsatz das „Heim als Utopie“ (Winkler 2001, S. 46) beschreibt und von der Heimerziehung eine Reaktion auf die veränderten Bedingungen für das Aufwachsen von Kindern und Jugendlichen einfordert. Die nun folgende Aufzählung umschreibt die Qualitätsanforderungen im Sinne von „Benchmarks“, die heute an jede moderne Heimerziehung zu stellen sind:

1. Heime bieten für Kinder aus den sozial benachteiligten Gruppen der Gesellschaft stützende und alternative Lebensorte als zeitweiliges „Neues Zuhause“ an, die ihnen neue Chancen auf Teilhabe am gesellschaftlichen Leben eröffnen. Die Qualität der Pädagogik lässt sich daran messen, ob es gelingt, hinsichtlich der Interaktions- und Kommunikationsstrukturen eine ansprechende Atmosphäre zu schaffen. Über den künstlichen Charakter sollten sich die Kinder im Klaren sein, sie sollten wissen, dass sie in einem Heim sind und dies zugleich als angenehme und für sie gute Situation erleben können.
2. Heime sollten in der Lage sein, die Kinder angemessen zu versorgen und ihnen zugleich im Sinne der Partizipation die Möglichkeit bieten (vgl. Blandow u. a., 1999) sich an der Gestaltung des Alltags angemessen zu beteiligen. „Qualitätsbeschreibungen sollten sichtbar machen, dass die Pädagogen an ihrer Arbeit interessiert sind, dass die Kinder gemocht und angenommen, dass sie als Inhaber von eigenständigen Rechten gewürdigt werden, dass man auf sie hört und man sich um sie sorgt.“ (Blandow, u. a. 1999, S. 119 f.). Nicht allein die weitgehende Selbstversorgung ist bedeutsam, wichtiger scheint zu sein, dass Heime in ihrem Alltag für die Kinder und Jugendlichen neue Lebensfelder sichtbar machen und an Perspektiven arbeiten, die über die eigenen Lebensformen hinausreichen. Gehres (1997) beklagt in der Heimerziehung und der Qualitätsforschung eine „Zusammenhanglosigkeit von Orten, Menschen und Erfahrungen“ (Gehres 1997, S. 25). Weiter stellt er fest: es ... „fehlt bisher eine konsistente Verknüpfung der vielschichtigen Erfahrungsfelder von Heimkindern“ (Gehres 1997, S. 25). Diese Perspektiven könnten an zwei Bereichen orientiert sein: Unterstützung bei der Aneignung sozial und kulturell anerkannter Fähigkeiten und Fertigkeiten, die innere Stabilität und Selbstvertrauen geben und zum anderen auch den Blick über die Gegenwart hinaus zu lenken, um realistische und auch idealistische Ausblicke auf die künftige eigene Lebensführung zu geben.
3. Heime müssen sich endgültig verabschiedet haben von den autoritären Strukturen der alten Anstalten als isolierte und totale Institutionen. Wichtig ist neben der Erfahrung der Geborgenheit im geschützten Rahmen die Offenheit nach außen und der Austausch mit der umgebenden Welt, besonders dann, wenn die Einrichtung sich in einer etwas abgelegenen Gegend befindet.

4. Der Erfolg jeder Heimerziehung ist unter anderem auch davon abhängig, ob es gelingt, einen klaren Rahmen für die Kinder zu gestalten, der als stützend und orientierend erlebt werden kann (vgl. Hansen, 1994). Hansen beschreibt die Bedeutung einer vom ihm bezeichneten „deutlichen“ Erziehung: „Dabei handelt es sich um eine Erziehung, die zum einen das Kind in seinen Autonomiebestrebungen unterstützend begleitet, zum anderen ihm aber auch gleichzeitig deutliche Grenzen setzt. Neben diesem „intensiven“ Erziehungsverhalten kann auch von einer stärkeren Strukturierung des Heimalltags eine positive Wirkung für die Entwicklung von Handlungskompetenzen erwartet werden.“ (Hansen 1994, S. 259). Das „terroristische“ Regiment der alten Heimerziehung muss überwunden sein und eine Form gefunden werden, die Verbindlichkeiten einerseits festhält und auch entsprechend dem Entwicklungsstand der Beteiligten verhandelbar macht.

5. Heimerziehung muss sich immer der Unterschiedlichkeit der Machtverhältnisse bewusst sein, Hierarchien dürfen nicht geleugnet werden (vgl. Wolf, 1999). An anderer Stelle führt Wolf weiter aus: „Über ein Repertoire an Methoden, mit denen wir eindeutig gezielte Effekte im Denken und Fühlen eines Menschen erreichen können, verfügen wir nicht . . . Die Vorstellung, man könnte Menschen nach Belieben durch Belohnung und Strafen manipulieren, ist eine Überschätzung, oft eine groteske Überschätzung der Möglichkeiten der Pädagogik . . . Das Denken, dass wir Erwachsenen die Kinder in bestimmter Weise behandeln können und dabei gezielt geplante Effekte erzielen, stammt aus dem medizinischen Kontext und erscheint mir für pädagogische Arrangements eher ungeeignet . . . Zwar haben wir einen Überhang an Wissen, . . . also einen Vorsprung an Überblick, die Fähigkeit, langfristige Folgen von Handlungen besser einschätzen und steuern zu können als Kinder . . . Dieser Überhang an Orientierungsmitteln ist für pädagogische Beziehungen unverzichtbar. Insofern sind diese asymmetrisch . . . Aber Asymmetrie bedeutet nicht, dass nur ein Einfluss in die eine Richtung bestünde. Faktisch gibt es einen Einfluss in beide Richtungen, und das ist nicht nur angemessener, sondern auch menschlicher als eine Vorstellung vom Pädagogen als großem Manipulator, der das Kind nach dem Bild, das er sich gemacht hat, formt.“ (Wolf 2000, S. 11 ff.). Ob Heimerziehung von den AdressatInnen als positiv erlebt wird, hängt auch davon ab, ob es gelingt, vorhandene Assymetrien transparent und nachvollziehbar zu machen.

6. Heimerziehung und ihre Leistungsfähigkeit kann darin gesehen werden, ob sie es schafft, eine Lebensweltorientierung anzubieten. Der Alltag soll bewusst erfasst und gelebt werden, ohne dass eine pädagogische Überfrachtung stattfindet.

Hilfeplanung muss die Tatsache berücksichtigen, dass die Erziehung immer ein Prozess der Begleitung und Unterstützung ist und nicht der Planbarkeit von Entwicklungen beim jungen Menschen (vgl. Schweizer & Reuter 1991; Rotthaus 1998). Rotthaus beschreibt diese Grenzen der Planbarkeit erzieherischen Handelns sehr eindrücklich indem er betont: „Direkte erzieherische Maßnahmen sind höchst unsicher, da sie z. B. Widerstand erzeugen und zu Ausweichstrategien führen . . . Letztlich kann die ErzieherIn lediglich die Umwelt des Kindes ändern und damit bei dem Kind eine Anregung oder Verstörung des internen Prozessierens auslösen, die möglicherweise zu einer Änderung in der von ihr gewünschten Richtung führt. Wichtigster und am ehesten zu beeinflussender Teil dieser Umwelt des Kindes ist aber die ErzieherIn selbst. Es ist also die ErzieherIn selbst, die ihr Verhalten ändern sollte, wenn sie das Kind veranlassen will, sich im Sinne ihrer Erziehungsziele anders zu verhalten.“ (Rotthaus 1998, S. 89 f.).

7. Wird von den AdressatInnen die Heimerziehung positiv und erfolgreich erlebt, so gelingt es ihnen, die Zeit im Heim biografisch positiv zu besetzen und in ihre Lebensgeschichte zu integrieren. Heimerziehung stellt für die allermeisten Kinder einen Bruch in ihrer biografischen Kontinuität dar, der sie dazu bringt, einen Teil ihrer Vorgeschichte auszublenden. Der Wechsel in ein Heim bringt Belastungen besonderer Art mit sich. Philipp (1995) bezeichnet solche schwer zu bewältigende Situationen, in denen Menschen eine Neuorganisation in ihrem „Person-Umwelt-Gefüge“ vornehmen müssen als „kritisches Lebensereignis“. „Ein kritisches Lebensereignis ist dann gegeben, wenn diese Kongruenz zwischen Person und Umwelt ein Mindestmaß unterschreitet und die Neuorganisation des Person-Umwelt-Gefüges erforderlich macht. (. . .) In jedem Fall qualifiziert die Tatsache, dass für die Herstellung des neuen Gleichgewichtes die der Person gegebene Plastizität ihres Verhaltenssystems nicht ausreicht, sondern qualitativ-strukturelle Veränderungen in der Person-Umwelt-Beziehung nötig macht, solche Ereignisse als kritisch“ (Philipp, 1995, S. 24). Kritische Lebensereignisse können auch eine Entwicklungschance darstellen. Mittel- und langfristig sollte es mit Unterstützung gelingen, dass sie die Vergangenheit und ihre eigene Herkunft in ihre Biografie integrieren lernen. Dies kann bedeuten,

dass Heime für Kinder auch nach der Entlassung noch zugänglich und erreichbar bleiben, auch über persönliche Kontakte und nicht nur über formalisierte Formen wie Jahresfeste oder Ehemaligentreffen.

8. Heime dürfen sich nie als Konkurrenz zu den Familien der Kinder verstehen. Dies stellt einen sehr problematischen Punkt dar, da Fachkräfte in der Gefahr stehen, ihre eigene pädagogische Kompetenz in Abgrenzung zum „Versagen“ der Eltern zu sehen und dadurch Bestätigung zu erleben. Heime sollten sehr darum bemüht sein, jenseits aller rechtlichen Verpflichtungen nach dem Kinder- und Jugendhilfegesetz (KJHG) gute Beziehungen zu den Herkunftsfamilien zu finden, und sich selbst eher als eine Gastfamilie verstehen, bei der ein Kind vorübergehend oder auch länger lebt, um Erfahrungen zu machen, die ihm im eigenen Elternhaus aus unterschiedlichen Gründen verwehrt waren.
9. Aus der Forschung im Kontext von Risikofaktoren und Resilienz (vgl. Rutter, 1985; Lösel & Bender 1999; Laucht, u. a. 2000) ergibt sich die große Bedeutung der Beziehung in der pädagogischen Arbeit: Kinder und Jugendliche brauchen im Zusammenhang der stationären Erziehung mindestens eine erwachsene Person exklusiv für sich selbst. Kinder sollten im Heim oder auch außerhalb bei einer Patenfamilie eine Person finden, die mit ihnen ernsthaft und verbindlich spricht, ohne jeweils erzieherische Absichten damit zu verbinden.
10. Urie Bronfenbrenner (1992) hat sogar darauf hingewiesen, dass pädagogische Prozesse nur gelingen, wenn junge Menschen das Gefühl haben, einen Erwachsenen zu finden, der einfach „verrückt“ nach ihnen ist, d. h. der ihnen zeigt und erlebbar macht, dass sie bedingungslos von ihm angenommen ist, wie im besten Fall eine Mutter ihr Kind annimmt und wertschätzt, egal, was es getan hat. (vgl. Rogers 1973). Ein Heim hat demnach besonders auf die Kinder zu achten, die es den Erziehern schwer machen aufgrund ihres Verhaltens, sie so anzunehmen, wie sie sind. Korczak (2000) hat in seiner kleinen Geschichte: „Wer kann Erzieher sein?“ Ereignisse in einer jüdischen Familie beschrieben, in der es um das Problem der Empathie und der Einfühlung in die Lage anderer geht. Es ist so, dass dabei die Sorgen und die Tränen der einzelnen Personen für die Außenstehenden eher merkwürdig und belanglos erscheinen, für die Betroffenen aber jeweils eine ganz anderes Gewicht und eine nahezu existentielle Bedeutung haben. Die Geschichte endet mit folgendem Satz: „Alle Tränen sind salzig. Wer das begreift, kann

Kinder erziehen, wer das nicht begreift, kann sie nicht erziehen“ (Korczak 2000, S. 20).

Kinder brauchen Erwachsene, die an sie glauben, die Achtung, Wertschätzung und Begeisterung für sie empfinden und sich entsprechend für sie einsetzen, dies ist in den Gesprächen von Claudia, Sandra, Guido und Rosalind besonders deutlich zu spüren. Kinder brauchen das Gefühl, dass sie etwas wert sind, sonst können sie kein Selbstwertgefühl aufbauen.

Kinder nehmen sehr schnell und klar wahr, ob die ErzieherIn selbst auch gerne in dieser Arbeit in der Gruppe der Kinder steht und sich identifiziert. Und natürlich ist dabei von großer Bedeutung, dass auch ErzieherInnen nur in einem Klima der Achtung und Wertschätzung ihrer Arbeit in Form von Rückmeldung durch KollegInnen und durch die Leitung in diesem Sinn ihre Arbeit am Kind leisten können.

10. Persönliche Erfahrungen in Verbindung mit dieser Arbeit und weiterführende Fragestellungen

Ich habe insgesamt etwa drei Jahre zur Erstellung dieser Arbeit benötigt. Ich habe in dieser Zeit sehr intensive Erfahrungen gemacht. Im Lauf der Durchführung der Gespräche konnte ich die eigenen wertvollen Erfahrungen mit den Kindern und Jugendlichen und den MitarbeiterInnen der fast fünfundzwanzig Jahre Tätigkeit im Kinderdorf Revue passieren lassen.

Besonders wertvoll und motivierend waren für mich auch immer wieder die Seminare im Rahmen des Doktorandenkolloquiums bei Professor Dr. Inghard Langer in Hamburg. Im Verlauf meiner Gespräche mit den Ehemaligen war für mich sehr beeindruckend zu spüren, wie dankbar die meisten meiner GesprächspartnerInnen für die Möglichkeit der Gespräche waren. Ich konnte feststellen, dass mehr als ein Drittel kaum – manche auch nicht mit dem Ehepartner – mit anderen Menschen über ihre Erfahrungen im Kinderdorf gesprochen hat. Sehr deutlich wurde mir bei den Gesprächen, dass die Ehemaligen das Leben im Kinderdorf nicht einfach nur als einen Ort der Erziehung oder Umerziehung gesehen haben, sondern als einen möglichst normalen Lebensort. Die meisten Hausleitungen und ErzieherInnen haben sie nicht als solche sehen wollen, sondern es war eine große Sehnsucht zu spüren, dass die ErzieherInnen doch richtige Menschen sein sollten, „die an mir interessiert sind und die für mich da sind!“

Es war sehr bereichernd für mich, die Gedanken, Empfindungen und Gefühle der Ehemaligen so intensiv und konzentriert über die Gespräche wieder neu kennen zu lernen. Ich bin auch sehr dankbar, dass ich mehr darüber erfahren habe, wie konstruktiv meine GesprächspartnerInnen trotz schwieriger Ausgangslage ihr Leben meisterten. Es hat mich mit großer Freude erfüllt, mit welcher Offenheit und Dankbarkeit die jungen Menschen mir begegnet sind. Dadurch konnte neues Vertrauen gewonnen und neues Wissen geschaffen werden.

In manchen Fällen fand ich es belastend, dass bei meinen GesprächspartnerInnen die Wünsche nach weiteren Kontakten und Terminen entstanden sind, die ich nur im begrenzten Umfang erfüllen konnte.

Der Prozess der Forschung und mein Interesse hat sich für mich dahingehend weiterentwickelt, dass ich plane, weitere Gespräche mit Ehemaligen

aus Vietnam und Eritrea zu führen, die in dem von mir untersuchten Kinderdorf aufgewachsen sind, und eine entsprechende Untersuchung durchzuführen.

Eine weitere Ebene für eine Untersuchung könnten für mich Gespräche mit ErzieherInnen sein, um mehr von ihrer Welt und der Bewältigung ihrer schwierigen Erziehungs-Aufgabe im Kinderdorf zu verstehen.

11. Literaturverzeichnis

- Ainsworth, M. D. S., Blehar, M. C., Waters, E. & Wall, S. (1978): Patterns of attachment: Assessed in the strange situation and at home. Hillsdale: Erlbaum.
- Almstedt, M. & Munkwitz, B. (1982): Ortsbestimmung der Heimerziehung: Geschichte, Bestandsaufnahme, Entwicklungstendenzen. Weinheim: Beltz.
- Bach, H. (1989): Verhaltensstörungen und ihr Umfeld. In H. Goetze & H. Neukäter (Hrsg.). Pädagogik bei Verhaltensstörungen. Berlin: Springer.
- Baur, D., Finkel, M., Hamberger, M. & Kühn, A. D. (1998): Leistungen und Grenzen von Heimerziehung. Ergebnisse einer Evaluationsstudie stationärer und teilstationärer Erziehungshilfen. Schriftenreihe des Bundesministeriums für Familie, Senioren, Frauen und Jugend, Band 170. Stuttgart: Kohlhammer.
- Blandow, J., Gintzel, U. & Hansbauer, P. (1999): Partizipation als Qualitätsmerkmal in der Heimerziehung. Eine Diskussionsgrundlage. Münster: Votum.
- Bowlby, J. (1995): Bindung: Historische Wurzeln, theoretische Konzepte und klinische Relevanz. In G. Spangler & P. Zimmermann (Hrsg.), Die Bindungstheorie: Grundlagen, Forschung und Anwendung. Stuttgart: Klett-Cotta, S. 17 – 26.
- Bronfenbrenner, U. (1992): Gibt es Universalien in der Kindererziehung? Interview mit Urie Bronfenbrenner. Diskurs, 1, S. 51 – 52.
- Buber M. (1925): Rede über das Erzieherische. In: M. Buber, Werke, Band 1, 1962, München: Kösel, S. 787 – 808.
- Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (Hrsg.) (2002): Elfter Kinder- und Jugendbericht. Bericht über die Lebenssituation junger Menschen und die Leistungen der Kinder- und Jugendhilfe in Deutschland. Berlin: Bundesdrucksache 14/8181.
- Bürger, U. (1990): Heimerziehung und soziale Teilnahmekancen. Eine empirische Untersuchung zum Erfolg öffentlicher Erziehung. Pfaffenweiler: Centaurus.
- Bürger, U. (1997): Stellenwert ambulanter Erziehungshilfen im Vorfeld der Heimerziehung. Empirische Befunde und Erfahrungen von Heimjugendlichen und deren Eltern mit ambulanten Jugendhilfemaßnahmen und Angeboten der Jugendarbeit. Herausgegeben vom Ministerium für Frauen, Jugend, Wohnungs- und Städtebau des Landes Schleswig-Holstein. Kiel.
- Conen, M.-L. (1990): Elternarbeit in der Heimerziehung. Eine empirische Studie zur Praxis der Eltern- und Familienarbeit in Einrichtungen der Erziehungshilfe. Frankfurt a. M.: IGfH
- Eckstein, B. & Kirchhoff, G. (Hrsg.) (1999): Überforderte Helden, verlassene Sündenböcke, einsame Träumer, ängstliche Clowns – zur Situation von Kindern aus Familien mit Suchtproblemen. Studienbrief Nr. 04585 der Fernuniversität-Gesamthochschule Hagen.

- Fend, H., Knörzer, W., Nagl, W., Specht, W. & Väh-Szuszdiara, L. (1976): Sozialisations-effekte der Schule. Soziologie der Schule II. Weinheim: Beltz.
- Filipp, S.-H. (Hrsg.) (1981): Kritische Lebensereignisse. München: U & S.
- Flick, U., von Kardorff, E., Keupp, H., Rosenstil, L. & von Wolff, S. (1991) (Hrsg.): Handbuch qualitative Sozialforschung. München: Psychologie Verlags Union.
- Flick, U. (1998): Qualitative Forschung: Theorie, Methoden, Anwendung in Psychologie und Sozialwissenschaften. Reinbeck: Rowohlt.
- Foerster, H. v. (1987): Entdecken und Erfinden. – Wie läßt sich Verstehen verstehen? In W. Rotthaus (Hrsg.). Erziehung und Therapie in systemischer Sicht. Dortmund: verlag modernes lernen, S. 22 – 60.
- Freigang, W. & Wolf, K. (2001): Heimerziehungsprofile. Sozialpädagogische Portraits. Weinheim: Beltz.
- Freud, A., Burlingham, D. & Dann, S. (1982): Heimatlose Kinder. Zur Anwendung psychoanalytischen Wissens auf die Kindererziehung. Frankfurt a. M.: Fischer.
- Gehres, W. (1997): Das zweite Zuhause. Lebensgeschichte und Persönlichkeitsentwicklung von dreißig ehemaligen Heimkindern. Opladen: Leske + Budrich.
- Gladziejewski, N. (2003): Entwicklungswege von Frauen in Partnerschaft und Liebe. Hamburg: Phil. Diss.
- Glasbrenner, D. & Höbel, E. (2002): Zwischen Konkurrenz und Zusammenarbeit mit der Herkunftsfamilie. In Sozialpädagogisches Institut im SOS-Kinderdorf e. V. (Hrsg.) Glückliche an einem fremden Ort? Familienähnliche Betreuung in der Diskussion. Münster: Votum, S. 256 – 266.
- Goffman, E. (1975): Stigma. Über Techniken der Bewältigung beschädigter Identität. Frankfurt a. M.: Fischer.
- Graßl, W., Romer, R. & Vierzigmann, G. (2000): Mit Struktur und Geborgenheit – Kinderdorf-familien aus Sicht der Kinder. In Sozialpädagogisches Institut im SOS-Kinderdorf e.V. (Hrsg.). Heimerziehung aus Kindersicht. München: Eigenverlag, S. 40 –61.
- Grawe, K. (1998): Psychologische Therapie. Göttingen: Hogrefe.
- Gros, H.-G. & Roos, K. (2000): Was Kinder- und Jugenddörfer leisten. In: Neue Caritas 101, S. 29 – 33.
- Grossmann, K. E. , Becker-Stoll, F., Grossmann, K., Kindler, H., Schieche, M., Spangler, G., Wensauer, M. & Zimmermann, P. (1997): Die Bindungstheorie: Modell, entwicklungspsychologische Forschung und Ergebnisse. In H. Keller (Hrsg.), Handbuch der Kleinkindforschung, Bern: Huber, S. 31 – 55.
- Günder, R. (1985): Heimerziehung. Beiträge zur Standortbestimmung und künftigen Entwicklung. Frankfurt a. M.: IGfH.

- Günder, R. (2000): Praxis und Methoden der Heimerziehung. Entwicklungen, Veränderungen und Perspektiven der stationären Erziehungshilfe. Freiburg: Lambertus.
- Hansen, G. (1994): Die Persönlichkeitsentwicklung von Kindern in Erziehungsheimen: ein empirischer Beitrag zur Sozialisation durch Institutionen der öffentlichen Erziehungshilfe. Weinheim: DSV.
- Hartwig, L. (1990): Sexuelle Gewalterfahrungen von Mädchen. Konfliktlagen und Konzepte mädchenorientierter Heimerziehung. Weinheim: Beltz.
- Hegel, E. (1968): Vom Rettungshaus zum Kinderdorf. Ein Beitrag zur Geschichte des Familienprinzips in der fürsorgenden Erziehung. München: Reinhardt.
- Heitkamp, H. (1989): Heime und Pflegefamilien – Konkurrierende Erziehungshilfen? Entwicklungsgeschichte, Strukturbedingungen, gesellschaftliche und sozialpolitische Implikationen. Frankfurt a. M.: IGfH.
- Hüther, G. (2001): Bedienungsanleitung für ein menschliches Gehirn. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Hüther, G. (2004): Interview mit Gerald Hüther. Psychotherapie und Beratung kann die Plastizität des Gehirns nutzen. In Gesprächspsychotherapie und Personenzentrierte Beratung, 4/2000, Köln: GwG, S. 243 – 245.
- Hutterer, R. (1984): Authentische Wissenschaft. Auf der Suche nach einem personenzentrierten, humanistischen Verständnis von Wissenschaft und Forschung. In Arbeitsgemeinschaft Personenzentrierte Gesprächsführung (Hrsg.) Persönlichkeitsentwicklung durch Gesprächsführung. Wien: Deuticke, S. 27 – 51.
- Institut für Kinder- und Jugendhilfe (IKJ) (2001): EvaS: Evaluationsstudie erzieherischer Hilfen. Auswertung 2/2000. Unveröffentlichter Bericht, Mainz.
- Jakob, G. & Wensierski, H. – J. von (1997): Rekonstruktive Sozialpädagogik. Konzepte und Methoden sozialpädagogischen Verstehens in Forschung und Praxis. Weinheim: Juventa.
- Jonas, B. (1976): A Post-Residential-Treatment Follow-up of Socially and Emotionally Deviant Adolescence (5) 1976, S. 235 – 250.
- Keogh, B. (1999): Risiko und protektive Einflüsse in der Schule. In G. Opp, M. Fingerle & A. Freytag (Hrsg.). Was Kinder stärkt – Erziehung zwischen Risiko und Resilienz. München: Reinhardt, S. 191 – 203.
- Klein, J., Erlacher, M. & Macsenaere, M. (2003): Die Kinderdorf-Effekte-Studie (KES). Mainz: Institut für Kinder- und Jugendhilfe.
- Korczak, J. (2000): Wer kann Erzieher sein? In A. Flitner & H. Scheuerl (Hrsg.) Einführung in pädagogisches Sehen und Denken. Weinheim: Beltz
- Kormann, G. & Saur, B. (1989): Sexualpädagogik in der Heimerziehung. In: Jugendwohl, Heft 5, 1989, S. 231 – 238.

- Kormann, G. (1997): Mit Verletzungen leben. In: G. Becker, C. Hartmann-Kurtz & U. Nagel (Hrsg.). Schule für alle. Die Asylpolitik und ihre Auswirkungen auf Kinder von Asylbewerbern. Weinheim: Beltz, S. 96 – 119.
- Kormann, G. & Saur, B. (2003): HKS und Personenzentrierte Mototherapie: Fallbeispiel Claudio. In C. Boeck-Singelmann, T. Hensel, S. Jürgens-Jahnert & C. Monden-Engelhardt (Hrsg.). Personenzentrierte Psychotherapie mit Kindern und Jugendlichen. Band 3: Störungsspezifische Falldarstellungen. Göttingen: Hogrefe, S. 133 – 161.
- Korte, R. (1973): Die Lebensbewährung unserer „Ehemaligen“, In Vierteljahresschrift für Heilpädagogik und ihre Nachbargebiete (42) 1973, S. 379 – 390.
- Lamnek, S. (1995): Qualitative Sozialforschung. Band 1. Methodologie. Weinheim: Beltz.
- Lamnek, S. (1995): Qualitative Sozialforschung, Band 2. Methoden und Techniken. Weinheim: Beltz.
- Langer, I. (1985): Das Persönliche Gespräch als Weg in der psychologischen Forschung. In Zeitschrift für Personenzentrierte Psychologie, 4, S. 447 – 457.
- Langer, I. (2000): Das Persönliche Gespräch als Weg in der psychologischen Forschung. Köln: GwG-Verlag.
- Langer, I. (2001): Menschlichkeit und Wissenschaft. Festschrift zum 80. Geburtstag von Reinhard Tausch. Köln: GwG-Verlag.
- Laucht, M., Esser, G. & Schmidt, M. H. (1997): Wovor schützen Schutzfaktoren? Anmerkungen zu einem populären Konzept der modernen Gesundheitsforschung. In Zeitschrift für Entwicklungspsychologie und Pädagogische Psychologie, 29, S. 260 – 270.
- Laucht, M., Schmidt, M. H. & Esser, G. (2000): Risiko- und Schutzfaktoren in der Entwicklung von Kindern und Jugendlichen. In Frühförderung interdisziplinär, S. 19, 97 – 108.
- Lewin, K. (1963): Feldtheorie in den Sozialwissenschaften. Stuttgart: Huber.
- Lösel, F. & Bender, D. (1999): Von generellen Schutzfaktoren zu differentiellen protektiven Prozessen: Ergebnisse und Probleme der Resilienzforschung. In G. Opp, M. Fingerle & A. Freytag (Hrsg.). Was Kinder stärkt. Erziehung zwischen Risiko und Resilienz. München: Reinhardt, S. 37 – 58.
- Ludewig, K. (1987): Therapie und Erziehung – Widerspruch oder Ergänzung? In W. Rotthaus (Hrsg.). Erziehung und Therapie in systemischer Sicht. Dortmund: verlag modernes lernen, S. 90 – 100.
- Magnani, H. (1970): Zum Ursprung der Kinderdorfidee. In: Verband katholischer Einrichtungen (Hrsg.): Kinderdörfer der Caritas in der Bundesrepublik Deutschland. Freiburg: Herder, S. 6 – 8.
- Mayring, Ph. (1989): Einführung in die qualitative Sozialforschung. Weinheim: Beltz.
- Mehring, A. (1977): Heimkinder. Gesammelte Aufsätze zur Geschichte und Gegenwart der Heimerziehung. München: Reinhardt.

- Mende, H.-G. (2001): Grundaussagen der Bindungstheorie und ihre Anwendung in der ambulanten und stationären Jugendhilfe. In Bundesverband katholischer Einrichtungen und Dienste der Erziehungshilfe e. V. (Hrsg.). Erziehungshilfen gemeinsam gestalten. Freiburg i. Br.: Lambertus, S. 214 – 226.
- Merchel, J. (1990): Leistung und Erfolg in der Heimerziehung. Überlegung anlässlich einer Untersuchung der Planungsgruppe PETRA, In Archiv für Wissenschaft und Praxis der sozialen Arbeit, 21. Jg., S. 287 – 298.
- Merchel, J. (2002): „Familienähnlichkeit als Qualitätsmerkmal?“ Zur Notwendigkeit eines reflektierten Umganges mit familienanalogen Konzepten. In Sozialpädagogisches Institut im SOS-Kinderdorf e. V. (Hrsg.). Glückliche an einem fremden Ort? Familienähnliche Betreuung in der Diskussion. Münster: Votum, S. 277 – 294.
- Müller, H. (1992): Familiengruppen in der Heimerziehung: eine empirische Studie zur Entwicklung und Differenzierung von Betreuungsmodellen. Frankfurt a. M.: Lang.
- Müller-Kohlenberg, H. (1997): Evaluation von sozialpädagogischen Maßnahmen aus unterschiedlicher Perspektive: Die Sicht der Träger, der Programmanager und der Nutzer. In Bundesministerium für Familien, Senioren, Frauen und Jugend (Hrsg.). Materialien zur Qualitätssicherung in der Kinder- und Jugendhilfe. Bonn, S. 8 – 20.
- Münder, J. (1996): Einführung in das neue Kinder- und Jugendhilferecht. Münster: Votum.
- Münder, J. u. a. (1998): Frankfurter Lehr- und Praxiskommentar zum KJHG. Münster: Votum.
- Münstermann, K. (1990): „Heimerziehung“ ist ein konzeptioneller Begriff. In: Internationale Gesellschaft für Heimerziehung (IGfH) (Hg.). Heimerziehung in der Bundesrepublik Deutschland. Materialien zum Ost-West-Begegnungskongress der Internationalen Gesellschaft für Heimerziehung in Berlin, S. 24 – 25.
- Neill, A. S. (1970): Theorie und Praxis der antiautoritären Erziehung. Das Beispiel Summerhill. Reinbeck: Rowohlt.
- Niederberger, J. & Bühler-Niederberger, D. (1988): Formenvielfalt in der Fremderziehung. Zwischen Anlehnung und Konstruktion. Stuttgart: Enke.
- Normann, E. (2003): Erziehungshilfen in biografischen Reflexionen. Heimkinder erinnern sich. Weinheim: Beltz Votum.
- Pädagogisches Handbuch für Schule und Haus. (1885) Bearbeitet von Schmidt, K. A., Zweiter Band., 2. Aufl., Leipzig: Fues.
- Pestalozzi, J. H. (o. J.): Die Erziehung des Menschen. Ausgewählte Schriften. München: Goldmann.
- Planungsgruppe Petra (1988): Was leistet Heimerziehung? Ergebnisse einer empirischen Untersuchung. Frankfurt a. M.: IGfH.
- Pongratz, L. & Hübner, H. O. (1959): Lebensbewährung nach öffentlicher Erziehung. Darmstadt: DVA.

- Raithel, M & Wollensack, H. (1980): Ehemalige Kinderdorfkinder heute – Eine katamnestiche Untersuchung zur Lebensbewahrung. München: Sozialpädagogisches Institut der deutschen SOS-Kinderdörfer e.V.
- Rattner, J. (1968): Große Pädagogen. München: Reinhardt.
- Resch, F. (1996): Entwicklungspsychopathologie des Kindes- und Jugendalters. Weinheim: Psychologie Verlags Union.
- Rogers, C. R. (1968): Some thoughts regarding the current presuppositions of the behavioral sciences. In W. Coulson & C. R. Rogers (Eds.). *Man and the science of man*, Columbus, Ohio: Ch. E. Merrill, pp. 55 – 72.
- Rogers, C. R. (1973): Die klientbezogene Gesprächspsychotherapie. München: Kindler.
- Rogers, C. R. (1975): Partnerschule. München: Kindler.
- Rogers, C. R. & Rosenberg, R. (1980): Die Person als Mittelpunkt der Wirklichkeit. Stuttgart: Clett-Kotta.
- Rogers, C. R. (1985): Toward a more human science of the person. *Journal of Humanistic Psychology*, Vol. 25, No. 4, 7 – 24.
- Rotthaus, W. (1998): Wozu erziehen? Entwurf einer systemischen Erziehung. Heidelberg: Carl-Auer-Systeme.
- Rotthaus, W. (1998): Erziehung aus systemischer Sicht. In *Familiendynamik*, 23/1, S. 25 – 39.
- Rutter, M. (1985): Resilience in the face of adversity: Protective factors and resistance to psychiatric disorders. *British Journal of Psychiatry*, 147, S. 598 – 611.
- Satir, V. (1973): Familienbehandlung: Kommunikation und Beziehung in Theorie, Erleben und Therapie. Freiburg: Lambertus.
- Sauer, M. (1979): Heimerziehung und Familienprinzip. Neuwied: Luchterhand.
- Scheithauer, H. & Petermann, F. (1999): Zur Wirkungsweise von Risiko- und Schutzfaktoren in der Entwicklung von Kindern und Jugendlichen. In *Kindheit und Entwicklung*, 8 (1), Göttingen, S. 3 – 14.
- Schindler, H. (Hrsg.) (1996): Un-heimliches Heim. Von der Familie ins Heim und zurück? Familientherapeutische und systemische Ideen für die Heimerziehung. Dortmund: verlag modernes lernen.
- Schmid, P. F. (1989): Personale Begegnung. Der personenzentrierte Ansatz in Psychotherapie, Beratung, Gruppenarbeit und Seelsorge. Würzburg: echter.
- Schmidt, M. H. (2002): Neues für die Jugendhilfe – Ergebnisse der Jugendhilfe-Effekte-Studie. Freiburg: Herder.
- Schmidtchen, S. (2001): Allgemeine Psychotherapie für Kinder, Jugendliche und Familien. Ein Lehrbuch. Stuttgart: Kohlhammer.

- Schrapper, C. & Heckes, C. (1986): Die un-heimliche Heimat – historische und pädagogische Skizzen zur Interpretation des Begriffes „Heimerziehung“. In Materialien zur Heimerziehung. (IGfH) 2/3, 1986.
- Schulz von Thun, Fr. (1981): Miteinander reden 1 – Störungen und Klärungen. Reinbeck: Rowohlt.
- Schulz von Thun, Fr. (1989): Miteinander reden 2 – Stile, Werte und Persönlichkeitsentwicklung. Reinbeck: Rowohlt.
- Schweitzer, J. & Reuter, D. (1991): Systemisches Denken in der Heimerziehung: Anregungen für Pädagogik, Beratung und Organisation. In Praxis der Kinderpsychologie und Kinderpsychiatrie, 40, S. 171 – 176.
- Seitz, W. (1991): Erscheinungsweise und Prozesse der Entwicklung von Verhaltensstörungen. In G. Hansen & W. Seitz, Entstehung und Behandlung von Verhaltensstörungen im Kindes- und Jugendalter. Pfaffenweiler: Centaurus, S. 7 – 46.
- Seligman, M. E. P. (1979): Erlernte Hilflosigkeit. München: U & S.
- Seligman, M. E. P. (1999): Kinder brauchen Optimismus. Reinbek: Rowohlt.
- Sobiech, D. (2003): Zu Hause im Heim? In Hast/Schlippert/Schröter/Sobiech/Teuber (Hrsg.). Heimerziehung im Blick. Perspektiven des Arbeitsfeldes Stationäre Jugendhilfe. Frankfurt a. M.: IGfH, S. 153 – 158.
- Spitz, R. A. & Cobliner, W. G. (1996): Vom Säugling zum Kleinkind: Naturgeschichte der Mutter-Kind-Beziehung im ersten Lebensjahr. Stuttgart: Klett-Cotta.
- Tausch, R. (1979): Gesprächspsychotherapie. Göttingen: Hogrefe.
- Thiersch, H. (1986): Die Erfahrung der Wirklichkeit. Perspektiven einer alltagsorientierten Sozialarbeit. Weinheim: Beltz.
- Thiersch, H. (1992): Lebensweltorientierte Soziale Arbeit. Aufgaben der Praxis im sozialen Wandel. Weinheim: Beltz.
- Trede, W. & Winkler, M. (2000): Stationäre Erziehungshilfen: Heim, Wohngruppe, Pflegefamilie. In H. – H. Krüger & T. Rauschenbach (Hrsg.). Einführung in die Arbeitsfelder des Bildungs- und Sozialwesens. Opladen: Leske + Budrich, S. 251 – 267.
- Trede, W. (2003): Heimerziehung nach zehn Jahren KJHG – eine Standortbestimmung. In Hast/Schlippert/Schröter/Sobiech/Teuber (Hrsg.) Heimerziehung im Blick. Perspektiven des Arbeitsfeldes Stationäre Jugendhilfe. Frankfurt a. M.: IGfH, S. 65 – 86.
- Uhlendorff, U. (1997): Sozialpädagogische Diagnosen III. Ein sozialpädagogisches hermeneutisches Diagnoseverfahren für die Hilfeplanung. Weinheim: Juventa.
- Unzner, L. (2002): Schutz und Risiko: Die besondere Bedeutung der Bindungstheorie für die Fremdunterbringung. In Sozialpädagogisches Institut im SOS-Kinderdorf e. V. (Hrsg.) Glückliche an einem fremden Ort? Familienähnliche Betreuung in der Diskussion. Münster: Votum, S. 46 – 60.

- Veith, G. (2002): Wenn der Arbeitsplatz gleichzeitig Lebensort ist. In Sozialpädagogisches Institut im SOS-Kinderdorf e. V. (Hrsg.) *Glücklich an einem fremden Ort? Familienähnliche Betreuung in der Diskussion*. Münster: Votum, S. 242 – 255.
- Verband katholischer Einrichtungen der Heim- und Heilpädagogik (1994): *Kleine Kinder im Heim. Beiträge zur Erziehungshilfe*, Band 9. Freiburg i. Br.: Lambertus.
- Wichern, J. H. (1868): *Erziehungsergebnisse in Rettungsanstalten*. In Meinhold, P. (Hrsg.) (1975). *Sämtliche Werke*. Band VII. Hamburg.
- Winkler, M. (1990): Normalisierung der Heimerziehung? Perspektiven der Veränderung in der stationären Unterbringungen von Jugendlichen. In: *Neue Praxis*, 20. Jg., Heft 5, S. 429 – 439.
- Winkler, M. (1993): Entdramatisierung der Heimerziehung. In: *Jugendwohl*, 74. Jg., Heft 6, S. 268 – 285.
- Winkler, M. (2001): Der Tanz auf dem Seil: Das Heim als Utopie – eine Provokation zur Nachdenklichkeit. In Bundesverband katholischer Einrichtungen und Dienste der Erziehungshilfe e. V. (Hrsg.) *Erziehungshilfen gemeinsam gestalten*. Freiburg: Lambertus, S. 46 – 69.
- Witzel, A. (1982): *Verfahren der qualitativen Sozialforschung*. Frankfurt: Campus.
- Wolf, K. (1993): Veränderung in der Heimerziehungspraxis: Die großen Linien. In: ders. (Hrsg.) *Entwicklungen in der Heimerziehung*. Münster: Votum, S. 12 – 64.
- Wolf, K. (1995): „Entthronung“ der Heimerziehung durch ein Konzept flexibel organisierter Erziehungshilfen. In: *Evangelische Jugendhilfe*, 72. Jg., Heft 1, S. 28 – 36.
- Wolf, K. (1998): Professionelle Familienerziehung: Professionalität oder Harmonie? In *Jugendhilfe* 1/1998, Neuwied, S. 32 – 42.
- Wolf, K. (1999): *Machtprozesse in der Heimerziehung. Eine qualitative Studie über ein Setting klassischer Heimerziehung*. Münster: Votum.
- Wolf, K. (2000): Heimerziehung aus Kindersicht als Evaluationsstrategie. In Sozialpädagogisches Institut im SOS-Kinderdorf e.V. (Hrsg.) *Heimerziehung aus Kindersicht*. München: Eigenverlag, S. 6 – 39.
- Zwischenbericht Kommission Heimerziehung der Obersten Landesjugendbehörden und der Bundesarbeitsgemeinschaft der freien Wohlfahrtspflege 1977: *Heimerziehung und Alternativen – Analyse und Ziele für Strategien*. Frankfurt a. M.: IGfH.

12. Anhang

Erhebungsbogen für die Aktenanalyse (vgl. Baur u. a. 1998):

Bei einigen der Fragen waren Mehrfachantworten möglich)

1. *Geschlechterverteilung*
Weiblich
Männlich
2. *Alter*
 < 1 Jahr
 1 – < Jahre
 3 – < Jahre
 6 – < Jahre
 9 – < Jahre
 12 – 14 Jahre
 15 – 18 Jahre
3. *Fremduntergebrachte Geschwister*
Anzahl
4. *Situation der Herkunftsfamilie*
Alleinerziehende Mutter
Stieffamilie
Vollständige Familie
Scheidungsfamilie
5. *Problemlage zu Beginn der Aufnahme in das Kinderdorf*
Geringes Einkommen
Arbeitslosigkeit
Hohe Verschuldung
Problematische Wohnverhältnisse
Soziale Isolation
Problematische Partnerbeziehung
Überforderung
Wechselnde Familienzusammensetzung
Gewalt
Suchtproblematik der Eltern
Langfristige Krankheit
Psychiatrieaufenthalt
Gefängisaufenthalt
Besondere Notlagen
Tod der Eltern/eines Elternteils

6. *Beziehung in der Familie zu Beginn*
 - Förderliches Beziehungsinteresse
 - Ambivalentes Beziehungsinteresse
 - Ausbeutendes belastendes Beziehungsinteresse
 - Ausdrückliche Ablehnung des Kindes/Jugendlichen
 - Verhärtete Strukturen in der Familie

7. *Problemlage zu Beginn*
 - Störung der Eltern-Kind-Beziehung
 - Kind als Opfer familiärer Kämpfe
 - Gewalt/Missbrauch
 - Loyalitätskonflikte
 - Vernachlässigung
 - „Verwahrlosung“
 - Problematisches Milieu
 - Trebe
 - Abweichendes Verhalten
 - Aggressives Verhalten
 - Autoaggressives Verhalten
 - Hyperaktivität
 - Psychische Auffälligkeit
 - Behinderung
 - Entwicklungsrückstand
 - Suchtproblematik
 - Auffälligkeit in sozialen Beziehungen
 - Konzentrationsprobleme
 - Lern-/Leistungsrückstände
 - Fernbleiben von Schule/Ausbildung

8. *Ressourcen*
 - Sorge um Geschwister
 - Zuverlässigkeit/Verantwortungsbewusstsein
 - Hilfsbereitschaft
 - Gute Schulleistungen/Fleiß
 - Guter Umgang mit Geld
 - Gute Sozialkontakte
 - Liest gerne Bücher
 - Gute sportliche Leistungen
 - Selbstständigkeit
 - Spezielle Fähigkeiten

9. *Hilfen im Vorfeld der Aufnahme im Kinderdorf*

Ambulante Beratung durch das Jugendamt
Erziehungsberatungsstelle
Soziale Gruppenarbeit
Krisenintervention
BetreuungshelferIn
Familienhilfe
Vollzeitpflege
Tages-/Wochenpflege
Sozialpädagogische Einzelbetreuung
Kinder- und Jugendpsychiatrie
Therapeutische Angebote
Sonstiges
Keine Angaben

10. *Formen der Elternarbeit*

Besuche der Eltern
Informelle Gespräche
Elternabende
Gezielte Gespräche
Familientherapie
Hospitationsbesuche
Hausbesuche

11. *Gesamtaufenthaltsdauer im Kinderdorf*

7 bis 12 Monate
1 bis 1,5 Jahre
1,5 bis 2 Jahre
2 bis 3 Jahre
3 bis 4 Jahre
4 bis 5 Jahre
5 bis 6 Jahre
6 bis 7 Jahre
7 bis 8 Jahre
8 bis 9 Jahre
9 bis 10 Jahre
10 bis 11 Jahre
11 bis 12 Jahre
12 bis 13 Jahre
> 13 Jahre

12. *Bilanz der Funktion der Erziehungshilfen im Rückblick*

Krisenintervention
Rückkehr in die Familie
Erziehung in anderer Familie
Langfristige Lebensform/Beheimatung
Situationsklärung
Verselbstständigung
Entlastung für die Familie
Trennung vom bisherigen Lebensfeld
Wohnmöglichkeit
Überbrückung von Zwischenzeiten
Versorgung und Bereitstellung stabiler Strukturen
Aufarbeitung von belastenden Erfahrungen
Therapeutisch/heilpädagogische Hilfen
Individuelle Betreuung

13. *Bilanzierte Entwicklung/Gesamtbilanz*

positiv
in Ansätzen positiv
keine maßgebliche Veränderung
negativ
Bilanzierung nicht möglich

Lebenslauf

Name: Georg Kormann
Geburtsdatum: 07. 07. 1949 in Friedberg/Bayern
Adresse: Im Elzgrund 4
74821 Mosbach
Familienstand: verheiratet

Schulbildung:

1955 – 1960 Volksschule in Laimering, Kreis Aichach-Friedberg
1960 – 1970 Humanistisches Gymnasium in Dillingen/Donau und Buxheim/Iller

Studium:

1970 – 1977 Philosophie und Theologie an der Universität München
1974 – 1981 Psychologie an den Universitäten Würzburg und Heidelberg
01. 04. 2002 Beginn der Promotion bei Prof. Dr. Inghard Langer, Hamburg

Psychotherapeutische

Ausbildung:

1975 – 1982 Verhaltenstherapie (DGVT – Tübingen)
1978 – 1980 Familientherapie (H. Stierlin, Heidelberg; M. Bosch, Weinheim)
1983 – 1988 Gesprächspsychotherapie (GwG – Köln)
1985 – 1988 Personzentrierte Kinderpsychotherapie (S. Schmidtchen u. GwG – Köln)
1986 – 1989 Mototherapie (Aktionskreis Psychomotorik)
1988 – 1990 Hypnotherapie (M. E. G)
1991 Klinischer Psychologe/Psychotherapeut, Supervisor (BDP)
1999 Supervisor (GwG, DGSv)
1999 Approbation als Psychologischer Psychotherapeut und Kinder- und Jugendlichenpsychotherapeut
2000 Eintrag in das Arztregister der Kassenärztlichen Vereinigung

Berufstätigkeit:

1970 – 1971 Erziehungshelfer in der Bayerischen Landesschule für Blinde in München
1977 – 1981 Religionslehrer am Hebel-Gymnasium in Schwetzingen
1981 – heute Diplompsychologe und Psychotherapeut im Kinder- und Jugenddorf Klinge (ab 1994 in Teilzeit)
1987 – 1994 nebenberufliche Tätigkeit als Dozent in der Ausbildung für ErzieherInnen und HeilpädagogInnen an der Fachschule für Sozialpädagogik in Buchen/Odenwald und an der Fachschule des LWV für Heilpädagogik in Flehingen/Baden
Lehraufträge an der Fachhochschule Freiburg i. Br./ Fachbereich Sozialwesen
seit 1989 Ausbilder und Lehrtherapeut der GwG in der Ausbildung von Kinderpsychotherapeuten
seit 1994 Dozent für Psychologie an der Pädagogischen Hochschule in Schwäbisch Gmünd

Georg Kormann
Im Elzgrund 4
74821 Mosbach

Eidesstattliche Erklärung

Hiermit versichere ich an Eides Statt, dass ich die vorliegende Dissertation selbstständig und ohne fremde Hilfe angefertigt habe. Außer den angegebenen Quellen wurden keine weiteren Hilfsmittel verwendet. Wörtlich oder inhaltlich übernommene Stellen sind im Text als solche kenntlich gemacht.

Hamburg und Mosbach, den 16. 1. 2005

Georg Kormann
Im Elzgrund 4
74821 Mosbach

Eidesstattliche Erklärung

Ich versichere hiermit an Eides Statt, dass ich mich nicht schon an einem anderen Ort einer Promotionsprüfung unterzogen oder um eine Zulassung zu ihr beworben habe.

Hamburg und Mosbach, 16. 1. 2005